Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Elfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des elften Bandes.

Unsichtbare Hände.

Roman

von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

18. Professor Wyrenberg.

Elimar's großes Gemälde, das seit vierzehn Tagen im Gurlitt'schen Kunstsalon ausgestellt war, fand allseitigen Anklang, begeisterte Bewunderung und lobende Kritik. Der Maler hatte es „Kerkerwonne" betitelt, und diese etwas seltsame Bezeichnung genügte bei der ausgesprochenen Vorliebe der großstädtischen Bevölkerung für das Ungewöhnliche allein schon, das Publikum zu hellen Haufen in die Gurlitt'schen Salons zu ziehen. Die Idee des Bildes rechtfertigte allerdings nicht ganz die sensationelle Betitelung desselben.

Der dem Gemälde zu Grunde liegende Gedanke war überaus einfach: ein junges Weib bringt ihrem, eines politischen Vergehens halber zu schwerem Kerker verurtheilten Manne den Begnadigungsbrief. Die Kleidung des Gefangenen: die Konföderatka, der Tuch-Kaftan und die Kniestiefel aus rothem Saffian, deuten darauf hin,

daß die Scene nach der letzten polnischen Insurrektion sich abspielt.

Die Kritik der Presse hob als besonders lobenswerth die bei aller Einfachheit der Komposition geradezu überwältigende Realistik der Auffassung hervor — eine Realistik, die freilich nichts gemein hatte mit einer gewissen modern gewordenen Kunstrichtung, sondern durch die trotz alledem ein idealer Zug ging. In enger interessirten Kreisen war man über diese kühne Auffassungsart umsomehr erstaunt, als das erste, Aufsehen erregende Bild Waldau's, die „Vestalin", auch eine Kerkerscene, gerade nach dieser Richtung zu wünschen übrig gelassen hatte. Aber auch in anderer Beziehung, in Zeichnung und Farbentechnik legte das neue Gemälde von einem bedeutenden Fortschritt Zeugniß ab. Elimar galt mit einem Schlage nicht mehr für den genialen Bummler, der sein Pfund vergrub, statt mit demselben zu wuchern, nicht mehr für einen „ungezogenen Liebling" der hehren Muse, welcher er diente, sondern für einen mit gewaltigem Ernste und ausdauerndem Fleiße nach Vollendung strebenden Künstler.

Bei der allseitigen Anerkennung, die Elimar's Bild in allen Kreisen fand, erregte eine Kritik desselben in der Zeitung Rahlow's um so größeres Aufsehen. Diese Kritik war wenig sachlich und fachgemäß, dafür gehässig, boshaft und niederträchtig in jeder Zeile. Die Einsichtsvolleren der Collegen Elimar's zuckten die Achseln über die von Gift und Hohn durchsättigte Rezension, die kleinen Neider rieben sich schadenfroh die Hände, das Publikum aber, zwischen zwei Feuer gestellt, strömte in um so größeren Schaa-

ren in die Gurlitt'schen Salons, um sich ein eigenes Urtheil über das vielbesprochene Gemälde zu bilden.

Natürlich war Elimar die Vernichtungskritik Rahlow's — er war von vornherein nicht im Zweifel darüber, daß sie von ihm herrühre — gleich am Tage ihres Erscheinens unterbreitet worden, und zwar von keinem Anderen, als von — dem „stillen Eugen", über den sich in derselben Zeitungsnummer eine stark lobende Notiz befand.

„Es ist ein gemeiner Streich," heuchelte der „Stille", indem er sich Mühe gab, möglichst bedauernd zu erscheinen, „es ist wirklich eine Bosheit sondergleichen! Rahlow sollte sich schämen — es ist die Rache für die Ohrfeige, die Sie ihm im Winter applizirten — aber diese Rache ist niedrig, pfui, sie ist niedrig! Wahrhaftig, er hätte sich die lobende Aeußerung über mein letztes Stillleben, wenn es in der That auch Alle, die das Bild gesehen, zu wahrer Begeisterung hinriß, schenken können, mir liegt nichts daran nach der Infamie, welche er Ihnen zugefügt hat ... Sie armer Freund, wie ärgerlich ist diese Bosheit für Sie! Die Jury wird aufmerksamer auf Ihr Bild, betrachtet es vielleicht auch nicht ganz mit unparteiischem Auge, dürfte es möglicherweise — es kommt ja Alles vor — von der Ausstellung zurückweisen —"

Elimar lächelte. Er kannte seinen Collegen Blänkner und wußte, was von ihm zu halten war.

„Es ist überhaupt noch sehr zweifelhaft, ob ich die ‚Kerkerwonne' auf die Ausstellung bringe," fiel er ein; „es hat sich ein Käufer dafür gefunden!"

„Jetzt schon ein Käufer? Mein Gott, das Bild hängt ja aber erst seit ein paar Tagen bei Gurlitt!"

„Allerdings, der Käufer ist aber trotzdem da! Gurlitt schreibt mir soeben, daß durch einen Agenten zehntausend Mark geboten worden sind, das ist beinahe um die Hälfte mehr, als ich zu verlangen beabsichtigte. Ich wäre ein Thor, wenn ich nicht zuschlüge!"

Der „stille Eugen" taumelte fast. Was hatte dieser Mensch, der Waldau, der talentlose Schmierer, für ein Glück! Zehntausend Mark! So viel ließen sich ja kaum die berühmteren Künstler für ein gelungenes Opus zahlen, und wer kannte denn den jungen unbedeutenden Waldau? Es war zum Verzweifeln! —

Blänkner sah etwas bleich aus, als er Elimar zu seinem neuen Erfolge gratulirte.

„Sie verdienen Ihr Glück," meinte er, „und ich beneide Sie nicht!"

Dann drückte er Waldau gerührt und herzlich die Hand und begab sich sofort zu seinem Freunde Rahlow, um diesem das unglaubliche Ereigniß mitzutheilen und ihn zu bitten, auf der Stelle eine geharnischte Abhandlung über „den Kunstgeschmack des Publikums" zu schreiben. Der Artikel prangte denn auch schon am nächsten Morgen im Blatte und strotzte von neuen Ausfällen gegen den Maler Waldau.

Was Elimar Blänkner erzählt hatte, war die Wahrheit gewesen. Im Auftrage irgend eines reichen Mäcens, dessen Name gar nicht einmal genannt wurde, waren Waldau wirklich zehntausend Mark für sein Gemälde ge-

boten worden. Climar zögerte nicht, auf den Handel einzugehen, machte aber zur Bedingung, daß sein Bild noch auf der Kunstausstellung, falls es Annahme fände, ausgehängt werden sollte. Speziell Blänkner's Voraussetzungen hatten ihn zu dieser Bedingung veranlaßt. —

An einem der letzten Septembertage feierte Climar seinen Geburtstag und hatte für den Abend einige Bekannte und Freunde zu einer gemüthlichen Zusammenkunft in seine Wohnung geladen, unter diesen auch Dreyfuß und den Baron Menken.

Die meisten der Anwesenden waren Menken bereits bekannt; zu denen, die ihm als fremd vorgestellt wurden, gehörte aber ein Mann, der die Aufmerksamkeit des Barons in hohem Grade fesselte. Es war dies der Professor Paul Wyrenberg, ein Wiener Maler, der vor Jahren zu den Berühmtheiten seiner Kunst gezählt, Palette und Pinsel aber ruhen gelassen hatte, als er älter geworden und durch eine Erbschaft in glänzende äußere Lebensverhältnisse getreten war. Climar hatte den Professor, einen überaus liebenswürdigen, welterfahrenen und vielgereisten Herrn, durch einen zufällig bei Gurlitt getroffenen Freund kennen gelernt; man hatte über die „Kerkerwonne" lebhaft diskutirt, und der Professor hatte dem jüngeren Collegen dafür so viel Lob gespendet, daß Climar sich veranlaßt fühlte, mit dem Freunde, bei dem Wyrenberg während seines Berliner Aufenthaltes logirte, auch den Letzteren einzuladen.

Nicht die Berühmtheit des Namens Wyrenberg war es jedoch, die Menken interessirte, sondern die Erinnerun-

gen an eine traurige Episode, die dieser Name in ihm wach rief, die Erinnerung an die letzte Stunde des Obersten v. Hackert. Wyrenberg, so hatte jener Wiener Maler geheißen, der damals mit den Herren v. Hackert und v. Hilgersdorf während des italienisch-österreichischen Feldzuges in jenem kleinen Tessindörfchen geweilt hatte, welches das Geheimniß der Geburt Lucia's umschloß.

Es gelang Menken, den Professor nach dem Souper, mit dem die alte Susanne alle Ehre eingelegt hatte, an sich zu ziehen und sich mit ihm in einen Plauderwinkel des Ateliers, in welchem Elimar den Kaffee serviren ließ, zu setzen.

„Apropos, Herr Professor," setzte Menken nach einigen unwesentlichen Bemerkungen das Gespräch fort, „ich glaube übrigens, daß mir Ihr Name bereits von einem lieben verstorbenen Freunde, mit dem Sie im Jahre 1859 in der Südschweiz zusammengetroffen waren, mehrfach genannt worden ist. Entsinnen Sie sich noch eines Freiherrn v. Hackert-Selchern?"

Wyrenberg zog die hohe Stirne kraus und legte den Kopf auf die Lehne des Sessels zurück.

„Hackert-Selchern?" wiederholte er in fragendem Tone, „es ist möglich, war er nicht dem Hauptmann, respektive dem späteren General v. Hilgersdorf befreundet? Ah, jawohl, jetzt erinnere ich mich deutlich dieses Namens — wir verlebten den Frühling 1859 zusammen in B., einem Dörfchen am Ticino! O, jetzt steht mir diese Zeit wieder deutlich im Gedächtniß, Herr v. Hackert verlor seine Gattin in B. zur gleichen Zeit, da uns, Hilgersdorf und mir, in dem Winzerhäuschen, das wir bewohnten, ein kleines

Abenteuer — es ist wohl kaum so zu nennen — passirte. Eine hübsche Marketenderin, in der ich eine Campagnolin wieder erkannte, die mir in Rom Modell zu einer Schwerttänzerin gestanden, war mitten in den Schrecken des Krieges zur Wöchnerin geworden. Das arme Weib stand völlig mittellos auf der Welt, und da legten wir Drei zusammen, um dem Elend wenigstens einigermaßen zu steuern. Wir fanden das niedliche Frauchen später in einem Bivouak wieder, und ich habe es dort zum zweiten Male auf dem Lagerbilde porträtirt, das ich für Hilgersdorf aquarellirte. Ich entsinne mich gern dieser Tage; es war eine tolle, lustige Zeit — Du lieber Gott, nun ist man alt und grau geworden!"

„Noch nicht so alt, um nicht mit Freude der Jugendzeit zu gedenken," lächelte Menken. „Freilich, es sinkt Einer nach dem Anderen von den Genossen einstiger glücklicher Stunden zu Grabe — auch General Hilgersdorf wurde zu dem großen Appell abgerufen, der uns Alle erwartet. Mit ihm ist ein Original verschwunden, wie es Berlin nicht bald wiedersehen wird."

„'s war ein wilder Kerl, als ich ihn kennen lernte, dieser Hilgersdorf," fiel der Professor lebhaft ein, „Soldat mit Leib und Seele — wer weiß, ob das nicht das Beste gewesen ist an ihm! Seine Leidenschaften beherrschten ihn allzu sehr — das Spiel und die Weiber, weiter gab's keine Freude für ihn, wenn 'mal der Kanonendonner verstummt war! Auch auf unsere Schutzbefohlene, die kleine Marketenderin der Garibaldianer, hatte er sein Luchsauge geworfen, dieser tolle Don Juan! —"

„Er kannte die Schöne natürlich schon lange?" Menken versteckte sein gespannt aufmerksames Gesicht hinter einem entzündeten Schwefelholze, mit dem er seine Cigarre in Brand setzte.

„I Gott bewahre, durchaus nicht!" gab der Professor lachend zur Antwort. „Die Arme wurde direkt aus dem Heerlager Menotti Garibaldi's, des damals kaum zwanzigjährigen feuerköpfigen Freicorpsführers, auf einem Ackerwagen auf das neutrale Gebiet des Tessindörfchens gebracht. Ich weiß mich dessen noch zu erinnern, als sei das kleine Ereigniß gestern passirt. Es regnete fürchterlich, so ein echter italienischer Landregen, als das Wägelchen vor unserem Hause hielt. Hilgersdorf hatte kaum das hübsche Gesicht der jungen Carmella — Carmella, richtig, so hieß die Kleine — erblickt, als er sich auch schon als ihr Beschützer gerirte. Etwaige Hoffnungen, die er gehegt haben mag, dürften sich übrigens schwerlich erfüllt haben, denn die kleine Carmella war recht, recht spröde, und konnte mit ihren schwarzen Augen verteufelt wild blicken, war man nicht ehrerbietig genug. Ich habe später in dem Bivouak, wo wir sie wiedersahen, Wunderdinge erzählen hören von dem braven, züchtigen Weibchen . . ."

Menken senkte den Kopf über die Mokkaschale, die er in der Hand hielt. Wie erfreuten ihn diese Worte des alten Malers! —

„Nun tritt mir auch die Erinnerung an Herrn v. Hackert wieder heller in die Gedanken," fuhr der Professor fort. „Eine liebenswürdige, respektgebietende Persönlichkeit, ein Cavalier

vom Scheitel bis zur Sohle und ein durch und durch braves Herz! Auch er hatte sich des Geschickes der armen Carmella warm angenommen — ich sehe ihn noch vor mir, wie er eines Tages mit einem Korb voll Wäsche und Kleidung, die seine gleichfalls todkrank darniederliegende Gattin schickte, in unserem Winzerhäuschen erschien. Seine Barmherzigkeit wurde nicht durch erhöhtes Lebensglück vergolten, seine Gemahlin starb bei der Geburt ihres Töchterchens!"

Der Baron nickte schwermüthig.

„Ich kannte sie nicht, es soll ein blutjunges Weib, eine Brünette von eigenthümlicher Schönheit gewesen sein, dabei edel und großherzig wie ihr Gatte! Man sagt, ihre Tochter gleiche ihr — und dann trifft die Schilderung zu, die ich über sie hörte."

Professor Wyrenberg leerte das Liqueurgläschen mit Chartreuse, das man ihm präsentirte.

„Nie in meinem Leben habe ich eine trotz aller Einfachheit so erhebende Leichenfeier mitgemacht," fuhr er dann fort, „als die Beerdigung der Frau v. Hackert in B. Die Freifrau war Katholikin und so konnte man ihrem letzten Wunsche, auf dem Kirchhofe des Tessindörfchens zur Ruhe bestattet zu werden, ohne Schwierigkeit nachkommen. Vielleicht trug der entzückende Frühlingstag und die malerische Lage dieses Friedhofes dazu bei, die Feier so würdevoll zu gestalten. Denken Sie sich ein uraltes verwittertes Kirchlein mit einem epheuumrankten, moosumsponnenen Glockenthurm tief eingebettet in ein stilles, wundersam schönes Thal. Zerfallene Gräber

ringsum, von Cypressen, Lorbeer und Oliven beschattet, einsame Blutbuchen an den Wegen und hie und da ein Christusdorn. Dicht an der Kirchhofsmauer, eingedämmt zum Schutze gegen das Hochwasser, rauscht der Tessin vorüber, dann steigen die Berge auf, schneegekrönt, glühend im Sonnenlichte, nachtschwarz im Mondenschein ... O, ich versichere Sie, lieber Baron, die Verstorbene that besser daran, sich unter die Trauereschen am Tessin, als in unserem kühlen Norden auf einem der schattenlosen modernen Friedhöfe einbetten zu lassen! Nun lassen Sie mich weiter schildern; das war die Landschaft, jetzt kommt die Staffage! Herr v. Hackert, der Wittwer, und Herr v. Hilgersdorf folgten der Leiche in Uniform. Es war wohl das erste Mal, daß der gelbbraune Ticino preußische Pickelhauben an seinen Ufern sah. Das ganze Dorf, Jung und Alt, bildete die Prozession, die hinter den Särgen schritt — hinter den Särgen, denn zugleich mit der Freifrau wurde das todtgeborene, oder kurz nach der Geburt verstorbene Töchterchen unseres Schützlings, der kleinen Carmella, beerdigt. Nebeneinander senkte man die Beiden in die lenzfeuchte Erde — gibt's größere Kontraste? Die Aristokratin und das Bettlerkind schlummerten Leib an Leib unter denselben Cypressen und Eschen, und wenn der Sturm kam, dann warf er die dunkelgrünen Blätter derselben Bäume auf beide Gräber zugleich. Die Schulkinder des Dorfes sangen einen Psalm, dann begann der Pfarrer die Leichenpredigt. Nun geschah etwas Wunderbares. Während er sprach, zog sich mit furchtbarer Schnelle am Himmel ein Wetter zusammen, es blitzte und donnerte,

und lag schwefelgelb in den Wolken — aber kein Tropfen Regen fiel, die Einsenkung der Särge zu stören. Es war erhaben schön, dieses Frühlingsgewitter über dem Friedhof. Tiefdunkel war der Himmel, dann stand er wieder in Flammen, und das Rollen des Donners accompagnirte den Psalmgesang der Kinder — eine Stimme von oben sprach mit! Ich habe noch oft mit Hilgersdorf über diese seltsame Leichenfeier gesprochen ..."

Menken hatte schweigend und mit Aufmerksamkeit den Worten des Professors gelauscht, nun fragte er: „Sie bewohnten allein mit Herrn v. Hilgersdorf das Winzerhäuschen in B.?"

„Wir hatten uns zusammen dort einquartiert, es wäre auch kaum Platz für eine dritte Person gewesen, schon um der kleinen Marketenderin willen mußten wir uns einschränken, aber was thut man nicht Alles einem hübschen Frauchen zu Gefallen! Herr v. Hackert bewohnte eine Villa am Ausgange des Dorfes, die ursprünglich von einer Mailänder Tänzerin erbaut, dann verauktionirt worden war."

Menken strich sich über die Stirn.

„Mir ist, als hätte Hackert gelegentlich noch von einem dritten Herrn gesprochen, mit dem er häufiger in B. zusammengetroffen sei, einem jungen römischen Rechtskandidaten — so Etwas ..."

„Das ist wohl ein Irrthum, ich möchte sogar auf das Bestimmteste behaupten, daß dem nicht so sein kann! Hackert, Hilgersdorf und meine Wenigkeit waren die einzigen Fremden am Orte —"

„O, ich kann mich auch täuschen!" fiel Menken ein

und lächelte; „man pflegt die Erinnerungen stoßweise zusammenzuraffen, werden sie erst einmal geweckt, und da wirft man mancherlei durcheinander!“

Der Professor erhob sich.

„Nun will ich mir aber auch das Atelier unseres talentvollen Freundes einmal näher anschauen,“ bemerkte er und trat an die die Wände schmückenden Aquarellen und Skizzen heran. „Vielleicht finde ich eine Kleinigkeit, die ich zum Andenken an ihn eskamotiren kann!“

Professor Wyrenberg hatte sich schon vorher Menken gegenüber in lobender Weise über die Leistungen Elimar's ausgesprochen, und er kam jetzt darauf zurück, als er einige trefflich ausgeführte Genrebilder unter der Sammlung des Malers fand. —

Der Abend verfloß in animirter und unterhaltender Stimmung. Rath Dreyfuß war, wie gewöhnlich, wenn die strengen Augen der Frau Therese nicht auf ihm ruhten, die Ausgelassenheit selbst und erzählte ununterbrochen allerhand drollige Reminiscenzen aus seinem Leben. Schließlich hatte er sich, den Pokal mit Ananasbowle in der Rechten, in einen dunklen Winkel des Salons zurückgezogen, um sich dort ein wenig „zu erholen“, d. h. um den mächtigen Kopf auf die Brust zu neigen und sanftselig zu entschlummern.

„Rath, Rath!“ dröhnte es da plötzlich an sein Ohr und eine kräftige Hand schlug ihm auf die Schulter, „Sie müssen mitwetten, das hilft nichts, Sie kennen ja auch den ‚Mutabor‘, mit dem mich Kieselsberg von den Ulanen in den Schlamm gelegt hat!“

‚He?“ antwortete der Dicke und richtete etwas schlaftrunken das Haupt empor, „was ist los? Ich höre nicht mehr recht, man wird alt!“

„Pfui — alt!“ dröhnte es im Chorus rings um ihn herum, und Dreyfuß sah sich mit den noch halb verschleierten Augen von einem Kreis jüngerer Herren umgeben, in deren Mitte Menken lächelnd stand. „Pfui, Herr Rath, wer wird eingestehen, daß uns Epikuräer auch einmal das Alter überrascht, das ist eine Konzession an das Philisterthum, das ist beschämend!“

„Ich nehm's zurück — was gibt's?“ schrie der Rath zwischen die durcheinanderwirbelnden Stimmen der vom Wein meist schon ein wenig erhitzten Herren.

„Es handelt sich um eine Wette,“ begann Lieutenant v. Wedell zu erklären, „zu der Ihr Machtwort, Ihre Zustimmung, kurz, Ihr Segen fehlt! Sie kennen doch auch den ‚Mutabor‘, diese kopfscheue Bestie, die ich für baare sechshundert Thaler vom Grafen Kieselsberg gekauft habe, und die ich nun nicht einmal vor der Front reiten kann, weil sie auf gräßliche Weise verrissen worden ist?“

„Schönes Pferd aber,“ meinte Dreyfuß, „trotz aller Verrissenheit! Beine wie Stahl und eine Brust von Eisen!“

„Was nutzt's mich!“ schrie Wedell, „was nutzt's mich, wenn ich mit dem Thiere nichts anfangen kann! Sie haben ja selbst gesehen, verehrtestes Räthchen, wie ich es in der Bahn zu reiten versuchte — unmöglich!“

„Absolut nicht unmöglich,“ wandte Menken ein. „Die Sache ist die, lieber Dreyfuß: ich behaupte, daß der ‚Mu-

tabor' der bequemste, willigste und beste Gaul ist, den es auf dem Erdenrund gibt, wenn man ihn — richtig reitet. Das konnte weder Kieselsberg, noch ist es, ich gestehe es offen, Freund Wedell im Stande!"

„Danke für das Kompliment!" rief wieder der Besitzer ‚Mutabor's' dazwischen, „wir werden ja sehen, wer Recht behält! Baron Menken meinte nämlich, und er hat vier Wetten darauf acceptirt, daß Ihr Silberdiener, Herr Rath, der kleine Francesco, uns Alle zu beschämen und den Gaul wie einen zahmen Pudel zu führen vermag. Was sagen Sie dazu?"

Dreyfuß wiegte den Kopf hin und her.

„Das ist eine etwas starke Behauptung von unserem guten Menken!" entgegnete er. „Den ‚Mutabor' kann nur eine sehr schwere, massive Persönlichkeit, nicht so ein luftiger Firlefanz, wie es der Francesco ist, reiten. ‚Mutabor' hat ein zu starkes Rückgrat, das ist sein Fehler, sein einziger Fehler und daher kann er nur durch Gewicht und Kraft bezwungen werden. Dixi!"

Ein allgemeines Halloh erhob sich bei diesen Worten des Raths. Dreyfuß hatte, da er im letzten Feldzuge auch Pferdelieferungen unternommen, Urtheil in Sportangelegenheiten, besonders verstand er sich auf das Exterieur der Thiere und auf ihre Reitfähigkeit.

Trotzdem schüttelte Menken den Kopf.

„Ich komme wahrhaftig in die Verlegenheit, auch Ihnen einmal widersprechen zu müssen, mein lieber Dreyfuß," warf er ein. „Ich muß bei meiner vorherigen Behauptung bleiben!"

„Wetten, Herr Rath, wetten!“ schrie der erhitzte Lieutenant und schwang sein Bowleglas, als ob er eine Reitpeitsche in der Hand habe. „Der Baron muß gestraft werden für seine Hartnäckigkeit!“

„Ich würde jede Wette annehmen,“ entgegnete Menken, „obwohl es nicht ganz gentlemanlike wäre, da ich über den Ausgang keinen Zweifel hege! Mir kommt aber eine Idee — darf ich selbst proponiren?“

„Proponiren Sie!“ rief Wedell, und der Rath nickte würdevoll mit dem Kopfe.

„Gut denn,“ nahm der Baron wieder das Wort, „so schlage ich Folgendes vor: gewinnt Rath Dreyfuß, werfe ich fünfhundert Mark zu einem Champagnerfrühstück aus, bei dem ich die sämmtlichen Zeugen dieser Verhandlung als Theilnehmer zu fungiren bitte, gewinne ich, so ist der Rath verpflichtet, mir seinen Francesco zum Ersatz für meinen schwindsüchtig gewordenen Thompson als Jockey und Reitknecht zu überlassen.“

Wedell brüllte Bravo, ein kleiner Tumult entstand, ein Glas wurde zur Erde geworfen, und ein junger, etwas angeheiterter Porträtmaler bestieg einen Stuhl, um verschiedene Hochs auf Menken und Wedell und Dreyfuß und ‚Mutabor‘ und Francesco und noch zehn andere auszubringen.

„Ich bitte um Ruhe!“ schrie nunmehr der Rath und leerte sein Glas. „Ich bitte ferner, die Sache zu Protokoll zu nehmen, respektive in die Wettbücher einzutragen: ich nehme den Vorschlag an!“ —

„Francesco wird gewinnen,“ flüsterte später Menken

Elimar in das Ohr. „Ich bin meiner Sache sicher, und dann haben wir den Burschen in unserer Gewalt! Der ‚Mutabor‘ ist ein treffliches Pferd, aber er ist rückenkitzlich, daran liegt's, daß ihn kein Mensch reiten kann. Francesco ist federleicht und aalgewandt; er brachte mir neulich eine Botschaft nach dem Tattersall, und ich ließ ihn scherzeshalber auf dem ‚Tollkopf‘ ein paarmal durch die Bahn changiren. Ich merkte daran, daß er bei dem Marchese Serena auch wirklich reiten gelernt hat. — Ich bleibe als Letzter, lieber Elimar, ich habe Ihnen noch Einiges zu erzählen! Lassen Sie mich Dreyfuß einen Wink geben, Mitternacht ist vorüber, es ist Zeit, aufzubrechen."

Der Rath verstand Menken's Wink und rüstete sich zum Abschied. Wedell und der junge angeheiterte Künstler protestirten zwar energisch und verlangten nach einem Schlage „Meine Tante, Deine Tante", aber davon wollte Waldau nichts wissen. So brach man denn allgemach auf, rief der alten Susanne, die als Thürhüterin den Gästen die Treppe hinab leuchtete, noch einige Scherzworte zu und trollte dann die Straße herauf.

Menken und Elimar blieben allein zurück.

Waldau suchte noch nach einer nicht ganz geleerten Flasche, um zum letzten Male die Gläser zu füllen, steckte sich an den herabgebrannten Lichtern eine neue Cigarre an und ließ sich dann neben dem Baron auf dem Sopha nieder.

Menken begann von den Erinnerungen zu erzählen, die der Name des Professors Wyrenberg in ihm aufgescheucht, und von seiner kurzen Unterhaltung mit demselben.

„Es ist Mancherlei," fuhr er fort, „was mich bei dieser Unterhaltung befriedigte und sogar glücklich machte. Zunächst tritt durch die harmlosen Enthüllungen Wyrenberg's die ganze Schurkerei Cadama's in noch volleres Licht. Sie entsinnen sich, was ich Ihnen über den von mir entdeckten Fälschungsversuch des Abenteurers erzählte. Zu Beginn des von ihm abgefaßten Dokumentes hieß es ungefähr: ‚Ich, der Endesunterzeichnete, Bodo v. Hilgersdorf, erkläre und bescheinige hiedurch in Beisein des Rechtskandidaten Giulio Cadama aus Rom, daß' — und so weiter. Die Worte ‚in Beisein des Rechtskandidaten Giulio Cadama' sollen dem Schurken die letzte Hinterthüre offen lassen: er will selbst als Zeuge des Kindesumtausches auftreten und dabei soll ihm das gefälschte Papier als Beglaubigung dienen. Hackert hatte mich zwar versichert, daß nur er, Carmella und Hilgersdorf von der Sache wissen könnten, niemand Anderes sonst, dennoch schwankte ich, nachdem ich das falsche Attest gelesen, ob nicht Cadama gleichfalls zu jener Zeit in B. verweilt habe. Die Möglichkeit lag nahe; der Advokat konnte ja Mitwisser sein, ohne daß Hackert sich seiner Persönlichkeit erinnert hätte. Nun erzählte mir aber der Professor, er wisse mit Bestimmtheit, daß in den Tagen, da Frau v. Hackert gestorben, er, Carmella und die beiden preußischen Offiziere die einzigen Fremden im Dorfe gewesen seien. Damit zerfällt meine Muthmaßung, und es ist also eine offenbare Schurkerei Cadgma's, selbst als Zeuge auftreten zu wollen. Wyrenberg hat natürlich keine Ahnung — es ging dies mit Gewißheit aus seiner Erzählung hervor — von dem

Hackert'schen Familiengeheimniß; sollte aber Cadama es wirklich wagen, seinen Plan zur Ausführung zu bringen, würden wir in dem Professor jedenfalls eine neue Handhabe gewinnen, um gegen den Abenteurer mit aller Macht des Gesetzes vorgehen zu können.

Am meisten erfreut aber haben mich die Mittheilungen Wyrenberg's über den Charakter Carmella's. Die Erziehung mag abschleifen, läutern, veredeln, das Blut vererbt sich, und so wäre es mir eine Art psychologischen Räthsels gewesen, hätte ich in der Mutter Lucia's ein verkommenes Weib sehen müssen. Dreyfuß erzählte mir, Francesco hege eine fast abgöttische Liebe zu seiner verstorbenen Mutter, schon das machte mich stutzig. Der Professor schildert Carmella aber auch als ein armes, schwergeprüftes, jedoch braves und rechtschaffenes Weib, und das stimmt mit den Mittheilungen, die ich mir mit Hilfe des deutschen Konsuls in Rom auf diskrete Art über sie zu verschaffen wußte. Danach hatte sie das Marketenderhandwerk nur ergriffen, um nicht auf schmähliche, ehrlose Weise unterzugehen!

Hilgersdorf, der Satyr, von dem es noch in seinem Alter bekannt war — wie viel mehr in seinen jüngeren Tagen! — daß jedes jugendlich hübsche Frauengesicht ihn in einen wahren Rausch zu versetzen im Stande gewesen, konnte es natürlich nicht über das Herz bringen, das arme Weib mit seinen Anträgen unbehelligt zu lassen. Carmella wies den Wüstling ab, so erzählte der Professor, und so scheint es auch wahrscheinlich nach alledem, was ich über diese Frau gehört. Das Eine wenigstens wissen

wir bestimmt: Hilgersdorf hat Carmella nicht vor der Geburt Lucia's gekannt! —

Ich hatte die Befürchtung gehegt, es könne dies der Fall gewesen sein — Climar, wie ein Stein hat diese Furcht auf meinem Herzen geruht! Ich las Ihnen kürzlich die Stelle aus meinem Tagebuche vor, die jenes wunderliche Zusammentreffen zwischen Hilgersdorf und Carmella in dem Bivouak vor Podol im Jahre sechsundsechzig behandelt. Erst in den letzten Lebenstagen des Obersten v. Hackert war mir dieses längstvergessene Buch wieder einmal in die Hände gekommen, und die Kombination hatte mich darauf geführt, daß die Carmella, welche in dieser kleinen Episode eine so eigenthümliche Rolle gespielt, identisch sein könnte mit der Marketenderin der Garibaldianischen Alpenjäger, jener selben Carmella, von der mir Hackert, als wir verwundet in den Baracken von Koblenz lagen, erzählt hatte. Bangen erfaßte mich damals; war es denn so ganz unmöglich, daß Hilgersdorf schon vor jenem Tage, da Carmella Aufnahme in dem Winzerhäuschen des Tessindörfchens gefunden, mit dieser bekannt gewesen, daß sein hilfreiches Eingehen auf den Kindestausch aus persönlichem Interesse erfolgt sei? — Nicht ahnend, daß Hackert's Leben nur noch an einem Faden hing, war ich unvorsichtig genug, ihm meinen Gedankengang, meine Muthmaßungen in seiner letzten Stunde auszuplaudern, was sein Nervensystem in furchtbare Erregung brachte und — ich klage mich dessen an — seinen Tod beschleunigte!

Ich klage mich dessen an, aber ich schwöre Ihnen,

Elimar, ich habe in bester, wohlmeinendster Absicht gehandelt! Das Gefühl, Lucia könne Hilgersdorf, diesem brutal leidenschaftlichen, niedrig denkenden Menschen nahe stehen, war mir entsetzlich, aber es war da, hervorgerufen durch eine ganz erklärbare Verschiebung der Umstände, die mich irreführen mußte! Mein todter Freund weiß längst, was die Wahrheit ist, heute bin auch ich beruhigt über die Möglichkeiten, die mich damals bewegten. Wyrenberg war ein intimer Freund Hilgersdorf's, es kann also kein Irrthum sein, wenn er behauptet, daß der Letztere Carmella in B. überhaupt erst kennen gelernt habe. Auch die Lösung jener Bivouaks-Episode vor Podol habe ich in seiner Erzählung gefunden. Carmella bekam plötzlich — und das spricht mit für ihre reine Gesinnung — Sehnsucht nach ihrem Kinde. Sie wußte, daß Hackert und Hilgersdorf deutsche Offiziere, und so suchte sie denn nach ihnen.

Gott gebe, daß der Plan Cadama's zerstört werde, ehe er zur Reife kommt, ehe Lucia erfährt, daß sie nicht des Obersten Tochter ist, es würden ihr schwere Stunden erspart werden. Gelingt es mir, Francesco zu Bekenntnissen zu bewegen, dann hoffe ich, wird sich ein Anhaltspunkt finden, Cadama mit Hilfe der Polizei zu Leibe zu gehen. Das aber soll ein Schreckschuß werden, der all' das Gesindel, welches sich um ihn geschaart hat, zerstreuen wird wie Nebel in der Sonne! Und darauf hin, Elimar, wollen wir unsere Gläser leeren!"

---

19. Mutabor.

In einer Privatreitbahn der Karlsstraße, deren Besitzer allen Sportsmen Berlins eine wohlbekannte Persönlichkeit war, trafen sich am nächsten Morgen um zehn Uhr, der Verabredung gemäß, diejenigen Herren, welche an den Wetten um „Mutabor" am Geburtstagsabende Climar's Theil genommen hatten.

Mit Dreyfuß war auch Francesco in die Bahn getreten. Als ihm der Rath am Morgen mitgetheilt hatte, um was es sich handle, war er unwillkürlich erbleicht. Er dachte an seine letzte Unterredung mit Cadama, an dessen Befehl, die Dienste Menken's zu suchen. War es der Zufall, der ihm entgegenkam? Francesco verehrte den Baron, der stets freundlich und leutselig zu ihm war, und er würde sich kaum gewehrt haben, seine Stellung bei Dreyfuß zu verlassen, hielt ihn dort nicht — Lucia zurück. Der arme Bursche hatte einen schweren Kampf zu durchkämpfen, die blasse Furcht vor den Schreckbildern, die Cadama vor ihm im Falle des Ungehorsams heraufbeschworen, siegte aber schließlich doch über die Stimme des Herzens.

Francesco hatte das Jockeykostüm hervorgesucht, das er als Trainer bei dem Marchese Serena getragen. Die lichtviolette Seidenblouse, die Beinkleider aus weißem Leder, an die sich niedrige Wadenstiefel legten, und die bunte Mütze auf den schwarzen Locken, das Alles stand dem Campagnolen vortrefflich. Mit diesem luftigen Kostüm war auch die alte Reiterlust in die Brust Francesco's gezogen. Menken hatte Recht: wer einmal in der Arena

gesiegt, für den ist der Sattel ein Rosenbett! Francesco freute sich darauf, die alte Kunst wieder erproben zu dürfen, er freute sich auf den zu gewärtigenden Kampf mit dem „Mutabor", der ihm von Dreyfuß als ein störriges, eigensinniges Pferd geschildert worden war.

Aller Augen richteten sich auf Francesco, als er die Reitbahn betrat.

„Famoser Junge!" meinte der Lieutenant Markwitz zu seinem Nachbar, einem dicken Maler mit wallenden Locken, den weniger das Interesse für den Sport als die Neugierde hieher gelockt hatte. Lieutenant v. Wedell stand daneben, und auch er mußte zu dieser Aeußerung des Kameraden mit dem Kopfe nicken, obwohl es ihm seiner Wetten wegen angenehmer gewesen wäre, der „famose Junge" hätte eine weniger gute Reiterfigur gehabt.

„Einen Augenblick, mein lieber Francesco," wandte sich der Baron Menken im Flüstertone an den Campagnolen. „Hegen Sie kein Mißtrauen gegen den ‚Mutabor', es ist ein vortreffliches Pferd, aber weichmäulig und etwas rückenkitzlich. Sitzen Sie vornüber und nehmen Sie den Zügel locker, dann wird es gehen. Vor Allem seien Sie vorsichtig beim Aufsteigen, damit das Thier nicht scheu wird."

Francesco nickte. Nun wurde die Bahnthüre geöffnet und „Mutabor" schritt, von einem Stallknecht am Kandarenzaum geführt, in die Manège. „Mutabor" war wirklich ein prächtiges Thier: groß und stattlich, mit schönem Halse, feingefesselten Beinen, zierlichem Huf, starkrückig und doch elegant, nervig und muskulös. Aber das scheue

Kopfwerfen, der unruhige Schritt, das leichte Vibriren der Flanken zeigte auf den ersten Blick den schlechten Zuritt, die verdorbene Erziehung.

Neugierig traten die Herren näher und bildeten einen Halbkreis um den schönen Gaul. Die Meisten spendeten ihm Lob, nur Wedell fluchte.

„Werdet's sehen,“ meinte er, „was mir die Schönheit nützt. 's ist wie mit einem hübschen Weibe, die keinen Charakter hat!“

Der junge Porträtmaler, der am verflossenen Abend so ausgelassen vergnügt war, opponirte gegen einen solchen respektlosen Vergleich, und währenddessen trat Francesco an den „Mutabor“ heran.

Sein Erstes war, dem Stallburschen vorsichtig den Zügel aus der Hand zu nehmen; der Mensch hatte die Faust nach auswärts gekehrt und dadurch dem Pferde wehe gethan, weil die Kandare sich tiefer in das Maul gepreßt hatte.

Nun streichelte Francesco den Hals „Mutabor's“, dann saß er plötzlich im Sattel, als sei er hinaufgeflogen. „Mutabor“ wollte bocken, aber sein Reiter ließ ihm keine Zeit dazu. Die Schenkel fest an den Weichen, leicht nach vorne geneigt, um vorläufig keinen Kitzel zu erzeugen, den Kandarenzaum schlaff und auch den Trensenzügel nur wenig gebrauchend, nöthigte er den „Mutabor“, vorwärts zu schreiten. Aber „Mutabor“ wollte nicht. Er unterließ zwar das Bocken, stand jedoch fest am Platze, spielte mit der Kinnkette und zerstampfte mit den Vorderfüßen den Sand. Nun gab es Sporen. „Mutabor“ machte einen

gewaltigen Satz, daß die zuschauenden Herren auseinander stoben, galopirte einige Schritte und fiel dann in einen unruhigen Trab. Aber nach und nach wurde die Gangart ruhiger, regelmäßiger kamen die Beine heraus und korrekter wurde die Hufspur. Francesco ritt sehr vorsichtig, auf die Eigenheiten des Pferdes eingehend, immer leicht vornüber und immer locker im Zügel. Nur am Schenkeldruck konnte „Mutabor“ fühlen, daß er einen Herrn im Sattel hatte.

„Schwerebrett,“ rief Wedell, „das geht ja famos! Eins, zwei — eins, zwei — eins, zwei — wie im Parademarsche! Na, warten wir ab, ich glaube noch nicht an den Erfolg, bis ich den Galop gesehen habe!“

Und der Galop kam; anfangs noch etwas wild, dann vollkommen gleichmäßig wie der Trab. „Mutabor“ war beruhigt; er fühlte den Rückendruck kaum und seine Zunge war frei, mehr wollte er nicht.

Rath Dreyfuß riß die Augen auf. Er merkte das kleine Kunststück nicht, das Francesco anwendete, und war erstaunt über die Reittüchtigkeit seines Dieners. In kurzen, fast abgezirkelten Sätzen nahm „Mutabor“ die Bahn; auf seinem blanken Körper zeichnete jede Muskel sich ab, die Beine streckten sich, weiße Schaumflocken tropften zwischen Kandare und Trense hervor.

„Gewonnen, Menken!“ rief Dreyfuß und wandte sich um nach dem Angesprochenen, der lächelnd am Eingangspfosten lehnte.

„Bombenwetter! Jetzt muß ich's auch noch 'mal versuchen! 's müßte doch mit dem Kukuk zugehen, sollte

ich nicht ebenso gut die Bestie reiten können, wie dieser Jockey!"

Wedell winkte, und Francesco parirte und saß ab. Aber der Lieutenant war beim Aufsitzen unvorsichtiger als der frühere Reiter, das Pferd bäumte sich und schlug dann plötzlich hinten aus.

Ein heller Schmerzensschrei schallte durch die Bahn, dann stürzte sich ein Theil der Herren auf den wild umherrasenden „Mutabor", der zweite nach der Mitte der Manège. Hier richtete sich soeben, schimpfend und wetternd, Lieutenant v. Wedell wieder auf, während Francesco, den der Huf des Thieres getroffen, mit geschlossenen Augen und geisterbleich, ohnmächtig im Sande lag.

Der Erste, der sich über Francesco beugte, war Menken. Er riß ihm die Blouse auf und hob seinen Kopf ein wenig empor. In demselben Augenblick quollen helle Tropfen Blutes über die weißen Lippen. „Mutabor" hatte dem dicht hinter ihm stehenden Campagnolen mit dem Hinterfuße einen furchtbaren Schlag vor die Brust versetzt, die bläulichrothe, blutunterlaufene Wunde sah schrecklich aus.

Eine allgemeine Verwirrung entstand. Wedell wüthete gegen den „Mutabor" und drohte, die Bestie todtzuschießen, der Rath schickte drei Stalljungen zu drei verschiedenen Aerzten, Waldau rief nach Eau de Cologne, und die Anderen standen ziemlich rathlos umher.

„Elimar!"

Menken rief den Maler zu sich heran.

„Die Verwundung ist schwer, ich werde Francesco sofort bei mir in Betten packen lassen, eilen Sie zum Geheimrath Wobbser und bitten Sie ihn, so schnell wie möglich zu mir zu kommen!"

Dann hob der Baron den kaum noch athmenden Knaben auf und trug ihn in sein vor der Reitbahn haltendes Coupé.

„Allmächtiger!" stöhnte Janisch, der auf dem Bocke saß, „schon wieder ein Unglück!"

Der Rath trat noch einmal an den Wagen heran.

„Wollen wir Francesco nicht lieber in meine Wohnung bringen?" fragte er. „Er hat dort sein eigenes Zimmer und vielleicht größere Ruhe."

„Habe ich ihn nicht gewonnen?" lächelte Menken zurück. „Von nun ab bin ich verantwortlich für ihn!"

Dreyfuß zuckte die Achseln. Er ärgerte sich etwas über die Halsstarrigkeit des Barons. Was hatte dieser von Francesco, wenn er auf dem Tode lag? Das war ein schöner Ersatz für den schwindsüchtigen Thompson! —

Der Wagen rollte davon, und Menken grüßte noch einmal mit der Hand die zurückbleibenden Herren aus dem Coupéfenster.

In eine Decke gewickelt lag Francesco neben ihm, ganz starr, anscheinend leblos. Menken blickte in das schöne, geisterhafte Gesicht des jungen Burschen, und ein unendliches Mitleid überkam ihn. Waren es doch die Züge Lucia's, die der Verwundete trug.

Der Baron dachte daran, welches die Folgen sein müßten, wenn Francesco sterben sollte; dann war der ganze schlau angelegte und fein eingesponnene Plan Cada-

ma's zu nichte geworden, weil dann der letzte Blutsverwandte aus dem Geschlecht Lucia's stumm war. Cadama würde zwar sicher auch in diesem Falle noch nicht seine Hoffnungen begraben, aber die Hauptstütze fehlte — der Kampf wurde schwerer für ihn.

Und doch — Francesco durfte nicht sterben! Er durfte nicht sterben, denn auf ihn hatte ja Menken gebaut; was war es nicht Alles, was er noch erzählen und sagen mußte, um die dunklen Schatten zu lichten, die immer noch die Geburt Lucia's umhüllten! Er durfte nicht sterben.

Der Wagen hielt. Vorsichtig wurde Francesco in die Wohnung Menken's geschafft und dort in ein Bett gelegt. Unmittelbar darauf erschien Elimar mit dem Arzte. Das Antlitz des Letzteren zog sich in bedenkliche Falten, als er die ohnmächtige Jünglingsgestalt und die furchtbare Schlagwunde auf der entblößten Brust sah.

„Ein schwerer Fall," bemerkte er, nachdem er den Kranken genau untersucht, „doch kann ich noch nicht erkennen, ob die Verletzungen auch innerliche sind. Ich hoffe es nicht, der Bursche ist kräftig und hat eine Brust von Erz, da wird die Natur sich helfen!"

Der alte Arzt verordnete einige beruhigende Medikamente und Eisumschläge und ersuchte den Baron, ihn unverzüglich rufen zu lassen, sobald Fieberdelirien eintreten sollten. Sorgfältigste Aufsicht über den Kranken sei nothwendig.

Schon am Morgen des folgenden Tages ließ sich Herr Giulio Cadama bei Menken melden und wurde in dessen Salon geführt.

„Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß Sie bei zwei Söhnen Italiens kurz hintereinander den barmherzigen Samariter zu spielen in die Lage kamen, Herr Baron," begann der Advokat etwas schwülstig; „der Himmel wird Ihnen Ihre Aufopferung lohnen . . ."

„O, ich bitte Sie," fiel Menken abwehrend ein und zog die Stirne kraus, „lassen wir doch derlei Komplimente! Darf ich Ihnen irgendwie gefällig sein, oder was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

Cadama merkte jetzt erst, daß der Baron ihm geflissentlich keinen Stuhl angeboten hatte und daß ein auffallend scharfer Accent aus seinen Worten hervorklang. Das machte den Advokaten stutzig.

„Francesco Pedretti ist ein kleiner Bekannter von mir," entgegnete er, „nach ihm mich zu erkundigen der einzige Grund meiner Visite. Ich hörte gestern Abend durch Zufall von dem Unglück erzählen, das ihn betroffen, hörte auch, daß wieder Sie, Herr Baron, es gewesen seien, der zum zweiten Male einem verwundeten Italiener Obdach gewährte, und das trieb mich hieher. Ich hoffe, mit meinem armen Francesco geht es nicht allzu schlecht?"

„Es ist im Gegentheil Aussicht vorhanden, daß er bald wieder hergestellt sein wird," gab Menken zur Antwort. „Das Pferd hat ihn mit dem rechten Hinterhufe vor das Brustbein geschlagen, ohne jedoch eine Knochenzerschmetterung oder eine Verletzung edlerer Theile herbeizuführen. Nur eine starke Fleischwunde ist geblieben, die Fiebererscheinungen zur Folge hat. Ich denke, daß in vierzehn Tagen bis drei Wochen Francesco sich schon wieder in der

Rekonvalescenz befinden wird. Er wird sich freuen, daß ein Landsmann sich so liebenswürdig nach ihm erkundigt hat — darf ich ihm Grüße übermitteln?"

Cadama senkte für einen Augenblick den Kopf.

„Vielleicht erinnert er sich meiner eher," begann er dann zögernd wieder und zog die Menken wohlbekannte Brieftasche hervor, „hätten Sie die Güte, ihm meine Karte zu geben. Ich will nur, um mich ihm besser in das Gedächtniß zurückzurufen, eine kurze Notiz auf die Rückseite schreiben. Gestatten Sie mir, Herr Baron ..."

Cadama kritzelte zwei Namen auf seine Visitenkarte und überreichte sie dann Menken.

„Ich habe die Ehre —"

Der Baron verbeugte sich kurz und Cadama verließ den Salon.

„Es ist nicht gefährlich mit dem Bürschchen," murmelte er, die Treppe hinabsteigend, „das beruhigt mich! Den Teufel auch, es war unvorsichtig, sich so der Gefahr auszusetzen; hätte diese wilde Bestie ein wenig höher geschlagen, wäre ich vor die Eventualität gestellt worden, von Neuem beginnen oder meinen Plan aufgeben zu können. Besser so! Francesco hat sich auf unauffällige Weise an den Baron herangeschmuggelt, und nun wird es sich zeigen, ob wir das Dokument in unseren Besitz zu bringen vermögen!"

Mit der Besserung Francesco's ging es zwar langsamer, als Menken anfangs geglaubt, doch aber stetig vor-

wärts. Der Campagnole besaß eine zähe Natur. Trotz seines weichherzigen Naturells war er starknervig wie ein amerikanischer Trapper, und trotz seiner zarten, elastischen Figur konnte er auf seine feste Konstitution vertrauen. Er hatte die Fieberdünste der Campagna eingeathmet, ohne daß sie ihm schadeten, und er hatte oft genug in kalter, nebelfeuchter Herbstnacht ohne wärmende Decke auf den Marmorstufen irgend einer Kirche in Rom der Ruhe gepflogen. Da hatte sein Leib sich gehärtet und war widerstandsfähiger, ausdauernder geworden.

In den ersten Tagen seiner Krankheit hatte Francesco noch öfters mit leichten Fieberanfällen zu kämpfen gehabt. Die umsichtige Pflege, die Menken dem Kranken angedeihen ließ, die vortreffliche ärztliche Behandlung und nicht zum Wenigsten die tiefe Ruhe, die ihn umgab, hatten indeß ihre wohlthätigen Wirkungen nicht verfehlt. Schon nach acht Tagen war der Pulsschlag wieder regelmäßig geworden und auch eine eiternde Ausdehnung der erhaltenen Wunde nicht zu befürchten. Nun kam aber der Arzt mit einem neuen und sehr bestimmt gegebenen Befehle: Francesco sollte, da für ihn das ungewohnte nördliche Klima in jenen Sturmtagen, die den Uebergang vom Herbst zum Winter bilden, ganz unzuträglich sei, die völlige Genesung in seiner Heimath jenseit der Alpen suchen.

Menken war diese ärztliche Anordnung nicht unlieb. Rath Dreyfuß hatte seiner Gemahlin, wie wir wissen, versprechen müssen, bei Beginn der unfreundlicheren Tage Berlin mit einem Kurorte des oberen Italiens vertauschen zu wollen, wo man sich mit Aenny Döring ein Rendez-

vous zu geben beabsichtigte. In Frau Therese hatte das letzte Beisammensein in Brunnen die Sehnsucht nach ihrem Pflegekinde nur noch mehr verstärkt; sie drängte jetzt schon in ihren Gatten, die winterlich werdende Hauptstadt zu verlassen, und fand auch diesmal wieder eine eifrige Fürsprecherin in Lucia.

Lucia liebte die Großstadt nicht, die so oft und so schmerzhaft die Erinnerungen an ihren verstorbenen Vater weckte. Gerade seinetwegen, der in seinen letzten Lebensjahren zu bequem und auch zu kränklich geworden war, um noch größere Reisen zu unternehmen, hatte sie stets geduldig zwischen den engen Mauern und in all' dem geräuschvollen, ihr herzlich wenig zusagenden Treiben der Metropole ausgehalten. Die letzte Sommerfrische in der Schweiz aber war für sie eine wahre Erholung gewesen und hatte in ihr den Wunsch rege gemacht, auch die herrlichen Landschaften jenseit der Alpen kennen zu lernen.

Wie vor dem Antritt der Schweizerreise, so sah der Rath sich nun auch diesmal wieder von zwei Seiten zugleich bedrängt: auf der einen fand er den mahnend ernsten Blick der Frau Therese, auf der anderen das bittende Lächeln Lucia's. Konnte er da widerstehen? Zu allem Ueberfluß war noch ein Brief Aenny's eingetroffen, der die Mittheilung enthielt, daß sie einem freudigen Familienereigniß entgegensehe, und daß demgemäß der Arzt angeordnet habe, sie solle das rauhe Hochgebirge verlassen und einen klimatisch günstigeren Winteraufenthalt, womöglich an der Riviera, beziehen.

So war es denn beschlossene Sache, daß man Mitte

Oktober dem Schwalbenfluge folgen und ein Plätzchen am blauen ligurischen Meere aufsuchen wolle.

Diese allgemeine Flucht vor dem nordischen Winter war aber nicht der einzig bestimmende Grund für den Baron Menken, gleichfalls die Pilgerreise nach dem Süden anzutreten. Er hoffte vielmehr, begünstigt durch den Umstand, daß Francesco in seiner Begleitung sein werde, in Italien nähere Details über das Vorleben und die Familienverhältnisse jener Carmella Boccani einziehen zu können, die ihn so viel in seinen Gedanken beschäftigte. Für die Zeit, daß Lucia fern von Berlin weilte, war seine Anwesenheit hier zudem auch viel weniger am Platze, als in ihrer Nähe, denn Menken sagte sich richtig, daß bei der überlegenden Schlauheit der Intriganten diese wohl kaum einen Schlag ausführen würden, wenn dessen Gelingen nicht auf das Genaueste zu berechnen wäre. Um einen Prozeß anzustrengen, mußte aber der Widerpart im Lande, das heißt faßbar sein. —

Menken hatte in der Voraussetzung, daß jede unangenehme Erinnerung bisher schädlich auf Francesco wirken mußte — und er hatte seinen guten Grund, eine Erinnerung an Cadama für nicht erfreulich zu halten — dem Campagnolen von dem Besuche des Letzteren noch nichts gesagt, demgemäß auch die Visitenkarte des Advokaten noch an sich behalten. Nun war aber Francesco wieder so weit hergestellt, daß Menken an die Ausführung seiner Idee, einer „Bekehrung" des Campagnolen, denken konnte. Er war überzeugt davon, daß — wenn Francesco, was ihm seinen Beobachtungen nach für unmöglich erschien,

eben nicht durch und durch verhärtet — jetzt der geeignetste Zeitpunkt zu einer ehrlichen Aussprache gekommen war. Francesco war sein Diener, er hatte sich des kranken Jünglings aber wie ein Vater angenommen. Er hatte an seinem Bette gewacht, hatte ihm die aufmerksamste Pflege angedeihen lassen, war freundlich und herzlich zu ihm gewesen, als sei der Kranke ein ihm Gleichgestellter, mehr als das, ein naher Verwandter. Francesco hatte diese Theilnahme wohl empfunden und Menken öfter als einmal in warmen und aufrichtigen Worten seine Dankbarkeit ausgesprochen — der Baron verlangte aber mehr!

Es war zu Beginn der Dämmerstunde, als Menken in das Krankenzimmer trat. Francesco lag mit geschlossenen Augen im Bette, öffnete sie aber sofort, als er die Thüre gehen hörte. Er sah noch immer blaß und schmalwangig aus, doch das freundliche Lächeln, das bei dem Eintritte Menken's um seine Lippen spielte, und der letzte flammende Sonnenstrahl, der durch das Fenster auf sein Antlitz fiel, ließ in diesem Augenblicke die Nachwehen der Fiebertage schwerer erkennen.

„Ich bringe Ihnen die Grüße eines römischen Bekannten, mein lieber Francesco," begann Menken und ließ sich auf einem Stuhle dicht neben dem Bette des Kranken nieder; „der Herr hat mir eine Karte für Sie übergeben."

Francesco griff danach und las. Sein hübsches bleiches Gesicht verzerrte sich förmlich, er schloß wieder die Augen und lehnte sich tief in die Kissen und von seinen Lippen drang es im Flüstertone:

„Briccone! Schurke!"

Herr v. Menken ergriff die heiße Hand des Knaben und behielt sie in der seinen.

„Cadama ist ein Schurke, Francesco," sagte er mit gehobener Stimme, „ich weiß es! Nicht aus Freundschaft für Sie kam er hieher, sich nach Ihnen zu erkundigen, sondern aus Furcht, Sie könnten unvorsichtig sein und in überflüssiger Dankbarbeit gegen Ihren Pfleger zu plaudern beginnen... Erregen Sie sich nicht, vergessen Sie den Besuch Cadama's, ich habe eine bessere Nachricht für Sie, ich bringe Ihnen noch weitere Grüße zweier guten Menschen, die mich soeben verlassen haben: vom Rath Dreyfuß und von — Ihrer Schwester!"

Francesco fuhr jäh in die Höhe; halb in jauchzendem Glück, halb in qualvoller Angst leuchteten seine Augen, seine Finger umschlossen die Rechte Menken's.

„Von meiner Schwester!" rief Francesco mit erstickter Stimme, „allmächtiger Gott, so wissen Sie —"

„Alles, Francesco — ja, ich weiß Alles," fiel der Baron ein und er legte den Aufgeregten sanft in die Kopfkissen zurück; „ich weiß Alles und ich gestehe Ihnen, daß auch der Egoismus mitsprach, als ich Ihnen so bereitwillig Aufnahme bei mir gewährte. Ich dachte, Sie würden erkennen lernen, daß ich es gut mit Ihnen meine und daß mir daran gelegen ist, den Bruder Lucia's aus schlechten Händen zu retten, ich dachte, Sie würden sich mir offen anvertrauen, damit ich helfen könne, ich, der ich in dieser Sache glücklicherweise zu helfen vermag. Als Lucia's Vater auf dem Sterbebette lag, mußte ich ihm schwören, seiner Lucia, die als sein Kind erzogen worden

ist, als sein Kind vor der Welt gilt, und die selbst nicht weiß, daß es anders ist, stets schützend zur Seite zu stehen. Ich habe meinen Schwur mit Gottes Hilfe halten können — bis jetzt — nun aber erlahmt mir die Kraft, da ich den eigenen Bruder im Heerlager der Feinde Lucia's sehen muß!... Ich frage Sie, Francesco: ist alles brüderliche Gefühl aus Ihnen geschwunden, daß Sie die Hand zur Vernichtung der Schwester erhoben?"

Der Campagnole vergrub das Antlitz in den Betten und Menken hörte, wie er leise schluchzte. Kam die Reue über ihn, oder war er wirklich nur eine Maschine im Dienste Cadama's gewesen? —

„Francesco," sagte Menken und er beugte sich über den Kranken, um ihm in die thränenden Augen zu sehen, „sprechen Sie sich aus, denken Sie daran, daß Sie einen Freund vor sich haben! Wie ich Lucia beschirmen will, so will ich auch Ihnen helfen! Sie sollen ein neues Leben beginnen, sollen ein besserer Mensch werden, und ich, ich will Ihnen die Hand dazu reichen! Ich will Ihnen die Mittel geben, im ehrlichen Erwerb sich Verdienst zu schaffen, ich will Ihnen ermöglichen helfen, die Vergangenheit auszulöschen. Der Bruder Lucia's soll nicht länger in dienender Stellung verbleiben, er soll versuchen, sich eine Position zu erringen, die seinen Fähigkeiten entspricht. Wollen Sie das, Francesco? Wollen Sie meine Hilfe annehmen? Wollen Sie mir Ihr vergangenes Leben enthüllen, damit ich weiß, welche Maßregeln ich ergreifen kann, um diejenigen zu vernichten, die Ihnen und mit Ihnen Lucia in den Abgrund zu ziehen gedenken, die Sie in einen schlechten Men-

schen und Lucia in eine Bettlerin zu verwandeln sich bestreben? Wollen Sie das, Francesco?"

Langsam richtete der Campagnole sich auf. Noch lag die verglimmende Sonnengluth auf seinem braunen Gesicht, und so konnte Menken denn deutlich sehen, daß die verzerrten Züge ruhiger geworden waren, und daß sein Auge mit Innigkeit auf dem Fragenden ruhte.

„Sie haben es gut mit mir im Sinne, Herr Baron, ich weiß es längst," entgegnete Francesco, und er bemühte sich, langsam und leidenschaftslos zu sprechen, „ich weiß auch, daß ich ohne Scheu Ihnen mein Herz ausschütten darf, mein übervolles Herz, das so viel gelitten hat, seit man meine geliebte Mutter begrub! Ich will thun, was Sie von mir fordern, obwohl es mich selbst schmerzt, meine wüste Vergangenheit vor Ihnen zu enthüllen, ich habe so viel des Unrechten und Bösen gethan! So lange meine Mutter lebte, war mein Herz gut; sie hütete mich und wachte über mir, und all' ihr geringer Erwerb wurde geopfert, damit ich Erziehung erhielte. O, wie anders war diese Zeit als die bitteren Tage, die nach dem Tode meiner Mutter über mich kamen! Ich sank und sank, und der, der mich immer tiefer stieß, war mein Quälgeist, mein Dämon — Cadama!"

Francesco hielt erschöpft inne und faltete die Hände über der Bettdecke. Menken sah ein, daß er anders vorgehen müsse, um bei dem Kranken größere Aufregungen zu vermeiden. Ein Rückfall konnte von schwerwiegenden Folgen sein.

„Cadama hat keine Gewalt mehr über Sie, mein lieber

Francesco," sagte er in sanftem Tone, „ihn brauchen Sie nicht zu fürchten! Er wird sich hüten, auch noch fernerhin Ihre Wege zu kreuzen — gewiß nicht, so lange Sie unter meinem Schutze stehen!"

„Und doch sind die beiden Worte, die er auf seiner Karte hinterlassen, zwei furchtbare Drohungen," fuhr der Campagnole heftig fort, „zwei Drohungen, die er sicher zur Wahrheit machen wird, befolge ich nicht auf das Genaueste seine Befehle. ‚Ancona e Caserta' steht auf der Karte; in Ancona befindet sich die Landesstrafanstalt für schwerere Verbrecher, in Caserta das Korrektionsgefängniß. Da oder dort winkt mir die Gefangenschaft, wenn Cadama es will, denn er weiß, daß ich der Theilhaberschaft eines Münzendiebstahls, der vor Jahr und Tag im Palazzo Borghese ausgeführt wurde, verdächtig bin. Daß ich unschuldig bin an diesem Verbrechen — bei der heiligen Maria, so unschuldig, wie ein eben geborenes Kind! — wer wird es mir glauben, da sich doch scheinbare Beweise meiner Mitthäterschaft bei mir vorfanden! Reicht Ihre Macht so weit, Herr Baron, daß Sie mich auch vor Ancona und Caserta schützen können?"

„Seien Sie ohne Furcht, Francesco," gab Menken zur Antwort, „Cadama wird nicht wagen, die Anklage gegen Sie zu erheben, er würde sich damit das eigene Grab schaufeln. Er sucht Sie einzuschüchtern, er, der selbst unter dem Galgen steht — überlegen Sie sich: ist es werth, solchen Drohungen Beachtung zu schenken?"

Der Compagnole schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, nein, tausendmal nein!" rief er aus. „Ich will gewaltsam die Ketten abschütteln, die mich an diesen

Schurken fesseln, will wieder frei sein und ehrlich, will endlich einmal zu dem Bewußtsein kommen, leben zu können auch ohne den vernichtenden Druck, den ein Elender auf mich ausübt. Allzu lange habe ich mich knechten lassen, nun trage ich diesen Ballast nicht länger!... Neigen Sie sich weiter herab, Herr Baron, damit ich meine Stimme nicht zu sehr anzustrengen brauche, Sie sollen meine Beichte hören!... Ich war zwei Jahre in Rom und trieb dort, da nach dem Tode meiner Mutter kein Mensch mehr für mich sorgte, allerlei Gewerbe, aber ehrliche Gewerbe, Herr Baron, als ich eines Abends von einem mir unbekannten Manne nach dem Corso berufen wurde. Ein Maler, der mich am Mittag auf der Scala di Spagna gesehen, wolle mich sprechen, um mich eventuell als Modell zu engagiren; er warte vor dem Palazzo Borghese auf mich. Ich war damals in einer Lage, die mich jeden Verdienst annehmen hieß, und so folgte ich denn ohne Zögern dem unbekannten Rufer. An einem Portikuspfeiler des genannten Palastes ließ mich mein Begleiter allein mit der Weisung, zu warten, bis der Maler, der im Café Venezia soupire, erscheinen werde. Der Abend war dunkel, in der Bogenhalle, in welcher ich stand, herrschte sogar tiefe Finsterniß, so daß ich mir doch, umsomehr, da ich bereits über eine Viertelstunde meines Bestellers harrte, Gedanken über die seltsame Wahl dieses Rendez-vous zu machen begann. Plötzlich hörte ich hinter mir leises Geflüster, zwei dunkle Gestalten huschten an mir vorüber. Fast in dem nämlichen Augenblicke ertönte grell und schrill die im Portikus hängende, für die Alarmirung des Dienst-

personals bei besonderen Vorgängen bestimmte Glocke, und aus einer der oberen Etagen herab schallte der angstvolle Ruf: ‚un ladro!' — ‚ein Dieb! ein Dieb!' Im Nu strömte von allen Seiten und Ecken die Dienerschaft zusammen, schreiend und schimpfend und fluchend, und eine dritte dunkle Gestalt flog in mächtigen Sätzen die Portaltreppe hinab. Dicht hinter ihr her keuchten ein paar Lakaien und unaufhörlich klang deren Geheul: ‚Diebe! Diebe! Fangt die Diebe!' durch das Haus. Einen Moment später fühlte ich, daß der Flüchtling mich streifte, fühlte auch gleichzeitig in der Seitentasche meines Rockes ein Fallen und Klingen wie von Goldstücken. Schon im nächsten Augenblick — alles das war blitzschnell geschehen — hatte mich eine derbe Faust am Kragen gepackt und eine dröhnende Stimme rief: ‚Den Einen hätten wir, nun fort zur Wache!' Während der größte Theil der Dienerschaft und des sich vor dem Portikus angesammelten Publikums die fliehenden Diebe verfolgte, wurde ich, fast starr und willenlos vor Schreck, in den vor dem Palazzo haltenden geschlossenen Wagen geschleppt. Ein Mann nahm neben mir Platz, dann ging es in schärfstem Trabe davon. Ich hatte einen Schlag auf den Kopf erhalten und wurde plötzlich ohnmächtig.

Als ich wieder erwachte, lag ich in einem einfach möblirten Gemache auf einem ledernen Sopha. Vor mir stand mit gekreuzten Armen und mich scharf beobachtend derselbe Mann, der mich in den Wagen geschleift hatte, derselbe Mann, dessen bleiches Fuchsgesicht mich seit dieser Stunde unaufhörlich verfolgt, der zum Fluch meines Lebens geworden ist — Cadama! Er sprach zu mir: ‚Ich

kenne Dich, Francesco Boccani, wenn Du Dich auch nicht entsinnst, mich jemals gesehen zu haben. Ich preise den Zufall, der mich heute mit Dir zusammengeführt, denn ich suchte schon seit Tagen nach Dir. Höre mich an! Du bist verdächtig, an dem Einbruch im Palazzo Borghese Theil genommen zu haben — und nicht nur verdächtig, sondern schon überwiesen, wenn man die fünf goldenen Münzen, die sich in der rechten Tasche Deines Rockes vorfanden, als corpora delicti auf den Tribunalstisch legen wollte. Ein wunderbares Geschick trieb mich Dir in den Weg — es gelang mir unter der Vorspiegelung, zur Wache fahren zu wollen, Dich zu retten. Aber ich rettete Dich nicht aus Barmherzigkeit, aus Menschenliebe, ich hatte meine Absichten dabei. Ich brauche Dich, Francesco, ich bedarf Deiner, ich verlange eine Gefälligkeit von Dir, die weder unehrenhaft noch gefahrdrohend ist, die im Gegentheil dem Rechte zum Siege verhelfen soll, die Dich selbst zum wohlhabenden Manne machen wird. Schau aus dem Fenster; dort unten stehen zwei Polizisten. Ein Wink von mir, und sie haben Dich gepackt und Du kannst noch in dieser Nacht Dein Haupt auf die Pritsche des Gefängnisses niederlegen. Dann aber bist Du verloren. Du wirst zwar sagen: ich bin kein Dieb, ich habe nicht gestohlen! Aber die Richter werden nur lächelnd auf die Goldstücke zeigen, die Deine Tasche enthielt. In Caserta zupfen die Sträflinge Wolle am Spinnrocken, wie die Weiber im Winter, und in Ancona schleifen die Gefangenen Fußketten nach sich wie die wilden Thiere im Käfig — weder das Eine ist schön, noch das Andere! Dahin oder

dorthin aber wird man Dich schicken, Dich, den Spitzbuben, den Münzendieb! Und dann wird man mit Fingern auf Dich zeigen und alle Zeitungen werden Deinen Namen nennen — nicht einmal, nein zwanzigmal! Das aber ist eine Ehre, die man gerne entbehrt. Habe ich Recht, Francesco Boccani?‘

Das war's, was Cadama mir sagte — und ich lag vor ihm und knirschte mit den Zähnen und verfluchte mein Unglück und mich selbst. Dann überlegte ich. Was wollte Cadama von mir? Eine Gefälligkeit, keine Sünde, eine Gefälligkeit, die mir selbst Geld einbringen sollte, um derentwillen er mich schon seit Tagen gesucht. Die Neugierde regte sich in mir — ich mußte wissen, weshalb man nach mir geforscht. Cadama legte mir einen Schein vor, laut welchem ich eingestand, ein Dieb zu sein, und ich war doch keiner! Willenlos aber unterzeichnete ich diesen Pakt und gab mich damit ganz in die Hände des Teufels!

Nun wurde Cadama freundlich. Er ließ Wein holen und erzählte mir dann, was ihn veranlaßt hatte, ganz Rom nach mir abzusuchen. Es war eine wunderliche Geschichte, deren Hauptperson meine selige Mutter bildete, und die ich anfänglich für Erfindung hielt, bis ich mich später von der Wahrheit derselben überzeugen mußte.

Aus Ihren Worten, Herr Baron, entnahm ich, daß Sie bereits wissen, um was es sich handelt. Meine erstgeborene Schwester, von der mir die Mutter oftmals erzählt hat, daß sie unmittelbar nach der Geburt gestorben und in einem Dorfe am Ticin begraben worden sei, sollte noch leben — leben als die Tochter eines reichen Deutschen,

dessen todtgeborenes Kind man an die Stelle meines Schwesterchens untergeschoben habe. Da Lucia nicht die gesetzliche Erbin jenes Mannes war — eine Adoption hatte nicht stattgefunden, weil man das Geheimniß wohl gewahrt glaubte — so mußte das Vermögen nach preußisch-märkischem Rechte an den nächsten Verwandten des verstorbenen Obersten v. Hackert fallen, sobald der Nachweis geführt werden konnte, daß Lucia nicht wirklich die leibliche Tochter des Genannten war. Diesen Nachweis wollte Cadama bringen, und ich sollte ihm behilflich dazu sein!

Meine Fragen, aus welcher Quelle Cadama sein Wissen über dieses Familiengeheimniß geschöpft habe, beantwortete er ausweichend."

Der Baron v. Menken schaute erstaunt auf, und jetzt zum ersten Male unterbrach er die Erzählung des Campagnolen.

„Hat denn nicht Ihre Mutter Sie selbst oder doch wenigstens Cadama in die Angelegenheit eingeweiht?" fragte er.

Francesco verneinte.

„Ich bemerkte schon," fuhr er fort, „daß meine Mutter mir im Gegentheil mehr als einmal erzählt hat, daß meine einzige, während des Krieges gegen die Oesterreicher geborene Schwester bald nach der Geburt verstorben sei. Cadama war mir aber bis zu dem Augenblick, da mich ein schrecklicher Zufall in den Portikus des Palazzo Borghese führte, völlig unbekannt — im Hause meiner Mutter habe ich ihn nie gesehen!"

„Wie lange war Ihre Mutter schon todt, als Sie mit Cadama zum ersten Male zusammentrafen?"

„Ueber zwei Jahre. Sie starb im Sommer 1877 an einem hitzigen Fieber, kurze Zeit nach unserer Uebersiedelung von Neapel nach Rom, wo meine Mutter auf besseren Verdienst hoffte."

Menken schaute gedankenvoll in die graue Dämmerung hinein, die inzwischen hereingebrochen war.

„Das ist eine Aenderung der Sachlage, die zu denken gibt," meinte er zögernd. „Nach Ihrer Annahme wäre es also kaum möglich, daß Cadama seine Kenntnisse aus Mittheilungen Ihrer Mutter geschöpft hat?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich den Mann niemals in unserer Wohnung gesehen habe."

„So kann also nur ein dritter Eingeweihter ihm das Geheimniß verrathen haben! Und wer — wer sollte das gewesen sein!"

„Ich habe mir oft genug diese Frage vorgelegt, ohne zu einem Resultate zu kommen, bis eine Unvorsichtigkeit Cadama's mich auf die Spur führte. Am Tage nach dem Diebstahl im Palazzo Borghese las ich im ‚Fanfulla', daß die Spitzbuben erwischt worden seien, nur Einer sei mit fünf werthvollen Münzen, die er aus den numismatischen Kabineten des unbewohnten Flügels gestohlen, entwischt. Dieser Eine war ich! — In meiner Todesangst, doch noch vor Gericht gestellt zu werden, verließ ich in den ersten Tagen nicht mit einem Schritte die Wohnung Cadama's, der mir einen Dienerposten in seinem Bureau angewiesen hatte. In diesen Tagen war es, wo ich bei der Vernichtung

seiner in den Papierkorb geworfenen überflüssigen Briefschaften unter diesen ein kurzes, halb zerrissenes Billet entdeckte, dessen Sinn, für jeden Anderen unverständlich, mir bedeutsam erschien. Es war aus San Remo vom Oktober 1880 datirt und lautete ungefähr: ‚Ich liege schwer krank, daher nur eine kurze Warnung. Wollen Sie etwas erreichen, gehen Sie nicht allzu brüsk vor, sondern auf Schleichpfaden, hinten herum. Bedenken Sie, daß, so lange der Alte noch lebt, er Ihnen mit einem Federzuge einen Strich durch die Rechnung machen kann. Also Vorsicht!‘ Unterzeichnet waren diese Zeilen mit drei Buchstaben — H, i und l ...“

„Hil also,“ bemerkte Menken und plötzlich schrie er fast überlaut auf: „Hilgersdorf!“ —

Nun war es Minuten lang ganz still im Krankenzimmer. Menken stützte Kopf und Hand auf das Nachttischchen neben dem Bette und dachte darüber nach, wie wunderbar Der dort oben doch die Geschicke der Menschen zu lenken verstand — und Francesco lag still und schweigsam in seinen Kissen. Auch ihm war der Name Hilgersdorf ja nicht fremd; er hatte ihn oft nennen hören im Dreyfuß'schen Hause, freilich ohne eine Ahnung zu haben, daß dieser Name so eng mit der Sache verbunden sein sollte, der er bis jetzt, wenn auch gegen seinen Willen, gedient hatte.

Eine Bewegung Menken's riß ihn aus seinem Sinnen auf. Der Baron sah ernst aus, und doch lag ein freundliches Lächeln auf seinem gutmüthigen Gesicht, als er sich wieder zu Francesco wandte.

„Erzählen Sie mir weiter,“ sagte er, „wir wollen uns

alle Erörterungen und Folgerungen sparen, bis ich Sie völlig gehört habe. Dann erst läßt sich urtheilen, dann auch können wir überlegen, in welcher Weise Cadama am besten und schnellsten unschädlich gemacht werden kann. Erzählen Sie weiter, Francesco — was waren die ersten Forderungen, die der Advokat an Sie stellte?"

„Erpressungsbriefe," erwiederte der Campagnole, und die Scham trieb ihm die helle Gluth in die Stirne; „auf Cadama's Befehl mußte ich in längeren und kürzeren Zwischenräumen verschiedene Schreiben an den Obersten v. Hackert richten, um ihn zu Geldzahlungen zu veranlassen. Cadama meinte, der Prozeß, den er, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen sei, anzustrengen beabsichtige, erfordere die Beschaffung großer Summen. Ich selbst hatte es im Uebrigen gut bei Cadama: wenig zu thun und keine Sorge um das tägliche Brod! Im Stillen verwünschte ich freilich die unselige Stunde, die mich diesem Menschen zugeführt, und je mehr in mir die Sehnsucht zur Freiheit wuchs, desto drückender wurde mein Dienstverhältniß.

Eines Tages trat Cadama ziemlich aufgeregt zu mir heran und theilte mir mit, daß er, da der Oberst v. Hackert, wie er soeben erfahren habe, gestorben sei, für eine längere Zeit nach Berlin übersiedeln müsse. Er habe mir eine annehmbare Stellung bei einem Civilingenieur an der Gotthardbahn verschafft, in welcher ich vorläufig verbleiben solle, bis er mich nach der deutschen Reichshauptstadt nachkommen lassen werde. Bald darauf reisten wir Beide ab, ich unter dem Namen Francesco Pedretti, den ich auf den Befehl Cadama's angenommen hatte, als ich bei ihm in

Dienst trat. Wie ich mit dem Signor Döring und durch diesen mit dem Rath Dreyfuß bekannt wurde, wissen Sie, Herr Baron. Hatte ich auch bisher den ganzen Erzählungen Cadama's nie so recht Glauben zu schenken vermocht — an dem Tage, an welchem Signor Döring in meiner Gegenwart seine Gattin auf die Aehnlichkeit aufmerksam machte, die ich mit Lucia habe, da wußte ich, daß Cadama nicht gelogen hatte. Da wußte ich, daß ich wirklich eine Schwester besaß, und da wußte ich auch, daß sie mir lieb und theuer war, trotzdem ich sie nie von Angesicht gesehen, und trotzdem ich mit ihren Feinden Hand in Hand ging!

Ich habe nun nur noch Eines zu beichten, das mir auf dem Herzen liegt. Wenige Tage bevor mir der ‚Mutabor' ein so unerwünschtes Andenken hinterließ, befahl mir Cadama, alle Anstrengungen zu machen, in Ihre Dienste zu gelangen. Der Zufall wollte, daß Sie mir entgegenkamen."

Menken horchte gespannt auf.

„Und wissen Sie, was der Advokat für Zwecke damit verfolgte, Sie um mich zu sehen?" fragte er.

Francesco wurde wieder flammend roth.

„Ich sollte Sie zunächst auf das Schärfste beobachten und über Ihr ganzes Thun und Treiben Rapport an Cadama abstatten, später sollte ich in Ihren Papieren nach Dokumenten in Bezug auf Lucia suchen und Ihnen dieselben entführen."

Der Baron erhob sich aufgeregt.

„Teufel!" rief er aus, „so hat also dieser Mensch auch gegen mich bereits Mißtrauen gefaßt, so ahnt er oder

er weiß es, daß die Wendung im Schicksal Lucia's verschlossen in meinem Schreibtisch ruht! Oho, mein Herr Giulio Cadama, Sie vergessen bei all' Ihren scharfsinnigen Berechnungen nur das Eine: die höhere Macht, die Menschen und Welt nach ihrem Ermessen lenkt und regiert!"

Menken trat an das Fenster und legte die Stirne an die Scheiben. Er mußte seine Gedanken sammeln, um sich klar zu werden über die Schritte, die zuvörderst zu thun waren.

„Nach alledem, was Sie mir erzählt haben, mein lieber Francesco," wandte er sich wieder an den Campagnolen, „scheint mir auch jene wunderliche Diebstahlskomödie im Palazzo Borghese nur arrangirt worden zu sein, damit Cadama Sie sicher in seine Hände, in seine Gewalt bekam. Nun, das ist eine Sache für sich, um die wir uns vorläufig nicht zu kümmern brauchen! Hören Sie jetzt meine Idee: Sie dürfen für das Erste Cadama nicht merken lassen, daß Sie nicht mehr gleiches Spiel mit ihm treiben; er muß in dem Glauben bleiben, daß Sie nach wie vor als sein getreues Werkzeug alle seine Befehle auf das Gehorsamste ausführen. Da wir ja bald nach Italien abreisen werden, so kann Ihnen diese kurze Ueberwindung kaum schwer fallen. Im Uebrigen seien wir froh, daß sich — wie ich meine, in letzter Stunde — noch Alles so glücklich gefügt hat und danken wir dem Himmel dafür und dem ‚Mutabor'!"

20. Unterredungen und Entschlüsse.

Frau v. Hilgersdorf, die schöner und verführerischer denn je vom Nordseestrande in die Residenz zurückgekehrt

war, gedachte sich diesmal nur vorübergehend hier aufzuhalten. Auch ihr sagte Berlin nicht sehr zu. Seit jene fatale Geschichte mit dem Maler Waldau durch die Zeitungen gegangen war, hatte sich die Gesellschaft langsam, aber geflissentlich von ihr zurückgezogen. Das rasche excentrische Wesen der jungen Wittwe und ihre Ungezwungenheit hatte schon vor der erwähnten Episode die Klatschzungen der Hauptstadt in Aufregung gehalten, der beregte Vorfall überstieg aber alle Grenzen dessen, was man für zulässig halten wollte. Der schönen Ilona war es im Grunde genommen freilich sehr gleichgiltig, wie die Gesellschaft über sie dachte und ob dieselbe ihre Persönlichkeit mied, daß aber selbst ihre genaueren Bekannten, vor Allem der sich um die Familie Dreyfuß schaarende Kreis, sie vollkommen übergingen, setzte sie doch in Erstaunen. Die letzte Soirée, die sie vor ihrer Abreise in das Nordseebad gegeben hatte, schien ihr ein Beweis dafür gewesen zu sein, daß Dreyfuß und seine Freunde nicht die allgemeine Meinung über sie theilten; sie begriff daher nicht recht, daß ihre Besuche keine Erwiederung fanden, daß sie während ihres kurzen Aufenthaltes in Berlin ziemlich isolirt dastehen mußte.

Das Herz einer in ihrer Eitelkeit gekränkten eifersüchtigen Frau ist immer geneigt, jegliche Schuld auf die verhaßte Nebenbuhlerin zu wälzen. Auch Ilona glaubte nach reiflicher Ueberlegung den Grund des Fernhaltens selbst dieser intimeren Kreise in geheimen Intriguen zu sehen, die seitens Lucia's gegen sie ausgesponnen worden seien. Nie hatte Ilona einen Menschen so glühend gehaßt, wie dieses Mädchen, und Niemand gönnte sie mehr Böses, wie dieser.

In der Einsamkeit des kleinen Seebades hatte Frau v. Hilgersdorf Zeit gefunden, sich zu überlegen, ob sie recht daran thue, ihre hilfreiche Hand Denen zu reichen, die aus selbstsüchtigen Antrieben ihre Rivalin befehdeten, oder ob es besser sei, von diesem dunklen Spiele sich ganz fern zu halten. Ilona war von Grund aus keine schlechte, nur eine überaus leidenschaftlich veranlagte Natur. Ihr Gewissen sowohl wie ihr Verstand sagten ihr, daß es gefährlich sei, mit Abenteurern vom Schlage Cadama's in Verbindung zu treten, doppelt gefährlich aber, wenn man alle Ursache habe, diese Verbindung geheim zu halten. Verstand und Gewissen wurden jedoch übertönt durch das Zischen der Schlange Eifersucht und durch deren Lockruf: „Räche Dich! Räche Dich!" —

Der Gedanke, daß Lucia die unmittelbare Ursache jenes von Rahlow geschriebenen Zeitungsartikels gewesen sei, war ihr durch die Mittheilungen Cadama's und die ihr von diesem vorgelegten Zeilen des Reporters vollauf bestätigt worden. War ein Wesen, das so schmählich handeln konnte, nicht auch fähig, sie noch weiter zu kompromittiren? War es da noch zu bezweifeln, daß dieses Geschöpf auch die Veranlassung dazu gewesen sei, daß ihre Besuche unerwiedert, ihre Salons leer blieben?

Ilona kam es äußerst erwünscht, daß sich schon in den ersten Tagen ihres Berliner Aufenthaltes Cadama bei ihr anmelden ließ. Der war ihr gelegen, denn der haßte ja auch dieses Mädchen mit dem Unschuldsgesicht, das ihr ganzes Leben vernichtet hatte.

Cadama sah etwas erhitzt aus, als er mit tiefer Ver-

neigung vor Frau v. Hilgersdorf erschien. Unter dem rechten Arme trug er eine Ledermappe mit Papieren.

„Vor Allem, gnädige Frau,“ begann er mit süßlichem Lächeln, „nehmen Sie mein aufrichtiges Kompliment über Ihr Aussehen. Schöner, als Sie waren, konnten Sie nicht aus dem Bade zurückkehren, wohl aber sind Sie frischer geworden, heiterer, strahlender!“

Ilona lächelte bitter.

„Ihre Artigkeit ist mir ein neuer Beweis dafür, daß jedes Kompliment aus dem Munde eines Herrn einer Dame gegenüber Phrase ist,“ entgegnete sie ein wenig scharf. „Mir ist keineswegs frisch, heiter oder strahlend, wie Sie sich ausdrücken, zu Muthe.“

„Da treffen sich unsere Stimmungen, gnädige Frau, mir geht es genau so! Aber darf ich fragen, was Ihnen zugestoßen ist, vielleicht bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen mit Rath und That beistehen zu können.“

Ilona warf sich zürnend in eine Sophaecke.

„Ah bah, ich bedarf keines Beistandes!“ schmollte sie; „ich weiß die Nichtachtung engherziger Philister ebenso zu ertragen, wie die giftigen Verleumdungen eines hinter der Hecke geborenen Bettlerkindes! Ich stehe himmelhoch über all' diesem Volk!“

Cadama neigte den Kopf zur Seite, eine Ahnung dämmerte in ihm auf.

„Gnädige Frau, Sie sind aufgeregt, o, ich bitte Sie, wie können Sie sich durch Kleinigkeiten, über die Sie selbst sich erhaben fühlen, so in Harnisch bringen lassen. Ich kann mir denken: Lucia —“

„Ja, Lucia — Lucia,“ rief Frau v. Hilgersdorf einfallend und ihr Auge sprühte, „Lucia war es zum zweiten Male, die meinen Ruf anzutasten wagte, die Lüge auf Lüge über mich ausgestreut hat, so daß alle Welt sich von mir zurückzog und ich mir nun wie eine Verfehmte vorkommen muß, vereinsamt und verlassen! Pflichtschuldigst habe ich unmittelbar nach meiner Ankunft bei allen alten Bekannten Besuche gemacht — glauben Sie, daß ich angenommen worden bin oder daß nur ein Einziger meine Visite erwiedert hat? Was ist geschehen, frage ich mich, was kann anders geschehen sein, als daß jene freche Lästerzunge abermals die tollsten Gerüchte über meine Person in Umlauf gebracht haben muß?“

Der Italiener legte seine Miene in bedauernde Falten. Wie freute er sich aber im Innern, daß er zu so glücklicher Stunde hier eingetroffen war! Besser konnte es nicht kommen, die Eifersucht und der Rachedurst dieses Weibes mußten ausgenutzt werden zu *seinen* Gunsten.

„Leider Gottes ist das nur zu wahr, Signora,“ entgegnete er und zog sich einen Sessel heran; „Lucia schien nicht genug an der Rache gehabt zu haben, die sie schon an Ihnen genommen, weil Sie sich vermaßen — nun, Sie kennen ja den Grund der Unversöhnlichkeit dieses Mädchens! Aber ich frage Sie, gnädige Frau: ist es denn der Mühe werth, sich über die Winkelzüge einer solchen Person zu ärgern? Wahrhaftig nicht! Das Freifräulein v. Hackert-Selchern wird bald genug aufgehört haben, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen.“

„Cadama, sprechen Sie die Wahrheit? Sind Sie

wirklich so weit, daß jener Hochstaplerin endlich das Gerüst fortgezogen werden kann, auf dem sie bis jetzt sich künstlich gehalten hat? Uebertreiben Sie nicht?"

„Uebertreiben ist nicht meine Sache, gnädige Frau, ist es nie gewesen. Nur Zweierlei fehlt mir noch, um endlich rücksichtslos mit meinen Enthüllungen vor die Oeffentlichkeit treten zu können. Das Erste ist ein Dokument, das sich augenblicklich noch im Besitze eines Dritten befindet, das aber sehr bald mein Eigenthum geworden sein wird, das Zweite ist eine Zusage von Ihren schönen Lippen, Signora ..."

„Wie das, mein Herr?" Ilona schaute mit Spannung auf den Sprechenden, der seinem Portefeuille ein Packet Papiere entnahm und eines derselben entfaltete.

„Sie hatten vor einiger Zeit die Liebenswürdigkeit, mir eine Anzahl Scripturen Ihres verstorbenen Herrn Gemahls zur Durchsicht anzuvertrauen," fuhr Cadama in geschäftsmäßigem Tone fort. „Unter diesen habe ich denn nun gefunden, was ich suchte — bitte, lesen Sie!"

Der Advokat überreichte seinem schönen Gegenüber ein bereits etwas abgegriffen aussehendes Papier, hie und da vergilbt und mit halb verblaßten Schriftzügen.

„Schauen Sie dieses Dokument genau an, gnädige Frau," rief Cadama, „und dann antworten Sie mir, wenn ich bitten darf: kennen Sie die Handschrift?"

„Allerdings," stammelte Ilona — sie war leichenblaß geworden — „es ist die meines Gatten, des Generals!"

Der Italiener lachte.

„Gewiß! Ich habe dies werthvolle Aktenstück, aus-

gestellt ‚im Dorfe B., Kanton Tessin, in Gegenwart des Rechtskandidaten Herrn Giulio Cadama aus Rom‘, aus dem Nachlasse des Generals hervorgestöbert ... Und nicht wahr, gnädige Frau, Sie würden auch vor Gericht beschwören können, daß das von Ihrem Gemahl geschriebene Dokument sich unter seinen Papieren vorgefunden hat?“

„Da ich beides als die Wahrheit vor meinem Gewissen verantworten kann — ja,“ entgegnete die Generalin, aber sie wurde noch um einen Schatten bleicher bei dieser Erklärung, fuhr auch hastiger fort: „Sie werden es mir indessen nicht verdenken, Signor Cadama, wenn ich Sie bitte, nur für den Fall äußerster Nothwendigkeit den gerichtlichen Eid von mir zu beanspruchen. Ich würde mich nicht dagegen wehren, keineswegs, aber Sie kennen ja die geschwätzige Menge, und dann — der Gerichtssaal ist nicht gerade ein Ort, an dem man als Dame von Welt gern erscheint.“

Cadama hob beide Hände.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige, daß ich Ihnen mit meiner Anfrage lästig fallen mußte, ich kann Sie aber versichern, daß ich Sie thatsächlich nur, wenn es gar nicht anders möglich ist, um die beregte Gefälligkeit bitten würde! ... Nun, lassen wir den Gegenstand ruhen, ich sehe, daß er Ihre Nerven alterirt, und Sie sind durch die letzten Vorkommnisse schon erregt genug. Zudem genügt mir Ihre Zusage vollkommen ... Um auf ein anderes Thema zu kommen, gnädige Frau: haben Sie bereits von der Dummheit gehört, die der gute Rahlow der Abwechslung halber wieder einmal angestellt hat?“

„Eine neue literarische Sünde? Ich habe seit Tagen keine Zeitung mehr in die Hand genommen!"

Der Advokat kramte in seiner Mappe umher und holte daraus einen Journalabschnitt hervor.

„Der Mann ist zu nichts zu gebrauchen, wirklich zu gar nichts! Statt eines mit größter Delikatesse abgefaßten Artikelchens, das ich von ihm in unserer Angelegenheit gewissermaßen als scharfes Vorpostenscharmützel verlangte, bringt dieser Mensch in der vorgestrigen Nummer seines Organs einen der plumpsten Angriffe, den man sich denken kann. Darf ich vorlesen?"

Ilona nickte, und Cadama setzte sich das Pince-nez auf die Nase.

„Also! ,Unsere Leser werden sich vielleicht noch jener eigenthümlich schleierhaften Diebstahls-Affaire entsinnen, die sich im verflossenen Winter in der Wohnung des in der Berliner Gesellschaft wohlbekannten und wohlgelittenen Obersten v. Hackert abspielte. In der Nacht nach dem Tode des alten Herrn wurde der Geldschrank desselben von unbekannter Hand erbrochen, es fand sich jedoch, daß von den dort aufbewahrten Werthgegenständen nicht das Geringste gestohlen worden war. Da sich auch keinerlei Anhaltspunkte ergaben, die auf die Entwendung irgend eines anderen Werthstückes hinwiesen, so wurde die eingeleitete Untersuchung nach kurzer Zeit niedergeschlagen. Wie wir nun hören, ist diese Untersuchung vor wenigen Tagen von Neuem aufgenommen worden, da es sich herausgestellt hat, daß in dem betreffenden Geldschrank zur Zeit des Todes des Obersten v. Hackert Familienpapiere aufbewahrt wur-

den, die für die Ueberlebenden von weittragender Bedeutung sind. Vielleicht sind wir früher oder später in der angenehmen Lage, unseren Lesern von der merkwürdigen Verbindung erzählen zu können, in welcher dieser muthmaßliche Dokumentendiebstahl zu einer anderen geheimnißvollen Affaire steht, die wir auch schon einmal andeuteten und auf die wir zunächst zurückkommen werden.' ... Das, Signora, ist der Inhalt des Rahlow'schen Artikels, der in seiner brutalen Fassung natürlich ganz geeignet ist, statt einschüchternd zu wirken, zur Vorsicht zu mahnen. Rahlow kann uns gestohlen werden, wenn er nicht geschickter für uns zu operiren versteht!"

Frau v. Hilgersdorf sah nachdenklich in die blitzenden Steine ihres Bracelets.

„Ich verstehe den geheimen Sinn des Artikels nicht ganz," meinte sie, „obwohl ich ihn ungefähr ahne."

„Der Kommentar dazu ist bald gegeben, gnädige Frau. Der alte Hackert verwahrte in seinem Geldschranke Dokumente, die auf Lucia's Geburt Bezug hatten, aus mancherlei Gründen aber nicht vernichtet, ebensowenig freilich veröffentlicht werden durften. Lucia selbst und ein Vertrauter ihres Vaters, der Ihnen ja auch bekannte Baron Menken, brachten deshalb diese kompromittirenden Papiere unter gegenseitigem Einverständniß heimlich bei Seite, waren aber so unvorsichtig, den Geldschrank nicht wieder zu schließen. Dem Rechtsbeistand des Verstorbenen fiel diese Thatsache am Morgen nach dem Diebstahl — bleiben wir bei dieser Benennung — auf und er machte, gegen den Willen Lucia's, Anzeige bei der Polizei. Wunderlicher-

weise führte dieselbe die nothwendig gewordene Untersuchung höchst lau, selbst auf zwei von mir ausgegangene anonyme Denunziationen hin', die nur den Zweck hatten, mir Gewißheit über das Vorhandensein der angeführten Dokumente zu verschaffen. Die Polizei war eben von Herrn v. Menken auf raffinirte Weise düpirt worden."

Frau v. Hilgersdorf staunte. Alles das, was dieser Mann erzählte, waren ihr Neuigkeiten, aber Neuigkeiten von gewaltigem Interesse! Immer tiefer wurde sie in das Lügengewebe verstrickt, das der Abenteurer spann, immer tiefer, je mächtiger sich der Haß in ihrer Brust regte und Befriedigung suchte.

„Und Herr v. Menken ist Derjenige, in dessen Besitz sich augenblicklich jene wichtigen Papiere befinden, die demnächst Ihr Eigenthum — so sagten Sie ja wohl — werden sollen?"

Cadama neigte schweigend den Kopf.

„Da ist es allerdings thöricht von Rahlow gewesen, ihm durch seinen Artikel eine Warnung zukommen zu lassen."

„Ich hoffe trotzdem auf Erfolg, ich habe eine tüchtige Kraft an der Hand, die mir behilflich sein wird. Zudem wirkt der gestrige Nachtrag zu dem hitzigen Artikel Rahlow's bedeutend abkühlend. Das Polizeipräsidium hat sich nämlich veranlaßt gesehen, ein Dementi zu verlangen, und dies prangt nun heute in der Zeitung — eine Douche für Neugierige." ... Cadama las vor: „Wir sehen uns zu unserem Bedauern zu einer Berichtigung veranlaßt, der wir Raum geben müssen, da uns dieselbe seitens der Po-

lizeibehörde zugeht. Aus dem Präsidialbureau wird uns geschrieben: Die Notiz in der gestrigen Nummer, betreffend Diebstahlsaffaire beim Obersten v. Hackert, ist unrichtig, und ersuchen wir um Richtigstellung dahin, daß kein Grund vorliegt, die seiner Zeit beendete Untersuchung wieder aufzunehmen. Das Polizeipräsidium."

„Kurz und bündig," lächelte die Generalin, „ganz Polizeistyl!"

„Preußischer Drill!" ging Cadama auf den Scherz ein, „in unserem Italien ist man in Preßsachen minder skrupulös... Apropos, gnädige Frau, dabei fällt mir ein: wann reisen Sie nach San Remo ab?"

„Morgen, übermorgen, am liebsten sogleich! Mich fesselt nichts mehr an Berlin."

„Können Sie nicht einen Cicerone brauchen, einen Vollblut-Italiener, der die Riviera auf's Genaueste kennt?"

„Warum nicht! Wollen Sie mir einen solchen empfehlen?"

„Ich hätte Lust, mich selbst zu rekommandiren."

Frau v. Hilgersdorf kam heute aus dem Erstaunen nicht heraus.

„Sie selbst?" rief sie und ihr blitzendes Auge flog halb mißtrauisch über das Vogelgesicht Cadama's. „Mon dieu, ich dächte, es gäbe genug, was Sie in der deutschen Reichshauptstadt beschäftigte und zurückhielt!"

Der Advokat lehnte sich mit den Armen auf den vor ihm stehenden Tisch.

„So scheint es," meinte er, „und doch ist's nicht so! Die ganze Gesellschaft, deren Umgang mir so lieb und

theuer ist, pilgert nämlich dieser Tage gleichfalls nach Süden: Dreyfuß mit seiner Gattin, wie Signorina Lucia und ihre Ehrendame, wie endlich Baron Menken —"

„Auch der? Und das Dokument?"

„Wird dennoch, wie ich gesagt, in wenigen Wochen mein Eigenthum sein! Sie sehen also, gnädige Frau, daß auch ich wieder den Fuß dem Heimathlande zuwenden muß — ist doch selbst mein Klient, der junge Hackert, auf die tolle Idee gekommen, sich einmal die andere Hälfte Europa's anzusehen, da ihm im Norden die — Schulden den Boden zu heiß machen! Was bleibt mir übrig? Nun aber Scherz bei Seite, glauben Sie nicht, daß ich als Cicerone, Reisemarschall und Haushofmeister ganz gut zu brauchen wäre?"

„O gewiß," lächelte Ilona, „wir wollen darüber sprechen —"

„Das nehme ich als halbe Zusage," fiel Cadama ein, „im Uebrigen, gnädige Frau," und der Italiener verbeugte sich lächelnd, „sehe ich weniger auf hohes Gehalt wie auf gute Behandlung."

Frau v. Hilgersdorf lachte laut auf — ihre Laune war zurückgekehrt.

* * *

Zur selben Zeit ungefähr durchmaß Baron Menken mit hastigem Schritt sein Arbeitszimmer. Er hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet, auf seiner Stirn lagen tiefe Furchen, jetzt, wo er allein mit sich war, hätte man sehen können, wie alt und vergrämt dieser Mann ausschaute.

Das neue Vorgehen Rahlow's hatte ihn heftig erregt. Zwar war er selbst noch an demselben Tage, an dem der erste Artikel erschienen, zu dem Kriminalkommissar v. Hölgen geeilt und hatte diesen zu dem uns bekannten Dementi veranlaßt — aber was nützte das schließlich! Der Artikel war einmal gedruckt worden, und alle Welt hatte ihn gelesen. Es war nicht daran zu zweifeln, daß er auch dem Ehepaare Dreyfuß und Lucia selbst zu Augen gekommen war — und gerade in der Letzteren durfte jetzt weniger als je Mißtrauen geweckt werden.

Das plumpe Vorgehen der Gegner Lucia's schreckte Menken aber auch noch in anderer Richtung. Durfte er es wagen, Berlin zu verlassen wenn die Intriganten bereits begannen, so direkt auf ihr Ziel loszusteuern? Konnte nicht in seiner Abwesenheit trotz aller Gründe, die zu einem diplomatisch geführten Kampfe riethen, dennoch ein derartiges Treffen geliefert werden, daß für Lucia eine Rückkehr in die Berliner Gesellschaft zur Unmöglichkeit wurde? Und gerade das war es, was Menken so über Alles fürchtete; er glaubte den Charakter und das Wesen Lucia's auf das Genaueste zu kennen — und dennoch kannte er beides noch nicht genau genug, sonst würde er gewußt haben, daß das Herz dieses Mädchens gewappnet war gegen die äußeren Einwirkungen seitens einer boshaften, verdorbenen Welt.

An die Thür wurde respektvoll geklopft, Francesco trat ein, noch immer Blässe auf den Zügen, aber heiterer und sorgloser ausschauend als sonst.

„Ah, Francesco," rief Menken und schritt dem Ein-

tretenden lebhaft entgegen; „Sie kommen von Cadama, was hatte er Ihnen Neues mitzutheilen?“

„Wichtiges und Erfreuliches, Herr Baron,“ erwiederte der Angeredete. „Cadama war soeben von einem Besuche bei Frau v. Hilgersdorf zurückgekehrt, und sicherlich unter ihrem Einflusse hat auch er beschlossen, den Rest des Herbstes in Italien zu verleben. Er sprach sogar davon, daß er die Generalin als Reisemarschall begleiten wolle — wie ich vermuthe, zu keinem anderen Zwecke als den, sich unauffällig in unserer Nähe aufhalten zu können.“

Menken frohlockte.

„Das trifft sich prächtig,“ meinte er, „da hält auch mich keine Sorge mehr in Berlin zurück. Cadama wird seine Genossen zweifelsohne gut genug instruiren, daß sie ohne seine Weisung und in seiner Abwesenheit keine Voreiligkeiten begehen. So hat uns also auch Frau v. Hilgersdorf genützt, ohne daß sie es wollte! Die schöne Frau mag sich vor einer allzu vertrauten Verbindung mit dem römischen Abenteurer hüten, es könnte den Namen, den sie trägt, noch anrüchiger machen, als es schon jetzt der Fall ist! Hat Cadama Ihnen sonst noch etwas von Interesse mitgetheilt?“

„Er gab mir die alten Warnungen und fragte mich schließlich, wie weit ich mit meinen Beobachtungen gekommen sei. Ihrem Befehle gemäß erzählte ich ihm, daß Sie verschiedene Dokumente in ein großes Couvert mit der Aufschrift: ‚Hackert'scher Nachlaß‘ verschlossen und dann in eine lederne Mappe gepackt hätten, deren Schlüssel Sie stets bei sich führten. Die Mappe befände sich in einem

gleichfalls verschlossenen Handkoffer, den Sie mit auf die Reise nehmen wollten; es sei mir bis jetzt, da Sie Ihre Schätze sorgsam hüteten, zudem auch stete Fühlung mit der Polizei hätten, noch nicht möglich geworden, mich der Dokumente zu bemächtigen, doch hoffte ich, dies in Italien thun zu können, wo Sie der Aufbewahrung der Papiere naturgemäß eine weniger große Aufmerksamkeit schenken könnten. Ich erzählte ihm ferner, daß Sie bereits Verdacht gegen mich geschöpft hätten, mich aber um so fester an sich zu ketten suchten, um jede meiner Handlungen scharf bewachen zu können. Cadama, in der Erwartung, daß ich immer noch vor seinen Drohungen zittere, hegt keinerlei Argwohn; er beauftragte mich, Sie in noch größere Sicherheit zu wiegen, erkundigte sich genau nach unserem Reiseplan und gab mir Weisungen zu einer beständigen Verbindung mit ihm."

Menken nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Es kann uns nichts gelegener kommen, als die Absicht Cadama's, uns nach dem Süden zu begleiten," sagte er; „ich denke, wir werden noch im Laufe dieser Woche, vielleicht gleichzeitig mit der Familie des Rathes, abreisen können, jedenfalls ist es nöthig, lieber Francesco, daß Sie sich bereit halten; für die Ausfertigung der Päffe habe ich Sorge getragen ... Was gibt es?"

Die letzte Frage galt Janisch, der, eine zierliche Visitenkarte in der Hand, in das Zimmer getreten war. Menken las den Namen auf dem Kärtchen, und ein Zug freudigen Erstaunens glitt über sein Gesicht.

„Führe die Dame in den Salon," befahl er. —

Der Baron trat Lucia v. Hackert mit herzlicher Bewegung entgegen.

„Ich bin ebenso überrascht wie erfreut, gnädiges Fräulein, Sie auch einmal bei mir begrüßen zu dürfen," begann er und rollte einen Sessel heran, „und ich hoffe nur, daß der Grund dieser unerwartet angenehmen Visite ein gleichfalls beglückender sein wird."

Lucia ließ sich nicht nieder, stützte sich aber mit der Rechten auf die geschnitzte Lehne des Sessels.

„Der Grund, Herr v. Menken — um Ihnen sofort Rede zu stehen — ist jener gestern erschienene Zeitungsartikel, in welchen der Name meines verstorbenen Vaters hineinverflochten wurde. Sie haben diesen Artikel gelesen?"

Der Baron vermochte sich kaum zu beherrschen, er wurde blaß, und auch seine Hand faßte nach einer Stütze. Um die Erregung, welche diese Worte Lucia's in ihm hervorgerufen, zu verbergen, neigte er nur stumm den Kopf.

„Gut, Herr v. Menken," fuhr Lucia fort, und ihr dunkles, glänzendes Auge heftete sich fester auf das seine, „Sie kennen also den Artikel — kennen Sie vielleicht auch den Verfasser desselben! Es würde mich interessiren, den Namen zu erfahren; ich denke mir, daß der, mit den Angelegenheiten unserer Familie sehr vertraut scheinende Autor mir auch Aufschluß über Mancherlei geben könnte, das mir bis heute noch dunkel ist."

Menken spielte mit den Berloques an seiner Uhrkette; so brauchte er den scharfen Blick nicht zu erwiedern, der ihn traf, und vermochte schneller seine Gedanken zu sammeln.

„Gnädiges Fräulein," gab er nach kurzer Pause zur Antwort, „gestatten Sie mir, ehe ich direkter auf Ihre Frage eingehe, nur eine Vorbemerkung. Ich konnte mir, als ich den in Rede stehenden Artikel las, beinahe denken, daß er Sie in eine gewisse Beunruhigung versetzen, zum Mindesten aber höchst unangenehm berühren werde. Ich ging deshalb gestern in aller Frühe nach dem Preßbureau der Kriminalpolizei, um dort nähere Erkundigungen einzuziehen, ob es denn in der That wahr sei, daß behördlicherseits die thörichte Untersuchung betreffs dieses angeblichen Diebstahls bei Ihrem verstorbenen Vater neu aufgenommen werden solle. Ich konnte es mir kaum vorstellen, denn ich habe niemals gehört, trotzdem ich mich rühmen durfte, zu den intimsten Freunden Ihres Vaters zu zählen, daß derselbe überhaupt je ‚Familienpapiere von weittragender Bedeutung', wie es in dem Artikel heißt, aufbewahrt hätte. Was sollen dies für Dokumente gewesen sein? Die Familie Hackert-Selchern ruhte seit zwei Decennien auf drei Augenpaaren: auf dem Ihrigen, auf dem Ihres Vaters und dem Ihres Herrn Vetters, des Studenten. Die verwandtschaftlichen Beziehungen sind immer die klarsten gewesen, von Erbstreitigkeiten oder dergleichen fatalen Vorgängen, die sonst wohl eine Familie zu veruneinigen vermögen, ist nie die Rede gewesen — in den engen Kreis, den die letzten lebenden Hackerts bildeten, konnte Jedermann ungescheut hineinschauen. Weiterhin, gnädiges Fräulein, habe ich diesen sogenannten Einbruch nie für etwas Anderes, als für ein Versehen, eine kleine Nachlässigkeit, wie dies in den bewegten Tagen der

Krankheit Ihres Herrn Vaters wohl vorkommen konnte, gehalten. Auf der Polizei wurden meine Vermuthungen in vollstem Maße bestätigt. Man lachte, als ich im Interesse der Familie Hackert auf den Artikel zu sprechen kam, und erklärte ihn für das Phantasiegebilde eines Reporters, der mit Vorliebe der Entenzucht huldige. Heute ist denn auch bereits das offizielle Dementi erfolgt. Somit, Fräulein Lucia, darf Sie diese journalistische Bombe in keiner Weise beunruhigen. Das," und Baron Menken verneigte sich leicht, „das wäre meine Vorbemerkung. Nun komme ich zur Beantwortung der spezieller gestellten Frage — und da muß ich denn die Vermuthung aussprechen, daß ich Rahlow — denselben Rahlow, der früher im Dreyfuß'schen Hause verkehrte und auch den Schmähartikel gegen Waldau und Frau v. Hilgersdorf verfaßt hat — für den Autor halte. Es steht Ihnen natürlich frei, diesen Menschen des Artikels wegen zu interpelliren — Sie würden sich aber etwas vergeben, wollten Sie es thun. Ich spreche das ganz offen aus, Rahlow ist eine Kreatur, die man meiden muß!"

Menken schwieg, er hatte den Blick noch gesenkt, nur einmal schlug er voll das Auge auf, um die Mädchengestalt am Fenster zu beobachten.

„Ich bin nicht einer Meinung mit Ihnen, Herr v. Menken," entgegnete Lucia mit ruhiger und fester Stimme, „und ich habe Gründe, daran zu zweifeln, daß auch Sie ehrlich und wirklich der Meinung sind, die Sie soeben aussprachen."

Der Baron erbebte, aber er bezwang sich.

„Und darf ich fragen, warum Sie glauben, daß ich Ihnen gegenüber nicht wahrhaftig bin?“ fragte er.

„Weil ich die Gewißheit habe, daß jener Artikel zum guten Theile die Wahrheit sagt, und weil ich überzeugt bin, daß Sie, Herr v. Menken, dies selbst mit bestem Gewissen anerkennen müssen, auch gegen Ihren Willen! In den Geldschrank meines Vaters ist seiner Zeit eingebrochen worden — das weiß ich, und wenn die Polizei zehnmal das Gegentheil behauptet — und ebenso klar bin ich mir darüber, daß aus dem Geldschrank irgendwelche Papiere entwendet wurden, die von ‚weittragender Bedeutung‘ sind. Um eines Scherzes willen öffnet man nicht in der Nacht und auf verbotenem Wege ein Kassenschloß!“

Menken rang fast nach Athem, eine Anklägerin stand vor ihm, nun wußte er es.

„Erinnern Sie sich, Fräulein Lucia,“ sprach er, noch immer in scheinbarer Ruhe und doch mit angstvoll klopfendem Herzen, „daß alle Anzeichen gegen einen gewaltsamen Einbruch sprachen, daß auch Sie seiner Zeit die Meinung theilten, es könne sich bei der Oeffnung des Schrankes nur um ein Versehen handeln, und daß Sie selbst dies dem Rechtsanwalt Wallerstein und dem Kriminalkommissär v. Hölgen sagten ...“

„Wenn ich dies that, Herr v. Menken, so geschah es aus Schonung — für Sie!“ rief Lucia. Sie hatte sich hoch aufgerichtet, die kleinen Hände waren geballt, und von Zorn übermannt stampfte sie mit dem Fuß auf den Teppich. Wer ihr jetzt in das Auge sah, wo die helle Empörung das Blut rascher durch ihre Adern trieb, der

hätte nimmer geglaubt, daß dies junge Mädchen auch kalter, besonnener Ueberlegung fähig sein könnte. Ihr Blick traf blitzend den Gegenüberstehenden, aber mit dem aufwallenden Grimme, der in diesem Blicke lag, mischte sich auch Verachtung — und das machte es, daß Menken schwer athmend zurücktaumelte.

Und Lucia fuhr fort, Wort um Wort leidenschaftlich hervorstoßend: „Ich habe begonnen, nun will ich auch zu Ende sprechen! Schwer genug ist mir's geworden die lange Zeit hindurch, die zwischen dem Tode meines Vaters und heute liegt, schweigen zu müssen — jener Artikel Rahlow's hat endlich meine Zunge gelöst! Jener Artikel sagt mir, daß irgend etwas, ein drückendes Geheimniß, ein dunkler Schatten, eine Last auf unserer Familie ruht, und Sie, Herr v. Menken, wissen darum! Leugnen Sie's, wenn Sie es wollen und können, wenn Sie es über das Herz und die Zunge bringen, Sie täuschen mich dennoch nicht! Als ich Sie am Todestage meines Vaters bleich, verstört, mit glasigem Auge an seinem Sterbelager stehen sah, da erfaßte mich zum ersten Male ein unerklärbares Grauen vor Ihnen, mir war, als schwebe eine finstere Gewalt durch das Zimmer und als ringe der Sterbende in seinem letzten Athemzuge auch noch mit ihr! Dann kam die Nacht — und Sie und der Bursche wachten allein an der Leiche des Vaters. Ich lag in meinem Zimmer auf dem Bette, offenen Auges, weil ich keine Thränen fand, der Schmerz war zu groß um den Verlust des Einzigen, der mich geliebt auf der Welt! Da plötzlich schien mir's, als knarre eine Thüre, als klinge ein Schloß. Furcht habe

ich nie gekannt, und so stand ich denn leise auf, schritt durch das Nebenzimmer und trat in das Kabinet meines Vaters. Hatte mein Kommen den Einbrecher gestört oder war sein Werk vollendet und er nur unvorsichtig und vergeßlich gewesen, daß er verabsäumt hatte, den Geldschrank wieder zu schließen? — Durch das leicht geöffnete Fenster drang der erste Schimmer der Morgendämmerung, und in diesem fahlen, trüben Lichte sah ich auf dem Teppich, dicht vor dem Geldschrank etwas Glänzendes liegen. Ich hob es auf, es war eine Busennadel, eine Perle in einer Greifenklaue! Wohl kannte ich diesen Schmuck — Sie, Herr v. Menken, hatten ihn Tags zuvor noch getragen, er war Ihr Eigenthum! Zwei Minuten später trat ich in das Schlafgemach meines Vaters, Sie saßen wachend am Sterbebette und starrten mich entgeistert an, der Bursche schlief. Ich verbarg die Nadel in der hohlen Hand, ich fürchtete mich, etwas zu sagen. Ich schwieg auch den Tag über, schwieg zu Jedermann über das seltsame Räthsel, das mich bedrückte, und dies Schweigen mag Ihnen glaubhaft gemacht haben, daß ich wirklich an nichts dachte als ein ‚Versehen‘, eine ‚Nachlässigkeit‘, infolge welcher der Geldschrank offen geblieben sei. Heute, Herr v. Menken, will ich reden und muß ich es. Der andeutende Schluß des Rahlow'schen Artikels ist kein Griff in die Luft, das fühle ich. Es existirt etwas, das gravirend ist für unsere Familie, und Sie wissen darum, ich wiederhole es. Sie waren es, Auge in Auge sage ich's Ihnen, Herr v. Menken, der das Geheimniß meiner Familie aus meines Vaters Geldschrank nahm, um — erlassen Sie mir's, die Vermuthungen auszusprechen,

die ich an diese Entwendung knüpfe! — Herr v. Menken, ich bringe Ihnen Ihren — verlorenen Schmuck wieder, und ich bitte Sie bei dem Andenken meines theuren verstorbenen Vaters, dem Sie ein Freund zu sein vorgaben: geben Sie mir zurück, was Sie mir, der rechtmäßigen Erbin, entwendeten, oder sagen — sagen Sie mir wenigstens, was es für ein Schatten ist, der über unsere Familie fällt, damit ich Ruhe bekomme! Ich bitte Sie — ich flehe Sie an!"

Lucia war bis dicht an Menken herangetreten. Er fühlte ihren Athem und fühlte den Duft ihres Haares. Er sah, daß sie die Hände gefaltet hatte und daß ihre Brust sich rasch hob und senkte vor innerer Erregung, und daß ihre rothe Lippe zuckte. Er sah auch, wie ihre Wange flammte und wie bittend, wie erwartend ihr Auge auf ihm ruhte — aber er blieb fest.

Es hatte furchtbar in ihm gekämpft, als Lucia ihre Anklage erhoben. War er mehr in ihren Augen als ein Dieb, als ein Verräther an der Familie des Freundes, als ein Heuchler und Lügner? Er preßte die Nägel seiner Hände tief in das Fleisch hinein, um durch den physischen Schmerz den seelischen zu betäuben, der ihn durchwühlte. Dann antwortete er in gleichmäßig kühlem Tone und fast ohne daß sich dabei seine Lippen bewegten: „Hören Sie meine Entgegnung, gnädiges Fräulein! Ich habe die Unwahrheit gesprochen, als ich Ihnen vorhin sagte, daß der Artikel Rahlow's eine phantastische Erfindung sei — der Bube hat durch einen Dritten, der nicht mir, wohl aber Ihnen, Fräulein Lucia, gefährlich werden kann, ein Stück Wahrheit, wenn auch nicht die ganze, in Erfahrung ge-

bracht. Ich habe also gelogen, ich that es aber, und ich rufe Gott als Zeugen dafür an, in Ihrem Interesse! In Ihrem Interesse auch öffnete ich in der Nacht nach dem Tode Ihres Vaters den Geldschrank desselben, um ein Dokument an mich zu nehmen, das Ihren Augen verborgen bleiben mußte. Ich erfüllte damit den letzten Wunsch Ihres sterbenden Vaters, die letzte Bitte, die er an mich gerichtet hatte. Ich zitterte, als, eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, zuerst durch Sie, dann durch den Rechtsanwalt Wallerstein der geöffnete Schrank entdeckt und eine Kriminaluntersuchung eingeleitet wurde, aber ich zitterte nicht für mich, sondern wieder für Sie! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Fräulein Lucia — und ich hoffe, ich stehe noch nicht so tief in Ihren Augen, daß Sie mir diese Versicherung nicht glauben könnten — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß jenes Dokument keinerlei Schatten, keinerlei Makel auf die Familie Hackert-Selchern wirft, daß ich nur aus Ehrfurcht vor dem letzten Willen meines verstorbenen Freundes dasselbe an mich nahm. Es liegt wohlverwahrt bei mir und ich werde es nicht eher herausgeben, bis mich die Nothwendigkeit dazu zwingt; tritt aber der Tod an mich heran, dann wird sich ein anderer Aufbewahrungsort finden, an dem das Dokument gleich sicher ruht wie bei mir."

„Und Sie würden es mir auch nicht zukommen lassen, wenn ich darauf bestände?" fragte Lucia rasch.

Herr v. Menken antwortete nicht sogleich. Er senkte den Kopf noch tiefer und schloß die Augen für einige Sekunden ganz. Seine Entgegnung klang rauh und gepreßt.

„Nein," sagte er, „ich darf und kann nicht!"

Muthlos ließ Lucia die gefalteten Hände sinken. Sie war hierhergekommen in der festen Absicht, die Ursache jener dumpfen Gerüchte zu ergründen, die Rahlow in Umlauf gesetzt hatte, und die — sie wußte es wohl — der Gesellschaft hundertfältigen Stoff zu den gewagtesten Vermuthungen geben mußten. Diese Gerüchte sagten dasselbe, was seiner Zeit die bei der Kriminalpolizei eingelaufene anonyme Denunziation behauptet und was Lucia in ihren Gedanken sich selbst zurecht fabulirt hatte. Auch Menken stritt nicht ab, daß dies Gerücht auf Wahrheit beruhe, aber er weigerte sich, das entwendete Geheimniß preiszugeben. Damit stand Lucia auf dem alten Punkte.

Noch einmal versuchte sie, den Baron umzustimmen.

„Herr v. Menken," begann sie von Neuem mit bittender Stimme, „erinnern Sie sich, daß Sie dem Herzen meines Vaters stets nahe gestanden haben, daß dieser mich gelehrt hat, in Ihnen einen Freund meiner Familie zu sehen. Und nun ziehen Sie die Schlüsse aus Ihrem Verhalten. Wie Sie selbst sagen, ist Rahlow und mit ihm ein Zweiter und Dritter in das Geheimniß des Dokumentes eingeweiht —"

„O Pardon, gnädiges Fräulein," fiel Menken lebhaft ein, „das habe ich nicht gesagt! Ich habe nur erklärt, daß es Personen gibt, welche die Existenz eines solchen Dokumentes vermuthen könnten — nicht mehr."

„Und doch genügt es, eine lange Kette abenteuerlicher Gerüchte aneinander zu reihen, die weder dem Rufe meines

todten Vaters, noch mir, noch meiner ganzen Familie zum Vortheil gereichen würden!"

„Derartige Klatschereien pflegen ebenso rasch zu verschwinden, wie sie gekommen sind. Sollte aber dennoch einmal ein frecher Mund sich vergessen, das Wappenschild der Hackerts anzutasten, so steht ein ganzer Kreis wehrhafter Männer bereit, den Unverschämten nach Gebühr zu züchtigen ... anders wäre es, wollte ich das Dokument der Oeffentlichkeit übergeben. Gerade jetzt, ja, gnädiges Fräulein, gerade jetzt würde ein solches Verfahren nicht nur eine förmliche Sturmfluth unangenehmer Weitläufigkeiten hervorrufen, sondern es würde mir auch den Weg erschweren, Sie für immer von Ihren Feinden zu befreien. Und Sie haben Feinde, Fräulein Lucia, Sie sind — so unwahrscheinlich es auch klingt — von Feinden umgeben!"

Das junge Mädchen schien diese letzten Worte überhört zu haben oder unbeachtet zu lassen; sie schaute schweigend und düsteren Blickes auf die Teppicharabesken zu ihren Füßen. Die kleine Hand, die den Sonnenschirm hielt, zitterte.

„Und was erwiedern Sie mir, Herr v. Menken," rief Lucia plötzlich, „wenn ich Ihnen sage, daß ich all' Ihren Versicherungen nicht glaube, daß ich überzeugt bin, das Dokument ist gegenwärtig in schlechten Händen, daß ich vermuthe, Sie handeln im Einverständniß mit Rahlow und mit jenem Zweiten, Dritten, sind nie ein Freund meines Vaters gewesen, sondern ein Feind meiner Familie — mein Feind?"

Fast reute es Lucia, diese harten Worte gesprochen zu

haben, als sie sah, wie fahl die Wange Menken's wurde, und wie sein Auge mit fast entsetztem Ausdruck an ihren Lippen hing. Lange fand er keine Antwort, und als er endlich wieder zu sprechen begann, da geschah dies mit tonloser zitternder Stimme, als sei die Energie dieses Mannes urplötzlich gebrochen.

„Ich würde Ihnen entgegnen: melden Sie der Polizei, daß ich mich an Ihrem Eigenthum vergriffen, Sie bestohlen habe. Dann wird man mich verhaften, aber bevor dies geschieht, wird das Dokument in ein anderes Verwahrsam gebracht worden sein.“

Lucia stieß die Spitze ihres Sonnenschirmes heftig auf den Teppich, dann wandte sie sich plötzlich und verließ ohne ein Abschiedswort das Zimmer.

Der bleiche Herbstsonnenschein umfluthete beim Oeffnen der Thüre ihre ganze Gestalt — und nun wurde es dunkel um Menken. Er sank jählings in den Sessel zurück und preßte die Hände vor das bleiche Gesicht.

Dritter Band.

21. Der Spielprofessor.

Durch die Avenue de la Gare in Nizza ergoß sich ein breiter Strom von Menschen. Es war die Zeit für das Dejeuner, und die meisten der Lustwandelnden waren auf dem Wege nach einem der eleganten Restaurants, welche zu beiden Seiten der Bahnhofspromenade liegen. Nizza ist internationaler wie irgend ein anderer Badeort Europa's, und dies äußert sich vor Allem im Straßen-

leben. Touristen aus aller Herren Ländern wanderten über die breiten Trottoirs und füllten jene Restaurants. Hinter dem Epheuspalier und unter den Orangen des Café Américain war schon jeder Platz besetzt, so daß der in diesem Augenblick eintretende junge Herr im eleganten hellen Promenadenkostüm sich vergeblich nach einem leeren Tischchen umsah. Da hörte er vom Eingange her eine scharfe Stimme in tadellosem Französisch rufen: „Sapristi, Baron v. Hackert, heute nicht auf dem Monte-Carlo? Nehmen Sie bei mir Platz, drinnen finden Sie nicht einen Stuhl mehr frei!"

Der also sprach, war ein Herr in vorgerücktem Alter, wenn er auch durch alle möglichen Künste der Toilette die beginnende Hinfälligkeit zu verstecken bemüht war. Sein langgeschnittenes Antlitz wäre durchsichtig bleich gewesen ohne den verschönenden Schimmer der Rosenpasta, die auf seinen Wangen lag, und schwerlich hätte der zierlich gestutzte Henri-quatre ein so glänzendes Schwarz aufweisen können ohne die Hilfe der Kunst, die sich selbst bis auf die starken und auffallend schön geschweiften Augenbrauen ausdehnte. Die Kleidung des Herrn war eine höchst elegante, aber auch das kurze Jaquet mit den gepolsterten Schultern und die karrirten Beinkleider konnten dem Besitzer nichts von der verlorenen Jugendlichkeit wiedergeben. In einer deutschen Stadt wäre eine Erscheinung, wie die des Marquis du Cat, wahrscheinlich von den Gassenbuben verfolgt worden, sobald sie sich auf der Straße sehen ließ, im internationalen Nizza beachtete kaum Jemand diese Karikatur der Jugendlichkeit. Das Einzige an diesem

Manne, das keiner künstlichen Reparatur bedurfte, war das Auge. Das große, schwarze, funkelnde Auge, das freilich tief in seinen Höhlen lag und von grauen Schatten umgeben war, leuchtete noch in ungeschwächter Lebendigkeit und Willenskraft.

Der Angeredete, in dem wir den ehrenwerthen Studiosus v. Hackert wiederfinden, ließ sich auf dem eisernen Stühlchen dicht neben dem Franzosen nieder und bestellte bei dem aufwartenden Garçon einen Absynth. Dann zog er langsam den Handschuh von der rechten Hand und entgegnete dabei in der ihm noch ein wenig ungeläufigen Sprache des Landes: „Ich möchte Ihnen die Frage, die Sie an mich richteten, zurückgeben, lieber Marquis. Die Croupiers werden erstaunt sein, Sie heute nicht beim Trente-et-quarante zu finden!"

Du Cat lachte und ließ den glänzenden Schnurrbart durch seine schmalen Finger gleiten.

„Man bedarf doch auch einmal der Ruhe, cher baron! Wer, wie ich, sein halbes Leben der Glücksgöttin geopfert hat, ermüdet leichter als Ihr jungen Leute, die Ihr immer wieder mit neuem Lebensmuthe und neuen Hoffnungen an die grünen Tische tretet. Sie haben gestern Chancen gehabt, erzählte man mir!"

Hackert wurde roth und verlegen.

„Allerdings," stotterte er und griff nach seiner Brieftasche, „ich glaubte Sie im Kasino zu treffen, daher übermittelte ich Ihnen Ihren Antheil noch nicht. Darf ich bitten — zwölftausend Francs betrug der Gewinnst, davon fallen viertausend auf Sie."

Er schob vier Bankbillets dem alten Franzosen zu, der die Scheine mit einem „merci bien“ in sein Portefeuille steckte. Dann lachte du Cat wieder kurz auf, stieß den Dampf seiner Cigarrette durch die Nase aus und fragte mit einem unverkennbar ironischen Zug um den Mund: „Sind Sie immer noch davon überzeugt, daß mein Spielsystem auf absolut falschen Prämissen beruht?“

„Pardon, mein lieber Marquis, das habe ich nie gesagt,“ gab Hackert zurück. „Ich habe Ihnen nicht verhehlt, daß ich Ihren Ideen ein gewisses Mißtrauen entgegen brachte, weil ich es für unmöglich hielt, die Chancen des Spiels zu berechnen. Daß aber immerhin der Verstand auch beim Hazard mitspricht, habe ich nimmermehr zu bestreiten gewagt.“

„Eine Umschreibung für meine Behauptungen,“ meinte du Cat, „nichts weiter! An dem Urgesetz der Periodicität, dem die ganze Welt untersteht und das meinem System zu Grunde liegt, läßt sich nicht rütteln. Nun, wir wollen nicht streiten; Sie haben gesehen, daß meine Rathschläge annehmbar sind, und das genügt mir. Sprechen wir von etwas Anderem. Haben Sie in den vier Wochen Ihres hiesigen Aufenthaltes sich bereits die Umgebung Nizza's angeschaut? Wohl kaum; mir scheint, außer der Strecke bis zum Monte-Carlo kennen Sie noch nichts. Habe ich Recht?“

„Ich muß es mit Beschämung eingestehen,“ lachte Herr v. Hackert. „Der Teufel in Monte-Carlo versteht zu verführen, er hat mich bis jetzt allein in seinen Bannkreis gezogen.“

„Das finde ich nur natürlich, nichtsdestoweniger müssen

Sie sich aber auch einmal Zeit zu Ausflügen nehmen. Gerade diese Herbsttage sind einzig, später kommt der Winter mit seinem Regen und Schnee, und dann ade Touristenlust! O, und Cimiez, Falicon, St. Pons, Montboron, das Alles sind entzückende Landschaften, da thaut man wieder einmal auf nach den Anstrengungen und Aufregungen! Ich habe viele Bekanntschaften im schönen Nizza und bin gerne bereit, Ihnen Geselligkeit zu schaffen. Dort grüßt man Sie — wohl ein Landsmann?"

Hackert erwiederte höflich den ihm gespendeten Gruß, aber auch nicht ganz ohne Erstaunen, denn der, welcher so liebenswürdig den Hut vor ihm zog, war niemand Anderes als Elimar Waldau. Hätte Hackert von seinem Platze aus in die letzte Fensternische des Café Américain schauen können, würde sein Erstaunen wahrscheinlich noch mehr gewachsen sein, denn dort saß schon seit einer halben Stunde der Baron v. Menken beim Cognac und bei der Cigarre.

Menken und der junge Maler begrüßten sich mit großer Herzlichkeit. Sie hatten sich seit mehreren Wochen nicht gesehen, trotzdem sie am gleichen Tage von Berlin abgereist und kurz hintereinander in Nizza eingetroffen waren; Elimar hatte aus künstlerischen Interessen, um den diesjährigen „Salon" in Paris noch besichtigen zu können, einen kleinen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt gemacht, ehe er über Lyon nach Nizza reiste, wo ein Zusammentreffen mit Menken verabredet worden war, und dieser hatte den direkten Weg über den Brennerpaß gewählt, um noch zuvor in Rom gemeinschaftlich mit Francesco ihm wichtig erscheinende Erkundigungen einziehen zu können.

„Francesco sagte mir in Ihrem Hotel, Sie seien zum Frühstück im ‚London House', und von dort aus schickte mich der Kellner wieder hieher," begann Climar, sich niederlassend. „Ich habe mich in der Voraussicht, daß wir doch mancherlei zu besprechen und gemeinschaftlich zu unternehmen haben, gleichfalls in den ‚Iles Britanniques' einquartiert. Wissen Sie übrigens, daß der junge Hackert in Nizza ist? Sicher ist da auch Cadama nicht weit."

„Ich begegnete dem Letzteren vor einigen Tagen im Jardin public, er kommt öfters von San Remo herüber, hat sich auch bereits mit Francesco wieder in Verbindung gesetzt. Dabei fällt mir ein, daß es angemessen sein würde, wenn wir über unseren Abstecher nach Rom vorläufig noch Stillschweigen beobachteten; Cadama hat so wie so allen Grund, ein wenig mißtrauisch gegen uns zu sein. Ich kann mich von der Befürchtung nicht frei machen, daß er auf eigene Faust eines Tages mit einem Gewaltcoup vorgehen wird."

„Ich habe die Absicht, schon Montag oder Dienstag nach San Remo zu reisen, um unsere dortigen Bekannten zu begrüßen, dann bin ich in der Lage, Cadama eine unmittelbarere Aufmerksamkeit widmen zu können. Wie ich einem mir nach Paris gesandten Briefe des alten Raths entnehme, scheint mir übrigens zwischen der Villa Hilgersdorf und der Cottage, welche unsere Bekannten bewohnen, nur ein lauer Verkehr zu bestehen."

„Woran allein das unqualifizirbare Benehmen der Generalin Schuld trägt," fiel Menken ein. „Mir persönlich würde ein regerer Verkehr im Augenblicke lieber sein,

man weiß nie, was alles für Dinge hinter den Coulissen vorgehen, wenn man die Akteurs nicht wenigstens zeitweise Auge in Auge sieht!"

„Haben Sie in Rom Erfolge erzielt?"

„Sogar nicht unbedeutende! Das Wichtigste waren für mich die Erkundigungen über Carmella Boccani; ich bin vollkommen zufriedengestellt worden, obwohl es mich Mühe genug gekostet hat, diese Erkundigungen einzuziehen, da Francesco, der so viel wie gar nichts über die Familie seiner Mutter wußte, mir kaum zur Hand gehen konnte. Carmella stammt in der That aus einer alten römischen Patrizierfamilie, nicht aus der Hütte eines Campagnahirten, wie Cadama aus wohl erwogenen Gründen Francesco zu erzählen befohlen hatte. Ihr Vater, Giacomo Faresi, war als Associé einer bekannten florentinischen Bankfirma, deren Filiale in Rom er vorstand, im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens, das durch das lockere Leben dieses Mannes allerdings etwas verringert wurde. Giacomo starb im Jahre 1844 infolge eines Schusses durch den linken Lungenflügel als Opfer eines Duells. Kurz vor seinem Tode hatte er noch Annibale, seinen einzigen, soeben mündig gewordenen Sohn zum Erben und zum Verwalter des Vermögens seiner Tochter Carmella, die damals erst acht Jahre alt war, eingesetzt. Annibale aber überlebte den Tod seines Vaters nicht lange. Der Leichtsinn steckte ihm im Blute; ein Jahr nach dem Duell Giacomo's fand man dessen Sohn erschossen an der Tiberböschung von Trastevere. Der Unglückliche hatte selbst Hand an sich gelegt, nachdem er am Spieltische in wahnsinniger Leiden-

schaft nicht nur das eigene Erbe, sondern auch das seiner Schwester vergeudet hatte." —

Elimar, welcher der kurzen Erzählung Menken's mit fast athemloser Spannung zugehört, ließ erschüttert den Arm sinken, mit dem er sich auf den nächststehenden Stuhl gestützt hatte.

„Welche Tragödie!" rief er aus. „Wie trüb und lichtlos muß die Kindheit Carmella's gewesen sein! Wahrhaftig, es hätte kaum Wunder nehmen können, wenn das arme Weib durch die düsteren Ereignisse, die ihre Jugend vergifteten, den Halt verloren hätte und schlecht geworden wäre! Die Physiologen sprechen so viel von einer Vererbung geistiger Eigenschaften, man könnte irre werden an dem Charakter Lucia's, wenn man von den Dramen hört, die sich in ihrer Familie abgespielt haben!"

„Ich bezweifle," meinte Menken ernst, „daß die Gelehrten so ganz Recht haben, wenn sie nur durch die Vererbungstheorie das Wachsthum des Schlechten und Bösen in der Menschheit erklären wollen. Daß auch der Mensch, genau so wie das Thier und die Pflanze, sich nicht ganz von der Wurzel lösen kann, der er entsprossen ist, scheint mir natürlich. Bei der Entwickelung des Menschen sprechen aber denn doch noch ganz andere Einflüsse mit, als bei den niedriger stehenden Wesen; die Umgebung und die Erziehung, ich meine nicht die Erziehung im landläufigen Sinne, sondern die Ausbildung des Herzens und der Seele, vermag sehr wohl gut zu machen, was das Blut der Väter gesündigt hat. Carmella ist in erster Reihe ein Beispiel für die Richtigkeit meiner Ansicht. Sie wurde nicht im

Hause Giacomo's, sondern in der Pension einer alten feinfühligen Dame erzogen, die zwar wenig positives Wissen, dafür aber desto mehr Gemüth und Takt besaß. Unter ihrer Aufsicht wuchs Carmella heran; der Grund, der bis zu ihrem neunten Jahre für ihre wissenschaftliche Fortbildung gelegt worden, war nur ein geringer, der Fond für ihre innere Bildung aber ein vortrefflicher, und dies mag die Ursache gewesen sein, daß mit der Verschlechterung ihrer äußeren Verhältnisse nicht auch sie selbst von Stufe zu Stufe sank. Da sich nach dem Tode der erwähnten Dame von den früheren Freunden ihres Vaters kein Mensch der armen Verlassenen annahm, so wurde sie in einem städtischen Waisenhause untergebracht, wo sie das Wenige, was sie in der Pension erlernt hatte, gänzlich vergaß, dafür aber nach grob-praktischer Richtung mehr ausgebildet wurde. Fünfzehn Jahre alt, wurde sie entlassen, um sich nunmehr selbst ihren Unterhalt zu suchen; sie vermiethete sich zunächst als Kinderwärterin, mußte dann aber, da sie längere Zeit keine Stellung fand, um nicht zu verhungern — Modell werden. Zu dieser Zeit fand vor den Assisen in Rom eine Gerichtsverhandlung gegen einen Falschspieler statt, die unter Anderem auch die überraschende Thatsache ergab, daß Annibale Faresi einem schmählichen Betruge zum Opfer gefallen war. Er war einer Bande von Falschspielern in die Hände gerathen und von diesen völlig ausgeplündert worden. Nur drei von diesen Gaunern konnten zur Bestrafung herangezogen werden, da die Namen und die Persönlichkeiten der Uebrigen nicht zu ermitteln waren. Das zusammengespielte Vermögen der

drei Erwischten war aber groß genug, daß ein Theil desselben auch zu einer Entschädigung für Carmella verwendet werden konnte. Leider beging das Mädchen kurz darauf die Thorheit, ihrem Herzen folgend, sich mit einem schönen Taugenichts zu verheirathen, der es bald fertig bekam, das Geld, welches ein glücklicher Zufall Carmella in den Schoß geworfen hatte, wieder durchzubringen. Das Elend begann von Neuem; Carmella folgte ihrem Gatten nach Neapel, wurde dann, dem häuslichen Jammer zu entgehen, Marketenderin beim Garibaldi'schen Heere, und starb schließlich in den traurigsten Verhältnissen, aber ehrlich und rechtschaffen bis zum letzten Augenblick. Durch das mir bei meinen Recherchen äußerst hilfreich zur Hand gehende Konsulat bekam ich auch Einsicht in die Akten jenes Spielerprozesses, dessen ich vorhin erwähnte, und fand in denselben einen Namen, der mir auffiel. Der Eine der drei Verurtheilten hieß nämlich Caradac Ducat; genau denselben Namen aber trug jener französische Marquis, mit dem ich, wie ich Ihnen erzählte, an jenem verhängnißvollen 17. Februar 1871 im Schlosse Saint-Estain bei Belfort zusammentraf. Der Marquis wurde uns damals durch Herrn v. Hilgersdorf als ein alter Bekannter vorgestellt, mit dem er in seinen Jugendtagen auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Europa manch' heitere Stunde verlebt haben wollte. Der Abend in Saint-Estain steht mir noch zu genau in der Erinnerung, als daß ein Irrthum bezüglich des Namens stattfinden könnte; ich entsinne mich sogar noch deutlich, daß der alte Hackert, als er die betrügerische Handlungsweise Hilgersdorf's aufdeckte, die unverblümte Vermuthung

aussprach, der Marquis habe mit ihm im Einverständniß gehandelt. Ich hielt das damals schon für nicht ganz unmöglich, heute aber glaub' ich es fest. Der Marquis Caradac lebt noch, und zwar hörte ich in Rom, daß er sich als Spielprofessor hier in Nizza niedergelassen habe."

„Als Spielprofessor?" fragte Waldau erstaunt, und ein Lächeln glitt über sein ernstes Gesicht, als Menken diesen merkwürdigen Titel anführte. „Ich kenne wohl ordentliche und unordentliche Professoren, Professoren der Chemie, der Numismatik, der Geschichte und so weiter, aber von Professoren des Spiels habe ich mein Lebtag nichts gehört. Was ist das für eine seltsame Würde und was sind das für eigenthümliche Leute?"

„Spieler von Profession, die mit ihren Rathschlägen und mit ihren Erfahrungen am grünen Tisch ein Gewerbe treiben," entgegnete der Baron. „Zur Zeit, als die Roulette noch in ganz Europa gestattet, war auch Deutschland ein beliebtes Operationsfeld dieser Ehrenmänner, jetzt haben sie sich an die Riviera, in die Nähe Monaco's und seines Teufelstempels zurückgezogen. Da ist der ‚petit Niçois', schlagen Sie einmal die letzte Seite auf, den Inseratentheil! Sie finden hier drei, vier, heute sogar sechs Annoncen solcher Spielprofessoren,*) fast alle des gleichen Inhalts. ‚Wer in Monte-Carlo sein Glück versuchen will, versäume nicht, vorher in der Avenue Delphine

*) Der Verfasser erlaubt sich, an dieser Stelle zu bemerken, daß seine Schilderungen keine Phantasiegemälde sind, sondern der Wirklichkeit genau entsprechen.

Nr. 397, erste Etage links, einen Besuch zu machen; man findet dort Aufklärung und Rath über das Verhalten an der Roulette und für das Trente-et-quarante.' Noch besser ist die zweite Anzeige: ‚Ein nie trügendes System, die Chancen in Monte-Carlo an sich zu fesseln, wird gegen mäßiges Honorar in der Rue du Pont Neuf Nr. 705, zwei Treppen rechts, gelehrt.' In der dritten Annonce heißt es sogar: ‚Unfehlbares Glück beim Spiel an der Roulette wird Demjenigen zugesichert, welcher sich vor jedem Besuche in Monte-Carlo an Msr. François Chantellier, Boulevard Bouchage 80, parterre, wendet.'"

Elimar konnte sich nicht enthalten, herzlich zu lachen.

„Das sind ja köstliche Menschenkinder, diese Spielprofessoren," rief er belustigt aus. „Aber finden die Leute denn wirklich auch ihre Rechnung?"

„Ich übertreibe nicht, wenn ich Sie versichere, daß die Spielprofessoren geradezu brillante Geschäfte machen. Nichts fordert die Leidenschaften der Menschen mehr heraus, wie das Spiel, nichts erweckt mehr in ihnen alle schlechten Neigungen und alle ungesunden Keime. Wie es eine alte Thatsache ist, daß selbst Spieler, die in der Gesellschaft für überaus aufgeklärt gelten und es auch sind, sich am grünen Tische nicht von einem kleinlichen und kindischen Aberglauben frei zu machen vermögen, so ist es auch Thatsache, daß die Passion für das Spiel den Verstand vollkommen umdämmert. Ich habe, als die Roulettekugel noch in Wiesbaden rollte, daselbst einen berühmten Gelehrten der Naturwissenschaften kennen gelernt, der nicht anders am Spieltische erschien, als in einem Rocke, dessen oberster

Knopf fehlte. Durch Zufall war ihm eines Tages im Spielsaale dieser Knopf abgerissen worden, und gerade an diesem Tage hatte der alte Herr enorm viel gewonnen; seitdem präsentirte er sich nie anders als in der beschriebenen ‚Knopflosigkeit‘, die seinem sonstigen eleganten Aeußeren wenig entsprach. Derselbe berühmte Gelehrte pflegte auch immer nur auf die Ziffern und Felder der Roulette zu setzen, die ihm vorher von seiner alten Wirthschafterin, einem total ungebildeten Frauenzimmer, als glückbringend bezeichnet worden waren. Selbst zahlreiche Mißerfolge konnten ihn nicht dem Glauben entfremden, daß seine Wirthschafterin ein ‚ungemein großes divinatorisches Talent‘ besitze. Wie diesem alten Gelehrten, dessen scharfsinnige naturphilosophische Werke ihm einen bedeutenden Namen geschaffen hatten, ergeht es den meisten Spielern aus Leidenschaft. Trotzdem man bei einiger Menschenkenntniß auf den ersten Blick sehen muß, daß die Herren Spielprofessoren ohne Ausnahme plumpe und grobe Schwindler sind, denn die Erfahrungen, die sie am grünen Tische gesammelt haben wollen, sind illusorisch beim Hazard, werden diese Leute doch tagtäglich von Besuchern überlaufen. Da nun das Honorar, das sie beanspruchen, keineswegs ein ‚sehr mäßiges‘ ist, wie ihre Bekanntmachungen sagen, so pflegen die Spielprofessoren meist ein recht angenehmes Leben zu führen.“

„Natürlich versuchen sie selbst ihre Theorien nur höchst selten am Spieltisch in die Praxis umzusetzen?“

„Möglichst gar nicht,“ lachte Menken. „Sie pflegen diesen auffälligen Umstand, der gegen ihre Lehren sprechen

muß, damit zu entschuldigen, daß sie selbst keine ‚glückliche Hand‘ haben. Nicht unschlau, nicht wahr? — Doch nun zurück zu unserem braven Marquis Caradac! Ich hörte also, wie gesagt, in Rom, daß er sich hier an der Riviera herumtreibe, und habe ihn bereits, Dank den Bemühungen Francesco's, der alle in den Inseraten des ‚petit Niçois‘ aufgeführten Spielprofessoren mit seiner Visite beehrt hat, aufgefunden. Caradac gibt sich hier unter seinem wirklichen Namen, nur hat er das ‚Ducat‘ getrennt, und heißt infolge dessen: du Cat. Vielleicht soll diese Ablösung des Adelsprädikats vom Namen seinen Marquistitel verständlicher machen; mein römischer Gewährsmann sprach die Vermuthung aus, das Marquisat Ducat's liege irgendwo im Monde. Sei es drum, ich habe nichts dagegen, der Mann interessirt mich anderweitig! In den ‚Iles Britanniques‘, deren Besitzer mir seit Jahren bekannt ist, zog ich genauere Erkundigungen über Ducat ein. Er soll alt geworden sein, trotzdem er noch gern den Unwiderstehlichen spielt, soll aber im Uebrigen auf großem Fuße leben. Er kann es, denn seine Professur bringt ihm 'was ein. Seine Rathschläge beziehen sich — so erzählte man mir — nie auf die Roulette, nur auf Trente-et-quarante. Das ist sehr schlau, denn bei diesem Spiel stehen die Chancen zwischen der Bank und dem Spieler gleich, während der Letztere an der Roulette immer im Nachtheil ist. Da Ducat nun nie ein Honorar fordert für die Einweihung in seine wahnsinnigen ‚Systeme‘, sondern stets einen gewissen Prozentsatz von dem eventuellen Gewinnst, so kommt er dabei recht gut fort. Ein Risiko existirt nicht für ihn, und

unter den Hunderten von Spielern, die in jeder Saison sich gegen die Unterzeichnung eines Ehrenscheins seiner ‚Systeme' bedienen, sind immer etliche, denen der Zufall einmal mit vollen Händen das Gold von Monaco in den Schoß schüttet. Das Geschäft geht demnach ganz flott."

„Und von diesem würdigen Herrn, den die Dummheit der Mitmenschen ernährt, hoffen Sie gleichfalls Aufschlüsse über Carmella, respektive ihre Familie zu erhalten?"

„Das nicht," entgegnete Menken, „der Mann soll mir in anderer Beziehung von Nutzen sein. Sie wissen, mein lieber Elimar, daß Frau v. Hilgersdorf und Cadama sehr vertraut geworden sind, und ihre Unzertrennlichkeit mag einen guten Grund haben. Seit jenem Tage, da der verstorbene Hackert auf französischem Boden dem Oberstlieutenant v. Hilgersdorf nachwies, daß er unredlich spiele und nicht mehr würdig sei, die Uniform zu tragen, verfolgte dieser den Ersteren mit einem glühenden Hasse. Zwar sah Hackert auf mein Zureden davon ab, dem Generalkommando Anzeige von dem Geschehenen zu machen, aber darum war der Haß Hilgersdorf's nicht minder stark. Er war der Einzige, der außer Hackert damals eine Ahnung von dem Geheimniß der Geburt Lucia's hatte, und wohl gern hätte er, um seinen Feind zu schädigen, trotz der ehrenwortlichen Verpflichtung, darüber zu schweigen, die er übernommen, dieses Geheimniß ausgeplaudert, wäre seine Existenz, sein Wohl und Wehe nicht in den Händen Hackert's gewesen. Hackert wußte, daß er ein Ehrloser war, ein elender Betrüger, und das

war das Damoklesschwert, vor dem er sich beugen mußte. Kurz vor seinem Tode scheint Hilgersdorf — so wenigstens deute ich mir Francesco's Beichte — dennoch sein Wort gebrochen und Cadama, den er von Rom aus kennen mochte, das Geheimniß verrathen zu haben. Von dieser Zeit an begann das Intriguenspiel Cadama's. Sein Erstes war, sich in Berlin mit der Wittwe Hilgersdorf's in Verbindung zu setzen, denn auch diese Frau war eine Feindin Lucia's, ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen warum!...

Gegen die Generalin selbst läßt sich nichts ausrichten; sie ist ein excentrisches Weib, aber ihr Ruf ist makellos geblieben. Sie ist jedoch die Wittwe Hilgersdorf's, sie trägt seinen Namen, und Alles, was diesen Namen trifft, trifft sie mit. Sie hat viel Stolz, und sie wird zittern, wenn sie hört, daß auf das Wappen, das sie führt, ein trübender Rostfleck fallen soll. Es handelt sich nun nur darum, eine jener vielen versteckten Ehrlosigkeiten, deren sich der verstorbene Hilgersdorf schuldig gemacht hat, soweit auszubeuten, daß man der Generalin mit der Veröffentlichung derselben drohen kann, wenn es an der Zeit ist. Hackert ist todt und mit ihm der Zeuge begraben worden, der beweisen konnte, daß Hilgersdorf im Schlosse Saint-Estain unehrlich gespielt hat — der Ehrenwortsbruch, den er begangen, ist aber gleichfalls nicht nachweisbar, da die Verpflichtung, das Geheimniß Hackert's aus dem Tessinthale für ewig zu wahren — natürlich nur auf einer mündlichen Vereinbarung beruhte. Ich wäre somit machtlos allen Intriguen der Hilgersdorf gegenüber, wenn ich nicht in

unserem Spielprofessor noch eine Stütze fände! Er gehörte zu den intimen Vertrauten des Verstorbenen und wird sicher so manche dunkle Episode aus seinem Leben kennen ..."

„Es fragt sich nur, ob der Brave Ihnen nicht lachend den Rücken wenden wird, wenn Sie ihm mit Ihrer Zumuthung kommen," warf Waldau ein.

„Daß dies nicht geschieht, dafür werde ich schon Sorge tragen, mein lieber Elimar," lächelte Menken. „Ich bin mir übrigens durchaus bewußt, daß mein Vorgehen nach den allgemeinen Gesetzen der guten Sitte keineswegs zu rechtfertigen ist. Gegen Hinterlist, Tücke und Bosheit aber kann man nicht immer mit blanker Waffe kämpfen, und ich werfe mir nichts vor, wenn auch ich eine Deckung wähle, die der Taktik unserer Gegner entspricht."

„Ich bin begierig, wie Sie sich mit diesem Monsieur Ducat auseinandersetzen werden," meinte Waldau und erhob sich gleichzeitig mit Menken. „Wann wollen Sie ihn aufsuchen?"

„Auf der Stelle — es ist freilich ungewiß, ob er zu Hause ist. Man sagte mir, daß seine Sprechstunden nur bis zehn Uhr Vormittags seien; um zehn Uhr zwanzig Minuten geht der Schnellzug hier ab, der um elf Uhr zur Eröffnung des Kasino's in Monte-Carlo eintrifft. Jedenfalls werde ich in Erfahrung zu bringen suchen, zu welcher Zeit Ducat am sichersten zu sprechen ist." —

Als Beide vor die Thüre traten, sahen sie den jungen Hackert noch an der Seite des Franzosen am Eingange unter den Orangenbäumen sitzen. Menken stutzte, als du Cat ihm sein Antlitz zuwendete.

„Der Marquis!" flüsterte er. „Ich täusche mich nicht in dieser geschminkten Larve mit dem fieberglühenden Auge! Das trifft sich günstig, wir müssen ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen versuchen, Elimar!"

Menken grüßte freundlich zu Hackert herüber, der ebenfalls den weißseidenen Kastor zog.

„Sieh da, Herr v. Hackert," begann der Baron und trat auf das Tischchen zu, an welchem dieser saß, „das ist ja ein erfreuliches Zusammentreffen! Sind Sie schon seit längerer Zeit an der schönen Riviera?"

„Seit einigen Wochen, Herr Baron! Aber wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen, oder sind Sie bereits im Fortgehen begriffen?"

Menken und Elimar zogen sich ein paar Stühle heran und Herr v. Hackert stellte den Franzosen vor.

„Marquis du Cat..."

„Wenn ich nicht sehr irre," nahm Menken in geschicktem Komödienspiel das Wort, „hatte ich schon einmal die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden, Herr Marquis. Es sind freilich zehn Jahre her, und ich weiß nicht, ob Sie sich noch dessen entsinnen. Es war während der Campagne des Jahres 1871, im Schlosse des Vicomte Saint-Estain bei Belfort..."

„Ah, ich erinnere mich wohl," rief der Franzose lebhaft und sein dunkles Auge flammte auf, „Sie standen, irre ich nicht, bei den Kürassieren des Königs von Preußen — ja, ja, so ist's, mir sind jene Tage von Saint-Estain noch gut im Gedächtniß! Mein alter Freund Hilgersdorf, den ich aus einer lustigen Epoche her kannte und der nun auch

schon aus dem Leben geschieden ist, lag dazumal gleichfalls in jenem Schlosse im Quartier. Wie freute ich mich, den guten Kerl einmal wiederzusehen! Der Zufall ist ein närrischer Kobold; als blutjungen Burschen hatte ich gegen Ende der vierziger Jahre den braven Hilgersdorf in Rom kennen gelernt, und nach mehr denn zwei Decennien sollte ich ihn als Feind meines Vaterlandes von Neuem treffen! Aus dem wilden Jungen, dem nichts zu toll war und der die Welt aus ihren Angeln gehoben hätte, wär's ihm möglich gewesen, war ein wackerer Haudegen geworden, ein tapferer Soldat. Sacre tonnerre, ich hätte Hilgersdorf kaum wiedererkannt, wär's nicht an seiner verteufelten Passion für das Jeu gewesen!"

„In diesem Punkte trafen sich demgemäß Ihre Liebhabereien," meinte Herr v. Hackert nicht ohne Bosheit, die der hartfühlige Franzose freilich kaum beachtete.

„Ganz recht," entgegnete er lächelnd und nahm eine Favorita aus seinem Cigarrenetui, „und wie mir erinnerlich, belustigten wir uns sogar in dem Bombenregen, den die Belagerung Belforts mit sich führte, mit dem Trente-et-quarante! Schade nur, daß die beiden Saint-Estain, der Graf und sein Bruder, ein so trauriges Ende nehmen mußten! Sie waren gute Patrioten und treffliche Menschen — heut' kann ich's ja gestehen, ich selbst war nicht unbetheiligt an der Konspiration, die dem versprengten Bourbaki Rettung bringen sollte. Hätte ich nicht so eilig Fersengeld gegeben, als man den Ballon der beiden Grafen abfing, vielleicht säße ich dann heute nicht so gemüthlich bei Ihnen!"

Die Erinnerungen an die Vergangenheit waren nun einmal angeregt, und so plauderte man denn weiter von verflossenen Zeiten. Der Marquis, der ein hervorragendes Unterhaltungstalent besaß, wußte zwanzig kleine pikante Geschichtchen zu erzählen aus jenen Tagen, da er mit dem verstorbenen Hilgersdorf zusammen — wie er sich ausdrückte — Rom „unsicher“ gemacht hatte.

„Hilgersdorf kann damals erst einige Zwanzig alt gewesen sein,“ fuhr du Cat fort. „Er war noch nicht Militär, trat wohl erst über, als er aus Italien zurückgekehrt war und einsah, daß die diplomatische Federfuchserei nicht passend für seine soldatische Natur. War das ein ausgelassener Bursche! Die Faschingszeit war zumal die Glanzperiode Hilgersdorf'schen Humors. Mit einer ganzen Rotte Gleichgesinnter — ich entsinne mich nur noch eines jungen Bankiers Namens Annibale Faresi, dessen tragisches Ende Aufsehen erregte — wurde die Stadt förmlich auf den Kopf gestellt. In unglaublicher Maskirung durchstürmten wir die Straßen, drangen in die Häuser ein und verübten den tollsten Unsinn. Mein Gott! wir waren Alle eben noch jung — und das Alter ist früh genug gekommen, uns vernünftig zu machen!“ — —

Man saß noch etwa eine halbe Stunde zusammen, dann erhob der Marquis sich zuerst, da die Zeit für seine gewohnte Siesta gekommen sei. Er drückte Menken freundschaftlichst die Hand und sprach die Hoffnung aus, ihn recht bald wiedersehen zu können. Dann verließ der Franzose mit graziösem Schwenken seines Hutes das Café.

Die Wohnung des Marquis lag in der Rue des Pon-

chettes und bestand aus einer Flucht von sechs Zimmern, die sämmtlich eine herrliche Aussicht nach dem Meere gewährten. Jedes einzelne Gemach war mit einer Eleganz und einem Comfort ausgestattet, wie man ihn nur in wirklich vornehmen Häusern gewohnt ist. Dabei war jeder Prunk, jede Ueberladenheit sorgfältig vermieden, überall offenbarte sich ein durchaus aristokratischer Geschmack, der nichts von der Prunksucht eines Emporkömmlings an sich hatte.

Als der Marquis seine Wohnung erreicht hatte, schellte er zunächst nach seinem Diener, einem alten graäuköpfigen Manne, der seinen Frack und seine seidenen Kniehosen mit dem Anstande eines Edelmannes aus der Rococozeit trug. Dann begab sich du Cat in sein Schlafgemach, entledigte sich mit Hilfe seines Faktotums der Oberkleider, ließ sich Stirn und Augenlider mit einem in scharfes Parfüm getauchten seidenen Foulard betupfen und streckte sich schließlich, einen gesteppten Schlafrock überwerfend, behaglich auf der Chaise-longue aus. Dann schloß er die Augen und begann zu träumen.

Lange sollte heute aber die Ruhe des Spielprofessors nicht währen. Ein heller Glockenschlag zeigte ihm an, daß ein Besucher seiner harre, und bald darauf erschien auch Givet, der Diener, mit der Meldung: ein Herr wünsche dringend Monsieur zu sprechen.

„Bedaure," entgegnete du Cat kurz und warf sich auf die andere Seite, „meine Sprechstunde ist vorüber. ‚Neun bis Zehn Vormittags' steht an meiner Thüre, der Herr mag sich das merken!"

„Der Herr weiß das auch," wagte Givet zu bemerken, „er bestand aber trotz meiner Abweisung darauf, vorgelassen zu werden. Es sei eine Sache von Wichtigkeit, wegen welcher er mit dem Herrn Marquis zu verhandeln habe, sagte er ..."

„Hat man denn niemals Ruhe!" brauste der Marquis auf. „Wie heißt der Kerl — hast Du nach seinem Namen gefragt?"

„Zu befehlen, ja, Monsieur," antwortete Givet und rümpfte die Nase. „Der Mann nannte sich Menken — Baron Menken — es scheint mir ein Deutscher zu sein!"

Givet war nicht wenig erstaunt, als sein Herr jetzt kopfnickend sagte:

„Ah, der! Laß ihn herein und reiche mir mein Jaquet!"

Der Marquis pflegte aus Diplomatie alle seine Gefühle sorgfältig vor seinem Diener zu verbergen. Als dieser nun aber das Zimmer verlassen hatte, zeichnete sich in seinem Antlitz doch unverkennbar ein Zug von Ueberraschung und Neugierde ab.

„Der Baron," murmelte er, „was will denn der? Sollte ihn mein Gesicht daran erinnert haben, daß am Spieltische im Schlosse Saint-Estain ..."

Du Cat sprach nicht weiter. Er knöpfte den Rock über der Brust zu, goß sich einige Tropfen Rosenduft in's Taschentuch und trat dann in den Salon.

Menken saß auf einem niedrigen Fauteuil mit Goldfüßen und erhob sich nicht beim Eintritt des Franzosen.

Er winkte nur mit der Hand und rauchte dabei ungenirt seine Cigarre weiter, die er zwischen den Fingern hielt.

„Ich habe Sie wohl im Schlafe gestört, mein lieber du Cat," begann er mit eigenthümlichem Lächeln und schlug die Beine übereinander; „thut mir leid, denn Ihre Nerven werden die Ruhe brauchen, ich habe aber Nothwendiges mit Ihnen zu besprechen... Sie sind doch derselbe Ducat — ungetrennt geschrieben — der am 17. Oktober 1845 vor den Assisen zu Rom wegen falschen Spiels zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt wurde — nicht wahr?"

Wenn Menken geglaubt hatte, er würde durch diese plötzliche Frage heftig an dem Gewissen des alten Franzosen rütteln können, so irrte er sich. Der Marquis verfärbte sich nicht einmal, vielleicht auch sah man dies nicht unter der Emailleschicht, die sein Gesicht bedeckte, er lächelte sogar gleichfalls und zog sich einen zweiten Stuhl heran, in welchen er sich behaglich niederließ.

„Das ist aber interessant," meinte er; „wie gut Sie meine Vergangenheit kennen, lieber Baron. Sind Sie einmal Jurist gewesen oder Archäologe, da Sie im Tribunalsarchiv zu Rom nach alten Akten nachgegraben zu haben scheinen?... Natürlich bin ich derselbe Ducat, und ich habe auch ehrlich die drei Jahre abgesessen, ohne auch nur eine Woche Begnadigungsabkürzung zu erfahren. Es war eine scheußliche Zeit, mein Bester, denken Sie sich, daß man den Marquis Caradac zwang, einen grauen Kittel aus ordinärem Drillich anzuziehen! Es war empörend! Auch Wolle zupfen mußte ich, es hat Monate gedauert,

ehe meine Finger wieder präsentabel wurden, eine förmliche Hornhaut hatte sich an den Spitzen gebildet. Scheußlich, wahrhaft scheußlich, diese Behandlung!"

Und der Marquis beschaute sich aufmerksam die Innenflächen seiner schlanken weißen Finger, an denen gegenwärtig allerdings auch das schärfste Auge kein Andenken mehr an entehrende Zuchthausarbeit hätte entdecken können.

Der Baron v. Menken nickte zufriedengestellt mit dem Kopfe. Die Frechheit du Cat's ärgerte ihn nicht im Mindesten, im Gegentheil, sie sagte ihm zu — so mußte der Mann sein, den er brauchte! —

„Ich sehe, daß ich ganz ungenirt mit Ihnen sprechen kann, mon cher marquis," nahm Menken wieder das Wort, „und das ist mir wirklich lieber, als wenn mich unnöthige Prüderie Ihrerseits zu — fataleren Maßregeln gezwungen hätte. Es war mir sehr erwünscht, daß ich heute Mittag ganz zufällig Ihre angenehme Bekanntschaft erneuern durfte — ich suchte Sie nämlich bereits, mein Verehrtester; Sie brauchen darum nicht zu erschrecken — ich komme in durchaus friedlichen Absichten, ohne Sie sogar noch nachträglich zur Rechenschaft dafür ziehen zu wollen, daß Sie in Gemeinschaft mit Ihrem ‚alten Freunde', dem seligen Herrn v. Hilgersdorf, mich am Abend des 17. Februar 1871 im Schlosse Saint-Estain um neunzehntausend preußische Thaler betrogen haben — Gott bewahre, ich habe diese alten Geschichten längst vergessen! Ich will Ihnen zum Ueberfluß mein Wort geben, das Wort eines deutschen Edelmannes, daß ich über Ihre Vergangenheit absolutes Stillschweigen beobachten werde, wenn Sie —

das allerdings ist meine Bedingung — mir willig die kleine Bitte zu erfüllen versprechen, die ich an Sie zu stellen gesonnen bin. Ich erlaube mir — Sie gestatten mir das, mein bester Marquis," und Menken verneigte sich etwas spöttisch, „noch zu bemerken, daß ich mich im Falle eines Entgegenkommens sogar recht dankbar beweisen werde."

Du Cat hatte sich in seinem Sessel halb aufgerichtet und mit Aufmerksamkeit zugehört. Der durch alle Schulen des Raffinements gegangene Abenteurer hatte bei den ersten Worten Menken's gewußt, daß er sich einem Ueberlegenen gegenüber befand. Dennoch hielt er es für gut, seine dreiste Miene beizubehalten, nur sein Ton war unwillkürlich höflicher und unterwürfiger geworden.

„Wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen kann, Monsieur de Menken," erwiederte er galant, „so stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung, ohne daß ich ein Aequivalent verlange. Bevor ich Sie jedoch bitte, mir Ihren Wunsch mitzutheilen, möchte ich eine Beschuldigung Ihrerseits, zum Theil wenigstens, abwehren. Wir sind unter uns, ich kann also ohne Scheu sprechen. Sie erwähnten vorhin Ihrer Verluste an jenem Spielabend in Sant-Estain, an dem ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen. Derjenige, dem Sie Ihre Verluste an jenem Abende zu danken haben, war jedoch nicht ich, sondern Ihr Landsmann und Kriegskamerad Hilgersdorf ganz allein! Ich lüge sehr viel und habe viel gelogen im Leben — das gehört nun einmal zu meinem Gewerbe — diesmal aber spreche ich die lautere Wahrheit..."

„Ich bedaure nur, daß Sie keinen Zeugen dafür haben, Monsieur du Cat, Sie hätten sodann bereits meinen Wunsch erfüllt, ohne daß ich ihn auszusprechen brauchte. Ich suche, um mich kurz zu fassen, nach einer eventuell auch gerichtlich mit Beweisen zu belegenden strafbaren Handlung im Vorleben des Herrn v. Hilgersdorf ..."

„Aber Hilgersdorf ist, so viel mir bekannt, im November oder Dezember 1881 in San Remo gestorben," fiel der Marquis ein. „Wollen Sie einen Todten zur Rechenschaft ziehen lassen?"

„Das nicht — aber ich will eine Waffe haben gegen die Wittwe Hilgersdorf's, die mir in irgend einer für Sie ganz gleichgiltigen Sache entgegenarbeitet," gab Menken zur Antwort.

Du Cat begriff sofort, nur waren seine Voraussetzungen falsche. „Der ist ein Schuft wie ich," dachte er, „aber er kennt mich, und da muß ich mich fügen!

Ich verstehe," entgegnete er laut, „und ich freue mich, Ihnen dienlich sein zu können. Ich erzählte Ihnen, daß ich Hilgersdorf bereits als ganz jungen Menschen kennen gelernt habe. Schon damals war er ein leidenschaftlicher Spieler, und schon damals liebte er es, dem Zufalle zu Hilfe zu kommen. Zu den bekanntesten Joueurs in Rom gehörte derzeitig ein Piemontese, Emmanuelle Fratto, und ihm hatte sich ein kleiner Kreis Glücksritter, unter ihnen auch Hilgersdorf und meine Wenigkeit, angeschlossen. Eines der Opfer dieses Cirkels war ein junger römischer Lebemann, er hieß Annibale Faresi. Annibale erschoß sich, nachdem er eines Tages den Rest seines Vermögens

verspielt hatte, und die Recherchen nach der Ursache seines Todes führten unglücklicherweise unsere Entdeckung herbei. Fratto, ich und ein gewisser Krysoffsky, ein Pole von Geburt, wurden verurtheilt, Hilgersdorf befand sich bereits außer Landes, ging deshalb, da wir seiner aus Corpsgeist in den Verhören auch nicht erwähnt hatten, frei aus, und doch war er genau so schuldig wie wir. Krysoffsky ist todt oder verschollen, Fratto aber lebt noch, und da er immer noch gleich mir das Spiel als Erwerb, wenn auch in gemäßigterer Weise wie früher, betreibt, so wohnt er natürlich in unmittelbarer Nähe Monaco's, und zwar in Mentone. Emmanuelle Fratto stand, wie ich bestimmt weiß, mit Hilgersdorf Jahre lang in einer intimen Korrespondenz, die wohl noch schärfer die dunkle Vergangenheit Ihres Landsmannes charakterisiren dürfte, als wir beiden Zeugen dies vermögen, und Emmanuelle ist ein zu vorsichtiger Mann, um so kostbare Werthstücke, wie die Briefe Hilgersdorf's, nicht sorgfältig aufbewahrt zu haben. Da Emmanuelle im Uebrigen mein Freund ist, so hoffe ich nach jeder Richtung hin Ihren Wünschen entsprechen zu können."

Menken erhob sich.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Herr Marquis," erwiederte er, „und füge beim Abschiede nur noch die Bitte an, betreffs meines heutigen Besuches so lange Diskretion üben zu wollen, bis ich Ihre Liebenswürdigkeit und die des Herrn Fratto in Anspruch genommen habe. Darf ich mich darauf verlassen?"

„Immer," sagte du Cat und legte die Rechte auf die Seite seines Rockes, in deren Futter seine Makao-Karten

Zwecks augenblicklichen Gebrauchs eingenäht waren. Diese Handbewegung war aber der höchste Schwur des Spielprofessors.

22. Das höchste Glück.

Westlich vom Bahnhof in San Remo, mitten in einem großen, bis zum Meere reichenden Garten von Citronen, Orangen und vereinzelten Pinien, liegt eine hübsche zweistöckige Villa, mit einem Aussichtsthurm auf der Südseite und einer breiten Veranda nach der See zu. Die Villa war vor Jahren von einem alten Engländer erbaut worden und wurde nach dessen Tode von seinen Erben während der Kursaison an Fremde vermiethet. Augenblicklich bewohnte eine kleine deutsche Kolonie das reizende Landhaus; neugierige Leute, die gern wissen wollten, wie die Insassen der Villa am Meere hießen, hatten die Fremdenliste eingesehen und folgende Namen gefunden: August Dreyfuß, königlich preußischer Kommerzienrath, und Frau, Frau v. Sporken, Lucia v. Hackert-Selchern, Frau Aenny Döring — sämmtlich aus Berlin.

Der alte Dreyfuß fühlte sich unendlich behaglich in der köstlichen Ruhe, die er hier unten, fernab von seinen geschäftlichen Interessenkreisen, gefunden hatte. Er war sonst keine Natur, die ein müßiges Schlaraffenleben liebte, er hatte im Gegentheil bisher nur in der Arbeit Erholung gefunden, aber er begann allmählig zu fühlen, daß auch seine Riesengestalt unter der Last der Jahre zu wanken anfing, und daß es nothwendig geworden sei, sich größere Pausen der Ruhe zu gönnen. Anfangs hatte er freilich die Unthätigkeit gefürchtet, zu der ihn ein längerer Auf-

enthalt im Süden verurtheilen mußte, nun aber fand er selbst, daß ihm der innere und äußere Frieden unendlich wohl that, und daß sein Entschluß, sich einmal zeitweilig ganz von den Geschäften zurückzuziehen, um die in einem aufregenden und arbeitsvollen Leben empfindlich gewordenen Nerven zu beruhigen, ein sehr vernünftiger gewesen war. Um nicht vollkommen unthätig zu sein, hatte Dreyfuß sich eine Tageseintheilung geschaffen, die seine Zeit vollkommen in Anspruch nahm. Die Spaziergänge, die er an jedem Morgen — sehr früh schon, wenn noch der Thau an den Gräsern hing und das Meer sich im ersten Sonnengold badete — unternahm, dehnten sich oft bis spät in den Vormittag aus, und führten ihn in der ganzen Umgegend herum, bis zum Monte Bignone und zum aussichtsreichen Piano del Re, bis nach Taggia und La Colla und bis zu den berühmten Palmenwäldern von Bordighera. Kam dann der Alte müde und doch geistig erfrischt durch die himmlischen Naturbilder, die sich ihm geboten, zurück, dann pflegte er in einer zwischen zwei Orangenstämmen ausgespannten Hängematte im Garten Siesta zu halten, oder die mit der Morgenpost eingetroffenen Journale zu lesen. Der Garten mit seinem exotischen Blumenflor und seinen prächtigen alten Bäumen war überhaupt der Lieblingsaufenthalt des Raths. Ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten, die lediglich auf das Reale und Praktische gerichtet waren, konnte er, den Panama im Nacken und die Baumscheere in der Hand, zwischen den Boskets lustwandeln und sich wie ein Kind an den Herbstblüthen und an dem grünen Blätterschmuck erfreuen.

Eine stete Begleiterin auf diesen kleineren Spaziergängen pflegte Lucia zu sein. Das Verhältniß, in welches das junge Mädchen mit der Zeit zu der Familie des Rathes getreten war, glich fast dem einer Tochter zu ihren Eltern. Dreyfuß selbst wie seine Gemahlin hatten eine starke Zuneigung zu Lucia gefaßt und behandelten sie wie zum Hause gehörig. Auch Lucia sah in dem Rath einen väterlichen Freund, der nur ihr Bestes that und wollte; er hatte die Verwaltung ihres Vermögens übernommen und besorgte ihre äußerlichen Angelegenheiten mit demselben Interesse, mit dem er sich seiner eigenen annahm. Nur in einem einzigen Punkte hatte Lucia dem Rathe sich nicht anvertraut, dem sie doch sonst all' ihre kleinen Sorgen zu wissen gab, und das waren die Befürchtungen gewesen, die den Grund zu jener letzten ernsten Unterredung vor ihrer Abreise mit dem Baron v. Menken gegeben hatten. Der Rath hatte in dem Artikel Rahlow's, der sich mit dem fast vergessenen Einbruch bei dem Obersten v. Hackert beschäftigte, nichts als eine Zeitungsente gesehen; er hatte diesem Artikel um so mehr, als ihm ein offiziöses Dementi auf dem Fuße folgte, daher auch so viel wie gar keine Beachtung geschenkt und Lucia's Besorgnisse einfach belächelt. Lucia war denn auch, ohne Dreyfuß von ihrem Entschlusse eine Mittheilung zu machen, zu Menken gegangen, der ihr allerdings die Aufklärung, die sie verlangte, verweigert, dadurch aber ihre Besorgnisse nur noch mehr verstärkt hatte. Das junge Mädchen hatte von jeher eine instinktive, ganz unbegreifliche Abneigung gegen Menken

gehegt, und diese Abneigung war noch lebhafter geworden, seit sie durch die zufällige Auffindung jener Busennadel des Barons, der Perle in der Greifenklaue, die Gewißheit erlangt, daß Menken in der Todesnacht ihres Vaters den Geldschrank desselben geöffnet hatte. Sie war völlig ahnungslos, welchen Inhalt das entwendete Dokument hatte, aber sie gab sich den düstersten Vermuthungen hin, dachte an Mordthaten, Erbschleichereien und dergleichen Furchtbarkeiten mehr, wie sie nur in einer aufgeregten Mädchenphantasie entstehen können. Die Antipathie, die sie gegen Menken fühlte, unterstützte sie in ihren Besorgnissen, aber eine innere Angst und Furcht, verbunden mit dem Schamgefühl, den Ruf der Familie Hackert durch die Entdeckung jenes Geheimnisses, das sie selbst noch nicht kannte, möglicherweise schädigen zu können, hatte sie bisher davon abgehalten, Dreyfuß in dieser Angelegenheit zu Rathe zu ziehen.

Eine angenehme Anregung und Zerstreuung in diesen Stunden quälenden Zweifels bot ihr die Anwesenheit Aenny Döring's. Da die Eröffnung der Gotthardbahn nahe bevorstand, so hatte der Ingenieur seine Gattin nicht nach San Remo begleiten können; er wußte sie aber unter dem Schutze ihrer Pflege-Eltern so gut untergebracht, daß er aller Sorge für sie überhoben sein konnte. Die kleine Frau mit ihrem frischen Naturell, ihrem heiteren Gemüth und ihrem guten Herzen übte einen wohlthätigen Einfluß auf Lucia aus. Ihre Gegenwart vertrieb der gerne Träumenden alle schwarzen Gedanken und ließ sie die Furcht vergessen, welche sie erfüllte. Durch Climar,

der auf einige Tage von Nizza herübergekommen war und sich im Hotel de la Paix, ganz in der Nähe der Dreyfuß'schen Villa einlogiert, hatte Lucia erfahren, daß Menken aus Rom zurückgekehrt sei und demnächst auch seine alten Berliner Bekannten in San Remo aufzusuchen gedenke, und sie hatte sich vorgenommen, den Baron noch einmal bezüglich des entwendeten Dokumentes zu interpelliren.

Es war an einem der letzten Oktobertage. Ueber das blaue Meer zitterte schon der Sonne purpurner Abschiedskuß, aber die Luft war noch klar und hell, und der Himmel strahlte noch in azurner Bläue. Ein leichter warmer Abendwind hatte sich aufgemacht und fächelte in den Cypressen und Oliven, und von der See herüber tönte ununterbrochen das träge, schwermüthige Rauschen der Wellen.

Rath Dreyfuß lag, die neueste Nummer des „Journal amusant" in der Hand, in einem bequemen amerikanischen Schaukelstuhl auf der Veranda des Landhauses. Er las nicht, obwohl er die Zeitung vor sich hatte, sondern ließ den Blick abwechselnd auf Lucia und Aenny, die im Garten promenirten, und auf seiner Gattin ruhen, die neben Frau v. Sporken saß und an einem Strickstrumpf von respektabler Länge und Weite arbeitete. Die Frau Räthin folgte hin und wieder dem Blicke ihres Herrn Gemahls in den Garten hinab, und wenn dann ihr Auge die kleine Frau Döring traf, dann strahlte ihr Antlitz vor Glück. Wirklich, auch auf die Räthin wirkte die Anwesenheit der jungen Frau beschwichtigend und beruhigend. Die Räthin hätte sich höchst unbehaglich gefühlt hier unten im fremden Lande, wo man statt der Butter Olivenöl an

die Speisen that, und wo es keine Köchinnen, sondern nur Köche gab, die durchaus Alles am besten wissen wollten, wäre nicht Aenny in ihrer Nähe gewesen. Und Aenny war nun einmal ihr Verzug, ihr unbestrittener Liebling. Kein Mensch aber verstand auch wie Aenny, die kleinen Schwächen der Frau Therese durch ein geschicktes Entgegenkommen in ein milderes Licht zu stellen.

„Wenn ich mir die Aenny anschaue, muß ich unwillkürlich daran denken, welcher Wandel mit dem Kinde vorgegangen ist," meinte der Kommerzienrath. „Wie ernst war sie früher, wie in sich gekehrt, und wie fröhlich und sorgenlos heiter erscheint sie heute! Es ist, als habe die Ehe ihre ganze Natur umgekehrt! Und da soll mir Einer noch sagen, daß wir Männer nicht den besten Einfluß auf das Frauengemüth auszuüben pflegen!"

Der dicke Rath blinzelte bei dieser kleinen Renommisterei mit schelmischem Lächeln zu seiner Gattin herüber, deren Stricknadeln mit metallischem Klang aneinanderschlugen.

„Ei, ei, mein lieber August," erwiederte sie, ohne den Blick von dem stetig wachsenden Strumpf zu erheben, „Du scheinst mir ganz zu vergessen, welche Schwierigkeiten es gekostet hat, Dich zu dem Ja und Amen für Aenny's Ehe zu bewegen! Wäre es nach Dir gegangen, säße das Kind wahrscheinlich noch heute sauertöpfisch wie sonst in Berlin und finge Grillen ..."

„Sprechen wir nicht mehr davon, jeder Mensch kann irren, sagten schon die alten Lateiner. Widersprach ich Dir und wollte ich von der Neigung Aenny's nichts wissen,

so geschah's, weil ich glaubte, es sei nur zu ihrem Besten. Nun ist's umgekehrt der Fall gewesen, und das ist gut so — und damit Punktum, Streusand d'rauf! Im Uebrigen ist Deine Bemerkung noch lange keine Einwendung gegen das Axiom, welches ich mir auszusprechen erlaubte, und von dem ausgehend ich Sie, liebe Sporken, einmal fragen möchte, ob Sie eigentlich schon an eine Verheirathung unserer Lucia gedacht haben?"

Frau Therese schlug bei diesen Worten zum ersten Male, seit sie sich auf der Veranda niedergelassen, die Augen auf, um ihren Gatten mit einem strafenden Blicke zu messen und etwas von „indiskreter Männerart" vor sich hin zu murmeln. Frau v. Sporken aber lächelte, und ein feines Roth färbte ihre Stirn bis an die Schläfe heran.

„Auf eine so direkte Frage bin ich schon gezwungen, auch eine direkte Antwort zu geben," entgegnete sie und ließ ihre Stickerei sinken, „und da muß ich Ihnen denn gestehen, lieber Rath, daß ich mich wirklich schon häufiger mit dem Gedanken beschäftigt habe. Ich habe gerade in letztverflossener Zeit eine eigenthümliche Verstimmung an Lucia bemerkt, einen Sinneswechsel, der mich überrascht. Lucia pflegt sonst offenherzig und freimüthig mir Alles zu sagen, was sie bedrückt — seit Wochen ist sie verschlossen und einsilbig geworden. Ich wünschte wohl, der Grund dieser Veränderung läge in einer tieferen Neigung, die sie erfaßt hat, denn ich bin überzeugt, daß erst das Glück der Liebe die großen, guten und edlen Eigenschaften völlig zu entfalten vermag, die in Lucia ruhen. Daß sie keine

Alltagsnatur ist, habe ich im engeren Verkehr mit ihr erfahren. Wollte sie sich geben, wie sie thatsächlich ist, dann würde man in ihr ein in jeder Beziehung bevorzugtes, vom Allmächtigen reich begnadetes Menschenkind sehen. Vieles schläft aber noch in ihr — die Liebe wird es wecken!"

Dreyfuß nickte erfreut mit dem Kopfe.

„Ganz meine Meinung, liebe Sporken, ganz meine Meinung! Ich habe da auch schon ein wenig Argwohn gefaßt — ja, ja, schauen Sie mich nur verwundert an! Daß der Maler, der Waldau, bis über die Ohren in Lucia verliebt ist, beste Sporken, das müssen Sie doch längst gemerkt haben! Haben Sie noch nie gesehen, wie er seine hübschen Augen aufreißt, wenn er in der Nähe Lucia's ist, wie seine Stimme zu zittern beginnt, wie dann alle seine Bewegungen etwas nervös Hastiges annehmen? Aber nicht nur Waldau scheint mir verliebt zu sein, auch die kleine Lux macht ganz diesen Eindruck! Ich will nichts gesagt haben, liebe Sporken, man verbrennt sich zu leicht den Mund in Sachen Amors, des Schelms — aber ein braves, gutes, rechtliches Kerlchen ist der Elimar, und man kann Der nur Glück wünschen, die er einmal zum Altare führt."

Frau v. Sporken schmunzelte verstohlen in sich hinein.

„Mir ist, als sei auch mit Herrn Waldau eine Aenderung vorgegangen — eine Aenderung zum Guten," bemerkte sie, und Dreyfuß fiel dröhnend ein:

„Unglaublich! Nimmt Sie das Wunder? Ist's so erstaunlich, daß ein Mensch sich bessert, wenn er die

Liebe im Herzen trägt? Kann die Liebe nicht im Handumdrehen aus einem liederlichen Taugenichts einen vernünftigen Menschen machen? Und war, wenn ich fragen darf, der Waldau denn wirklich so schlimm? Ich habe noch nie dem Leichtsinn das Wort geredet, der sich unter der Maske künstlerischer Genialität versteckt — bei Waldau möchte ich es wahrhaftig! Er ist ein Opfer seiner Erziehung geworden — nein, er hätte es werden können, hätte er sich nicht selbst energisch aufgerüttelt. Und das hat er gethan, im vollsten Maße! Sie haben gestern aus seinem eigenen Munde gehört, daß er für seine ‚Kerkerwonne‘ die goldene Medaille erhalten hat, das ist die zweite Prämie, mit der man seine künstlerische Leistungsfähigkeit belohnt. Er ist ein Genie, das lasse ich mir nicht abstreiten!“

Der dicke Rath hatte sich förmlich erhitzt bei dieser Lobrede auf den Maler, und fächelte sich nun mit dem Taschentuche Luft zu. Frau v. Sporken hatte ihre Stickerei wieder aufgenommen, sie antwortete nicht, aber um ihre Lippen spielte ein Zug von Zufriedenheit, den Dreyfuß zu seiner inneren Genugthuung wohl bemerkte. —

Während dessen sprachen im Garten die beiden jungen Damen über das gleiche Thema, das auf der Veranda behandelt wurde — über die Liebe.

„Sie glauben gar nicht, wie glücklich ich mich fühle, Lux,“ hatte Aenny soeben gesagt und ihren Arm fest in den Lucia's geschoben; „der einzige Schatten, der bisher in mein Glück gefallen, seit ich mit Hans vereinigt bin, war die Hartnäckigkeit des Onkels gewesen, und auch dieser

Schatten ist nun geschwunden. Ich wüßte nicht, was mir fehlte zum höchsten Glücke!"

Lucia schaute hinein in die leichten weißen Wolkenschleier, die vom Westen her über den Himmelsdom zogen. Um ihre feinen Lippen spielte ein schmerzhafter Zug, der ihr Gesicht in diesem Augenblicke älter und strenger erscheinen ließ.

„Was ist das höchste Glück?" entgegnete sie fragend, aber wie im Selbstgespräche und mit fast flüsternder Stimme. „Ist's wirklich die Liebe? Gewährt das selbstlose, vollkommene Aufgehen eines Herzens im anderen das höchste und seligste Gefühl menschlicher Zufriedenheit? Ist's nicht nur Einbildung, wie so Vieles im Leben?"

„Nein, kleine Philosophin," entgegnete die junge Frau mit einem ernsten, schönen Lächeln. „Die wahre Liebe, die große und unbegrenzte, ist kein Produkt der Phantasie, denn sie kommt vom Herzen. Wie die Sonne am Himmel die Erde durchwärmt und durchleuchtet, so die Liebe das Menschendasein. Ist es nicht elend, für sich allein leben, Freude und Schmerz in der eigenen Brust verschließen zu müssen? Wer findet Genuß am Leben, der nur für sich selbst arbeitet und schafft, ohne in trüben und lichten Tagen Antheil und Anregung, Trost und Mitgefühl zu finden? Alle Sophisterei und alles Philosophiren vermag nicht die ewige Wahrheit umzustoßen, daß das höchste Glück auf Erden die Liebe ist."

Lucia antwortete nicht, aber sie senkte das Köpfchen auf die Brust herab, als suche sie in den glänzenden Kieseln am Boden zu lesen. Es war ihr nicht unlieb, daß in

diesem Augenblicke die Kommerzienräthin von der Veranda her nach Aenny rief und diese sich mit einem Scherzworte von ihr trennte. Sie wollte allein sein.

Langsam schritt das Mädchen den Weg hinab, der in kurzem Bogen auf eine kleine Anhöhe führte, die eine Art Pavillon in Form eines Riesenpilzes krönte. Von hier aus konnte man weit über das Meer sehen, bis dahin, wo ein feingezeichneter mattblauer Strich die Felsenküste Korsika's bezeichnete.

Lucia ließ sich auf der eisernen Gartenbank nieder und schrieb mit der Spitze ihres Sonnenschirms allerhand Zeichen in den Sand. Ihre Gedanken schweiften dabei weit fort von dem Gestade des blauen Meeres nach der bergumgürteten stillen Rütliwiese und nach den Hängen des Vierwaldstättersee's. Sie hatte so oft in einsamen Stunden sich jenes Sommertages erinnert, da unter Blitz und Donner und Regenschauer sich ihr ein Herz eröffnet, das sie grausam zurückgestoßen hatte. Grausam? Wirklich grausam? O nein, sie war nur offen gewesen, nur wahrhaft, sie würde gelogen haben, hätte sie damals anders gesprochen, und eine Lüge war noch nie über ihre Lippen gekommen. Seit sie Elimar kennen gelernt, hatte sie volle und herzliche Sympathie für ihn empfunden, und dieses Gefühl hatte sich auch nicht verringert, als sie erfahren hatte, daß Elimar einem leichten Leben zu Liebe seine Kunst vernachlässigte. Nur wehmüthig und mitleidsvoll hatte sie diese Thatsache gestimmt; ihr Blick war zu unbefangen, um die Lebensauffassung Waldau's auf einen

tiefer liegenden psychologischen Grund zurückzuführen. Sie schätzte aber andererseits Elimar's Charakter zu hoch, um sich der Annahme zu verschließen, daß sein Leichtsinn, den auch sie geneigt war, zum größten Theil seinem Künstlernaturell zuzuschieben, nicht weichen würde, sobald erst der Anstoß zur Besserung gegeben worden war. Und dieser Anstoß war erfolgt und hatte die berechneten Folgen nach sich gezogen. Seit jenem verhängnißvollen Spaziergange vom Rütli zum Selisberge, auf dem Lucia Elimar einen Spiegel vorgehalten hatte, war jeder Funke von Leichtsinn aus dem Maler geschwunden. Lucia hatte mit der ganzen List eines Mädchenköpfchens es fertig bekommen, ihn heimlich, aber fast unausgesetzt zu beobachten, und hatte in Frau v. Sporken für diese Beobachtungen eine gefällige Bundesgenossin gefunden. Vier scharfe Augen waren seit dem verflossenen Sommer auf Elimar gerichtet gewesen, und was diese vier Augen nicht selbst sahen, das berichtete getreulich der Rath oder Menken oder einer von den spezielleren Bekannten des Malers, die im Hause des Kommerzienrathes Zutritt hatten. So erfuhr Lucia denn zu ihrer stillen Freude, daß Waldau wirklich zu halten gesonnen sei, was er ihr versprochen hatte. Es beglückte sie dies um so mehr, als sie nun erst vollkommen an die Liebe Elimar's zu glauben vermochte.

Lucia war bis jetzt im Zweifel gewesen, ob Elimar's Liebe eine schrankenlose, ob nicht vielleicht egoistische Motive — möglicherweise unbewußt — die Einbildungskraft, diesen stärksten Faktor im Gefühlsorganismus des Menschen, derart gefördert hatten, daß der junge, äußeren wie inneren

Einflüssen gleich leicht nachgebende Künstler zu dem Wahn gekommen war, das Glück seines Lebens sei mit dem Besitze Lucia's verknüpft. Unter der Erziehung ihres vereinsamten Vaters hatte der Gedankenflug des jungen Mädchens eine gewisse philosophische Richtung angenommen, deren Grundzug — seltsam genug — eine Art naiver Pessimismus war. Ihr Vater hatte in einem bunten Lebenszickzack fast nur das Schlechte im Menschen kennen gelernt, und seine Kritik der Welt war nicht ohne Einfluß auf Lucia geblieben. „Zuerst der Verstand, dann das Herz," diesen nüchtern-praktischen Grundsatz hatte Lucia dahin modifizirt, daß sie sich sagte, Herz und Verstand müssen gemeinsam gehen, um Ersprießliches zu erzielen, und sie war damit bisher stets am besten fortgekommen. Freilich gestand sie sich, daß sie fast Schiffbruch gelitten hätte mit ihren Prinzipien in jenen ersten Wochen, die dem Tag auf der Rütli-Wiese folgten. Sie konnte sich nicht mehr mit dem vagen Troste beruhigen, daß ihre Sympathien für Elimar nur künstlerischen Interessen entsprängen, ihr Herz wollte sein Recht haben, und dieses Herz rief und pochte unaufhörlich: „Ich liebe ihn!"

Sie liebte ihn — sie verhehlte sich's nicht mehr. Sie liebte ihn, weil er ein Mensch mit großen und schönen Gaben, mit einem weichen Kinderherzen und einer edlen Seele war. Sie liebte ihn, weil sie sich sagte, daß sie zu ihm gehöre, daß all' das Gute in ihm nur geweckt werden könne durch sie. Sie liebte ihn um so heißer, als sie nun endlich wußte, daß sie wiedergeliebt wurde, wiedergeliebt nur um der Liebe willen, selbstlos, aufopfernd und

treu. Und wenn sie auch immer noch sich wehrte gegen dieses Gefühl, das sie mit aller Macht überstürmte — sie mußte sich, selig erschauernd, nun doch sagen, daß Aenny Recht hatte mit ihrer Sentenz: die Liebe ist das höchste Glück!

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloßgeheimniß.

Novelle

von

Fedor Maria.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug pfiff und rasselte wieder von dannen, und der junge Mann in grauem Reiseanzuge mit dem dunkelbraun karrirten Plaid über der Schulter stand noch immer mit Hutschachtel und Köfferchen auf derselben Stelle des Perrons und schaute sich vergeblich nach einem Packträger um, den die kleine Waldstation an der schlesischen Grenze nicht zu besitzen schien. Das hübsche Gesicht des Fremden zog sich ein wenig in ärgerliche Falten, als er sah, daß auch der einzige Mensch, der bisher noch das Terrain mit ihm getheilt — der Telegraphist und Bahnhofsvorsteher — im Begriffe stand, sich in sein kleines Gemach zurückzuziehen; er zog flüchtig den runden Hut vom blonden Haupte und fragte, ein Wort der Entschuldigung voranschickend: „Ach, mein Herr, können Sie mir wohl sagen, ob ein Wagen von Schloß Loggenburg hier wartet?"

Der Angeredete, ein langer blasser Mensch mit sommersprossigem Antlitz, schaute den Frager einen Moment impertinent vom Kopf bis zu den Füßen an, dann drehte er

sich auf dem Absatz um und entgegnete barsch: „Da müssen Sie gefälligst selbst nachsehen.“

Dem Reisenden schoß rothe Gluth in die Wangen; er wollte dem Unfreundlichen schon mit einer noch energischeren Antwort dienen, aber er besann sich rasch und lächelte nur. „Keine Ereiferung, Bruno,“ sagte er gleichsam begütigend zu sich selbst, „keinen Aerger, keine Erregung! Die Luft dieser Gegend scheint das Temperament zu beeinflussen, dieser zugeknöpfte Bureaukrat ist der Dritte, der eine grobe Entgegnung auf eine höfliche Frage hat. Sehen wir also zu, auf eine andere Weise nach der Loggenburg zu kommen, als per Achse; Graf Balben hat es wahrscheinlich nicht für nöthig erachtet, einem — Stubenmaler eine seiner Equipagen zu schicken, trotz meiner telegraphischen Anmeldung.“

Der Sprecher schaute sich forschend um. Die Situation begann ihn zu belustigen. Die Unliebenswürdigkeit, die ihm entgegentrat, hatte einen humoristischen Anstrich — wenigstens für ihn, der das Leben, so weit es anging, von seiner heitersten Seite zu nehmen pflegte. Er winkte einen kleinen Bauernjungen in zerlumptem Kittelchen, der sein sonnenverbranntes Gesicht soeben durch die in das primitive Wartezimmer führende Thüre streckte, zu sich heran, zog ein blankes Geldstück aus der Westentasche und hielt es ihm vor die Augen.

„Weißt Du, was das ist, mein Junge?“ fragte er.

Der Flachskopf nickte lachend. „'ne Mark is es,“ meinte er und zeigte dabei die blanken Zähne.

„Charmant, Kleiner, also den Werth des Mammons

kennt Ihr hier auch bereits in diesem gottgesegneten Lande! Soweit geht die Unkultur noch nicht! Nun wohl, Du pausbackiges Kerlchen, Du erhältst dieses Markstück, wenn Du mir meinen Koffer und meine Hutschachtel nach der Loggenburg trägst und mir selbst den Weg dorthin zeigst."

Das dicke Gesichtchen des Kleinen wurde auf einmal bedenklich länger. „Nach der Loggenburg?" stammelte er — es war, als jage ihm allein dieser Name einen panischen Schrecken ein — „nach dem verwunschenen Schloß?"

„Verwunschenes Schloß?" wiederholte der Andere ziemlich erstaunt und ein Lächeln glitt über seine Züge. „Das scheint ja ein hübsch verrufener Aufenthalt zu sein, dem ich zusteuern soll! Die Loggenburg ein verwunschenes Schloß — in der That, das schreckt ab und reizt zugleich... Nun sage, Kleiner, Du fürchtest Dich doch nicht etwa, mich dorthin zu führen, jetzt, am hellen Tage?"

Der Junge dachte nach; er steckte beide Zeigefinger in den Mund und pfiff durch die Zähne, dann kraute er sich hinter dem Ohre und schielte dabei nach dem Markstück, das der Fremde noch nicht wieder eingesteckt hatte. Schließlich kam er aber doch zu einem festen Entschluß. Ohne ein Wort zu entgegnen, ergriff er plötzlich das Köfferchen, schwang es auf seine derben Schultern, nahm die Hutschachtel in die Faust, nickte dem Maler schelmisch zu und trottete ohne Weiteres ab.

„Bravo, mein Junge, so ist's Recht! Die Gespenster der Loggenburg werden wohl auch nur wie alle anständigen Geister die Mitternachtsstunde zum Stelldichein be-

nutzen, nicht einen sonnigen Herbstnachmittag; da haben wir also nicht nöthig, uns zu ängstigen... Stürme nicht so, Bursche, wir haben keine Eile; Graf Balben wird nicht allzu schmerzlich meiner warten!"

Der Sprechende zündete sich seine erloschene Cigarre von Neuem an und blies die ersten zwanzig Ringe rasch hintereinander in die Luft. Dann schlug er übermüthig mit seinem Stöckchen eine Doppelterz, stieß einen halblauten Jodler aus und folgte dann dem voranschreitenden Knaben.

Unmittelbar hinter dem Bahnhofsgebäude erstreckte sich weithin nach rechts und nach links der Buchenwald. Gerade hindurch führte der Weg nach der Loggenburg; ein hölzerner Weiser, vermorscht und moosüberfurcht, stand am Ausgang desselben nach der Station zu, aber es war unmöglich, auf dem regenverwaschenen Querbrette noch einen Buchstaben herauszuerkennen. Die Landstraße war schmal, so daß sich zwei einander begegnende Wagen wohl nur schwer auszuweichen vermochten; dabei machte der ganze Weg den Eindruck, als ob er nur selten beschritten, noch weniger oft befahren würde. Die Wurzeln der riesenhaften Buchen und Eichen, die ihn rechts und links gleich einer mächtigen Säulenhalle einfaßten, krochen wie Schlangen über den hellgelben kiesigen Sand. An manchen Stellen schob sich das zwischen den Stämmen wuchernde Buschwerk, Wachholder und hochaufgeschossenes Farrenkraut, weit in die Straße hinein, und die alten einsamen Waldgiganten traten so dicht zusammen, daß sich hoch in der Luft ihre dunkelnden Kronen verzweigten, um einen undurchdring-

lichen Baldachin gegen die vorwitzigen Goldblicke der Sonne zu bilden. Ginster und Thymian sproßten mit grünen Gräsern mitten im Wege; dazwischen blühte eine weiße Herbstanemone empor, oder eine grellgelbe Butterblume tauchte aus dem bunten Unterkraute auf.

Unser Freund, der zur Seite seines kleinen Gepäckträgers rüstig ausschritt, konnte sich eines eigenthümlich melancholischen Gefühls nicht erwehren. Urplötzlich war es über ihn gekommen, wie durch Berührung eines Zauberstabes; es beengte ihn nicht, denn trotz der düster schweigsamen Umgebung klopfte sein Herz doch höher, weil es den Gottesodem zu spüren vermeinte, der lebendig durch diese Waldesstille ging, es stimmte ihn nur nachdenklich und drängte das kecke Studentenlied von seinen Lippen zurück, das er anfangs gesungen. Er war zwischen den Mauern einer Großstadt emporgewachsen und liebte dafür die Natur mit doppelter Leidenschaft; sobald es ihm einmal vergönnt war, das hastige, ruhelose Treiben der Metropole verlassen zu können, um draußen im Freien, wo uns der Gedanke der Ewigkeit, der Allgewalt einer schöpferischen Hand noch einmal so mächtig entgegentritt, Erholung zu suchen, dann weitete sich sein Inneres, und seine Seele that sich auf, um ganz die sie überstürmenden Eindrücke einzuathmen und wirken zu lassen. Bruno Wallberg war eine echte und rechte Künstlernatur, die für all' die hundert Schönheiten, welche sich in freier Natur dem Auge erschließen, ein volles Verständniß hatte, und die mit poetischem Fühlen sich an dem Gedeihen der kleinsten Blume, der winzigsten Kreatur erfreuen konnte. Es war diese

weiche Seelenstimmung ein Erbtheil seiner verstorbenen Mutter. Die feinfühlige Frau, die, einer weitverzweigten Lausitzer Adelsfamilie angehörig, gegen den Willen ihrer Verwandten den Vater Bruno's, der Professor an der Berliner Universität war, geheirathet, hatte sich auch trotz den bitteren Kämpfen des Daseins ihr warmes, reines Gemüth erhalten und ein Theil desselben auf ihr einziges Kind zu übertragen gewußt. Sie hätte es gern gesehen, wenn Bruno bei seinem ursprünglichen Studium, der Jurisprudenz, geblieben wäre — aus rein praktischen Gründen; aber sie sagte kein Wort des Widerspruchs, als er, eigener Initiative folgend, die Pandekten bei Seite legte und nach Palette und Pinsel griff, um ganz der Kunst zu leben, deren göttlichen Funken er in seinem Inneren verspürte. Trotz allen Frohsinns, der ihm eigen, und trotz seines lebhaften Temperaments lag in Bruno Wallberg doch auch ein gutes Stück ernsten und reifen Denkens, und dies befähigte ihn, mit aller Energie seine künstlerischen Studien zu betreiben. Er besaß viel Talent und viel Arbeitskraft, so kam's denn, daß sein Name bald zu den ersten der jüngeren Malerschule Berlins zählte, und daß er reichlich mit Aufträgen versehen wurde, deren Ausführung ihm ein behagliches Dasein sicherte und ihm die Mittel in die Hand gab, dann und wann in einer größeren Reise neue Anregung zu suchen. Durch die Empfehlung eines aristokratischen Gönners war ihm vom Grafen Balben vor einigen Wochen die Neudekorirung des Rittersaales auf dessen Schlosse Loggenburg übertragen worden. Bruno hatte der Aufforderung des Grafen nicht sofort nachkom-

men können, da er zur Zeit mit Bildern beschäftigt war, deren Vollendung für ihn Nothwendigkeit war; er hatte aber dem Schloßherrn geschrieben, daß er unmittelbar nach deren Fertigstellung die Reise nach der Loggenburg antreten werde, es war ihm ganz recht, einmal wieder den Straßenstaub der Reichshauptstadt mit schlesischer Waldluft vertauschen zu dürfen.

Nun schritt er des Weges fürbaß, der ihn dem neuen Aufenthaltsorte zuführen sollte, ein Weg, vereinsamt und öde, ganz passend zu einem „verwunscheuen Schloß", wie der kleine Begleiter Bruno's die Loggenburg genannt hatte. Es reizte den Maler, etwas Näheres über den Grund dieser Bezeichnung zu erfahren, aber die Geschichten, die der dicke Flachskopf an seiner Seite in echt schlesischem Dialekt zum Besten gab, waren so unklar, daß Bruno die Hoffnung aufgeben mußte, jetzt schon ein wenig in die muthmaßlichen Geheimnisse der Loggenburg eindringen zu können. Geheimnisse? Bruno lachte hell auf, daß ihn die arbeitende Phantasie bereits dahin geführt, das Schloß des Grafen Balben wie ein Stückchen Zauberromantik aus Tausend und eine Nacht betrachten zu können. Der Spaziergang durch die Waldeinsamkeit, der tiefe Frieden in der Runde, den nur dann und wann ein Singvogel unterbrach, endlich die Verödung der Straße und die naiven Andeutungen des Knaben hatten seine Gedanken angeregt und ein Märchenbild vor ihm aufgebaut.

„A—ah!" sagte auf einmal der Maler und wie gebannt blieb sein Fuß an der Stelle haften, auf die er ihn soeben gesetzt, und sein entzücktes Auge schwelgte in dem

Anblick, den der erweiterte Ausguck ihm urplötzlich bot, „ist denn mein Märchentraum Wahrheit geworden, ist das nicht in Wirklichkeit Dornröschens Schloß, das mir von der sonnengetränkten Höhe dort drüben entgegenleuchtet? Beim Himmel, ich hätte nimmer erwartet, daß Schlesiens vielgeschmähte Berge so köstliche Schätze zu tragen im Stande wären!" Er breitete beide Arme aus, als wolle er das wundersame Stück Landschaft an das klopfende Herz drücken, als sei es ihm möglich, mit Zaubergewalt die Ferne sich näher zu rücken.

Und wirklich, gleich einem Phantasiegemälde von Meisterhand, so herrlich, so berauschend schön erschloß sich die Gegend vor ihm. Die Straße hatte eine scharfe Wendung nach rechts gemacht, gleichzeitig begann sich der Forst zu lichten, das Waldesdämmern wich und grünes Sonnengold fluthete durch das Blättermeer. Während auf der einen Seite längs des Weges die alten Baumriesen sich noch in dichtgedrängter Reihe weiterzogen, klomm auf der anderen hellfarbenes Niederholz die sanft ansteigende Höhe empor. Zwischen dieser Schonung hindurch schlängelte sich ein schmaler Fußsteig, dessen weißen Sand man hie und da deutlich zwischen dem jungen Geäste schimmern sehen konnte, bis er sich weiter oben unter Lindenbäumen verlor. Darüber hinaus ragten die Mauern und Zinnen des Schlosses Loggenburg, hell beschienen von der Abendsonne, deren Strahlen sich hier unten im Thal schon zu matteren Lichtern abzuschattiren begannen.

Bruno hatte Recht. Die Lage der Loggenburg und ihre ernst-imposante Schöne paßte vortrefflich in seinen

Dornröschen-Traum. Das riesige Gebäude, dessen Grundformen ihrer ganzen Architektur nach aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammten, war von einem starken Mauerwall umgeben, den oben ringsum eine Zackenkrone abschloß. Allüberall an diesen Mauern kroch und kletterte Epheu hinauf; wie ein Gewebe aus hunderttausend unzerreißbar dichten Maschen umspannte er die Innengebäude, gleichsam als wolle er verwehren, daß eines Unberufenen Fuß dies Heiligthum betrete; selbst die schmalen Schießscharten waren von Ranken überwuchert. Ueber diese lebendige Mauer hinüber und an ihr empor schlangen sich Winden, deren hellviolette und lichtblaue Glockenblumen einen frischeren Ton in die Einförmigkeit des dunklen Grüns brachten; auf der äußersten moosbedeckten Brustwehr wuchs wildes Rosengebüsch und Fliedergesträuch. Aus dieser Umkränzung tauchten die beiden, das Schloß flankirenden Thürme auf; der eine, rund und nur mit wenigen Fenstern versehen, stammte augenscheinlich aus älterer Zeit, während der zweite, im Styl der Renaissance gehalten, wohl erst später angebaut worden war. Zwischen beiden zog sich ein langes, zweistöckiges Gebäude mit zahllosen Erkern, Balkonen und Mauervorsprüngen hin. Fast alle Fenster waren bis zur halben Höhe mit einem Gitter versehen, und das Abendroth spiegelte sich purpurn in ihnen wieder.

Bruno war langsam den schmalen Pfad durch die Schonung hinangeschritten und stand jetzt vor dem großen gußeisernen Thore. Nirgends aber zeigte sich ein Klingelzug, ein Klopfer oder dergleichen, vermittelst dessen er den

Insassen der geheimnißvollen Burg seine Ankunft anzuzeigen vermocht hätte.

„Das ist ja ein merkwürdiges Nest," murmelte er vor sich hin und seine Stirne zog sich in Falten, „nun, wir wollen doch einmal sehen, ob die darin hausenden Gespenster wirklich gänzlich unzugänglich sind für die Lebenszeichen eines Wesens von Fleisch und Blut!" Und Bruno stellte sich mit dem Rücken gegen die eiserne Thüre und begann mit den Absätzen seiner Stiefel so energisch gegen die erzenen Platten zu donnern, daß es wie ein fern aufsteigendes Unwetter durch die Luft zitterte.

Seine Bemühungen wurden bald von Erfolg gekrönt. Hoch oben zwischen dem Buschwerk auf der Mauerkante erschien ein gelbes, bartloses, verwittertes Greisengesicht, und zwei wässerige Augen starrten auf den kecken Fremden, der sich auf so derbe Weise Einlaß zu erbitten wagte. Ehe aber noch der faltige, zahnlose Mund des Alten sich zu einer Frage öffnen konnte, hatte Bruno bereits den Hut gezogen und sich mit komischer Grandezza verbeugt.

„Seien Sie nicht böse, werthgeschätzter Hüter dieses Zauberschlosses," begann er, „daß ich mir erlaubte, meine Anwesenheit durch ein improvisirtes Donnerwetter Ihnen kundzuthun. Klingeln oder sonstige Anmeldungsmittel, wie sie der, ich gestehe, unnöthige Luxus moderner Zeit geschaffen, scheinen Sie hier aber nicht zu kennen; das ist ja durchaus vernünftig von Ihnen, achtunggebietender Herr v. Cerberus, doch auf welche Art sollte ich Ihnen beweisen, daß ich, der Maler Bruno Wallberg aus Berlin, Alvenslebenstraße 53, zwei Treppen hoch im Hinterhause,

dem Rufe und Befehle des Herrn Grafen Balben, hochgeboren, nachgekommen sei? Das Telegramm, in welchem ich mich für heute auf der Loggenburg anmeldete, scheint durch die Umsicht des liebenswürdigen Stationsvorstehers, den ich flüchtig kennen zu lernen die Ehre genoß, nicht in Hochdero Hände gelangt zu sein?"

„Telegramme werden bei uns nicht angenommen," brummte es von der Mauer herab, und die wasserblauen Augen des Alten nahmen einen grünlichen Schimmer an, „auch Briefe werden zurückgesandt, wenn wir die Handschrift auf der Adresse nicht kennen, das mögen Sie sich für's nächste Mal merken!... Der Herr Graf hat Sie übrigens längst erwartet, er wird nicht sehr erbaut sein, daß Sie seinem Befehl so unpünktlich nachgekommen sind."

„Diese scheinbare Unpünktlichkeit ist nur eine Folge von Hochdero eigenthümlichem System, Telegramme und Briefe nicht anzunehmen," entgegnete Bruno.

Der Cerberuskopf war inzwischen aus seinem grünen Medaillonrahmen oberhalb des Mauerrandes verschwunden, ein Schlüssel knirschte, und unter Stöhnen und Aechzen öffnete sich langsam die schwere Pforte, um Bruno einen prächtigen Einblick in einen zwar ungepflegten, doch aber herrlichen alten Park zu gewähren, mit dem die Figur des greisen Thorhüters, dessen verschossene Sammtpantalons noch die Spuren des eben verlassenen Beobachtungspostens trugen, allerdings seltsam kontrastirte. Der Alte musterte einen Augenblick den Maler von oben bis unten und riß dann Koffer und Hutschachtel dem flachsköpfigen Jungen aus der Hand, der, ohne einen Blick weiter auf

den Grimmigen zu werfen, spornstreichs bergab stürmte. Nachdem das Thor vorsichtig wieder geschlossen, schritten die Beiden an dem kleinen, halbverfallenen, thurmähnlichen Wärterhäuschen rechts von der Pforte vorüber, die große Lindenallee hinauf, die in einem weiten Bogen zum Schlosse führte.

Denselben Eindruck, den die Loggenburg äußerlich auf Bruno gemacht: den geheimnißvoller Verlassenheit, empfand er auch beim Anblick der ausgedehnten Parkanlagen, die ihm die Rundschau nach beiden Seiten hin gewährte. Zwischen den hundertjährigen Bäumen wuchs fußhohes Gras, keine Zierblumen, keine Beete, keine künstlich gepflegten Boskets störten den Eindruck. Bruno ließ den Blick freudetrunken über die malerischen Bilder schweifen, die sich ihm in steter Abwechslung gleich einem Wandelpanorama zwischen den Baumreihen boten. Plötzlich stockte sein Schritt, sein Auge erweiterte sich, es war ihm, als müsse er den Athem anhalten, damit er die Vision nicht verscheuche, die sich vor ihm niedergesenkt. War's eine Vision — war's Wirklichkeit?

Ein dickstämmiger Nußbaum mit großen saftgrünen Blättern stand auf dem kleinen Rasenplatz, den rechts dichtes Buschwerk, links eine schwarze Taxushecke und nach hinten zu rauschende Ulmen umschlossen. In der Mitte dieses kleinen Raumes stand eine Mädchengestalt in fremdartig phantastischer Kleidung. Lichtblond floß das gelöste Haar vom Scheitel herab, ein Mieder aus Scharlachsammt umschloß die Büste, vorn spangenverziert und um den Hals schneeweißes Hemdgefälte freilassend, von dessen hellem

Grunde sich der mattschimmernde Ton einer alterthümlich gearbeiteten Goldkette doppelt wirksam abhob. Von gleicher Farbe wie das Mieder war das in schweren Falten zur Erde wallende Gewand, das um die Hüfte durch einen lockeren, kunstvoll ciselirten Gretchengürtel aufgerafft wurde. Gestickte Blumenguirlanden und eingewebte Arabesken voll glühender Farbenpracht bildeten den Saum, ein Täschchen aus Saffianleder mit einer neunzinkigen Krone darauf, daneben ein Schlüsselbund, hingen zur Rechten. Der eine Arm ruhte auf einem niedrigen Aste des Nußbaumes, während die linke Hand auf dem zottigen Kopf eines riesenhaften Bernhardiners lag, der gespitzten Ohres mit seinen großen braunen Augen aufmerksam die Vorüberschreitenden beobachtete. Das Antlitz des Mädchens war ein wenig gesenkt, als suche der Blick zwischen den wilden Astern und den halbwilden Georginen, die ihre sonnenmüden Köpfchen aus dem Grasmeer erhoben, irgend etwas; doch gerade diese leichte Neigung zeigte das reizende, wenn auch nicht ganz regelmäßige Profil dieses Gesichtchens, die kecke kleine Nase, den vollen Mund, das gerundete Kinn in noch markanterer Weise.

Bruno war einen Moment stehen geblieben; er wollte sich nicht regen, damit nicht das Traumbild zerrinne in blaue dunstige Luft. Der Bernhardiner begann leise zu knurren, da hob die süße Mädchengestalt das Haupt, ein blaues Auge schaute erschreckt und verwirrt den Fremden an, und schon in der nächsten Sekunde war die lichte Erscheinung hinter dem Taxus verschwunden. Auf derselben Stelle, an der sie gestanden, aber lag noch ein Rest

glühenden Abendroths, der nur langsam, ganz langsam verglomm.

„Wenn Sie jeden Augenblick stehen bleiben wollen, Herr," knurrte der Greis und zog die Brauen empor, „um sich die Bäume zu beschauen und das Gras wachsen zu sehen, dann werden Sie wohl heute kaum noch unter Dach und Fach kommen! 's ist so wie so zu spät, Sie zum Herrn Grafen zu führen, ich werde Ihnen Ihr Zimmer anweisen lassen, dann mag der Kastellan Sie morgen Vormittag dem gnädigen Herrn und dem Doktor vorstellen!"

„Dem Doktor?" wollte Bruno fragen, doch er besann sich. Er fühlte sich nicht in der Stimmung, die Konversation mit dem bärbeißigen Alten auszudehnen; schweigend schritt er ihm nach, dem Schlosse zu.

Als Bruno am nächsten Morgen erwachte, mußte er erst einen Augenblick nachdenken, um sich orientiren zu können. Er hatte einen ziemlich wüsten Traum gehabt, in dem eine bunte Märchenpoesie sich mit allerhand grausigen Ereignissen gemischt, er begrüßte das helle Tageslicht, das über sein Bett fluthete, daher mit einem gewissen Entzücken. Das Zimmer, das ihn beherbergte, verlor in der freundlichen Beleuchtung etwas von dem düsteren Eindruck, den es des Abends in dem Maler hervorgerufen; es war ein sehr hohes Gemach mit Stuckdecke und Bogenfenstern, mit einer verblichenen Seidentapete, deren Risse durch alte Oelbilder verdeckt waren, und steifen, mit gelbem Damast überzogenen Möbeln. Als Wallberg,

nachdem er sich rasch angekleidet, einen Blick aus dem Fenster warf, bemerkte er, daß sein Zimmer sich im vierten Stock des den linken Flügel abschließenden Thurmes befand und eine prächtige Aussicht über das ganze Thal gewährte. Dies letztere versöhnte ihn mit der frostigen Unbehaglichkeit des Empfanges, der ihm gestern Abend zu Theil geworden war.

Bruno stand soeben im Begriff, das Gemach zu verlassen, als es leise an der Thüre klopfte und auf das „Herein" des Malers ein freundliches altes Männchen in einfacher Livree in das Zimmer trat.

„Verzeihen Sie, wenn ich stören sollte, Herr Wallberg," sagte er und schaute dem Maler treuherzig in das Gesicht, „ich bin der Kastellan Schulz, der alte Schulz, und wollte — und — und . . ." Der Greis unterbrach sich für einen Moment und fuhr dann, den erstaunten Bruno noch immer forschend betrachtend, fast schluchzend fort: „Nein, Herr Wallberg, ich kann mir nicht helfen, sollten Sie mir auch böse sein, ich muß Ihnen zuerst sagen, daß Sie Ihrer guten seligen Frau Mutter doch gar zu ähnlich, daß Sie ihr wie aus dem Gesichte geschnitten sind!"

„Sie kannten meine Mutter?" rief Bruno, und im Nu hatte er des Alten Hände erfaßt und drückte sie; „welch' wundersames Zusammentreffen — o, erzählen Sie, wo sahen Sie mein Mütterlein zuletzt, wie kamen Sie mit ihr zusammen?"

Der Kastellan ließ seine Hände ruhig in denen Bruno's, dessen Augen heller und doch wehmüthiger glänzten in dem Gedanken an die theure Verstorbene.

„Es ist zwar lange, lange her," entgegnete der Alte mit zitternder Stimme, „daß ich die Frau Professorin zum letzten Male von Angesicht zu Angesicht geschaut, aber ihre lieben Züge stehen mir noch heute so fest im Gedächtniß, als hätte ich sie gestern gesehen. Damals war Ihre Mutter, die Frau Professorin, noch ein frisches, junges Mädelchen, so achtzehn oder neunzehn Jahre alt, ein Gesichtchen wie Milch und Blut, ein lustiges, frohmüthiges Geschöpf, das von des Lebens Bitterniß kaum eine entfernte Ahnung hatte. Ich war zur Zeit schon Diener bei dem gnädigen Herrn, der viel auf Malmersdorf verkehrte —"

„Ah, Malmersdorf!" rief Bruno, den Sprecher unterbrechend, „das ist der Heimathsort meiner Mutter, sie hat mir so manches Mal in trauter Stunde diesen Namen genannt, wenn sie auch sonst nicht gern von den vergangenen Zeiten plauderte — sie hatte wohl Grund dazu!"

„Ich glaub's, ich glaub's," fuhr der Kastellan fort; „als das gnädige Fräulein den Herrn Professor geheirathet, und kurz darauf der alte Baron, Ihr Großvater, Herr Wallberg, aus dem Leben geschieden war, kamen traurige Zeiten über Malmersdorf. Das Gericht versiegelte Alles — Alles, bis auf die Hundehütte, die den treuen Montez, den Liebling des Herrn v. Horsten, beherbergte — und dann fuhren eines Tages Equipagen und Wagen vor, die den neuen Eigenthümer mit seiner Familie, den Bankier Löwenstein, nach dem alten Rittersitz brachten, und damit war's aus mit der Herrlichkeit von Malmersdorf. Wo die Horstens ein Jahrhundert lang und darüber geschaltet

und gewaltet, wird jetzt in Korn spekulirt. O, du liebe verflossene Zeit, wo bist du hin!"

Der Kastellan ließ die Hände sinken und schüttelte wehmüthig den weißen Kopf. Bruno nahm den Alten am Arm und führte ihn in die Fensternische; der junge Mann war bewegt und ergriffen, er hatte seine arme Mutter abgöttisch verehrt, und jedes Wort, das er über sie hörte, schrieb sich mit Gluthschrift in seine Seele ein.

„Erzählen Sie mehr, lieber Herr Schulz," bat er. „Ich glaubte, in ein wildfremdes Haus zu kommen, und siehe da, der Zweite, der mir entgegentritt, ist ein Bekannter von Jener, die mir ewig unvergeßlich sein wird! Hätte ich das gestern geahnt, ich würde selbst dem menschenfeindlichen Parkhüter gegenüber mich von liebenswürdigerer Seite gezeigt haben, trotzdem er es mich entgelten lassen wollte, daß er Sie nicht gleich vorfand. Doch nun, bester Herr Schulz, wie kamen Sie nach Malmersdorf?"

„Mit dem Herrn Grafen — natürlich," nickte der Alte. „Ich sagte Ihnen schon, daß der Gnädige, der damals noch auf dem Gute seines Vaters, Groß-Balbenburg in der Oberlausitz, wohnte, sehr viel in Malmersdorf verkehrte; er war damals noch nicht so auf die Bücher versessen als heutzutage, und liebte die Schnepfenjagd wie Ihr Großvater. Es war eine Freude, die beiden ritterlichen Weidleute auf die Pürsche gehen zu sehen, keine Seele weit und breit konnte so trefflich schießen, als der alte Baron; die Ente im Strich traf er Ihnen, trotz seiner fünfundsechzig Jahre . . . Das gnädige Fräuleinchen

hatte immer seinen Spaß mit. Fuhr ich ein mit meinen vier Braunen in die große Pappelallee vor'm Schloß, dann jubelte Engelchen auf — Engelchen nannten wir die Gnädige, weil sie Angela hieß — und rief mir schon von Weitem zu: ‚Schulz, Schulz, heute müßt Ihr mit mir durch die Koppeln gehen und mich auf dem Schimmelfüllen reiten lassen!' oder: ‚Heute müßt Ihr Euch mein Gärtchen ansehen und die neuen Salatpflanzungen, die ich angelegt!' — und Schulz that dies Alles so gern, denn er liebte sein Engelchen, wie Jedermann, der ihr nahe gekommen war. O, Herr Wallberg, ich kann Ihnen gar nicht sagen, was ich mich gefreut, einmal den Sohn unseres Fräuleinchens kennen zu lernen; ich habe so oft an Sie und an den Herrn Professor und an die Frau Professorin gedacht, und es hat mir immer das Herz abgedrückt, wenn ich hören mußte, daß nicht Alles so ging bei Ihnen, wie es hätte sein können."

Bruno hörte dem gesprächigen Alten stillschweigend zu. An ihm flutheten die Erinnerungen vorüber wie eine ununterbrochene Reihe bunter Augenblicksbilder. Seine Mutter hatte selten mit ihm über jene Zeiten gesprochen, die sie auf dem väterlichen Gute in der Lausitz verlebt, wohl, weil sich die vielen glücklichen Reminiscenzen an diese Tage der Jugend mit ebensoviel trüben und wehmüthigen mischten, und Bruno hatte auch nie näher nach Verhältnissen geforscht, die ihm nicht offen anvertraut wurden. Sein Vater war eine strenge und verschlossene Natur gewesen, die sich aus eigener Kraft in die Höhe gerungen; von Jugend auf hatte er, dessen ganzes Sein

und Wesen in demokratischen Prinzipien aufging und von ihnen durchwebt war, eine Abneigung gegen den Adel empfunden, die sich, trotzdem er, dem Machtspruch seines Herzens folgend, eine Baronesse vor den Altar geführt, später um so tiefer einwurzelten, als er erkannt hatte, daß speziell in der hochgeborenen Familie seiner Gattin gar Vieles vorgekommen, das seinen rechtlichen Grundsätzen direkt widersprach. Der Professor hatte seiner Frau auf das Strengste verwehrt, jemals wieder eine Annäherung an ihre Verwandten zu suchen, die — mit Ausnahme des alten Barons Horsten, der zwar ein wunderlicher, verschrobener Kopf, doch aber ein braver, seelenguter Mensch gewesen — nach ihrer Verheirathung mit dem bürgerlichen Gelehrten jegliche Gemeinschaft mit ihr von sich gewiesen hatten. Daß es der armen Frau, die in der eigenen Häuslichkeit mit manchem Ungemach zu kämpfen gehabt, unendlich schwer gefallen war, sich gänzlich von jenen Gesellschaftssphären zu emanzipiren, die ihr einst nahe gestanden, wußte Bruno; er wußte aber auch, daß seine Mutter es dennoch fertig bekommen. Nach Lage der Verhältnisse war es erklärlich, daß Bruno auch nach dem Tode seiner Eltern so viel wie gar nichts von seinen adelsstolzen Verwandten erfuhr; er kümmerte sich selbst absolut nicht um sie, einmal, weil er jedweden Mißhelligkeiten und Demüthigungen aus dem Wege gehen wollte, und dann, weil ihm sein Studium wirklich keine Zeit übrig ließ, Versuche zur Anknüpfung von Verbindungen dieser Art zu machen. Daß er gegenwärtig in das Haus eines Mannes gekommen, der einst seine Mutter näher

gekannt, hielt er selbstredend für einen Zufall, mußte es dafür halten.

Gern hätte er den alten Kastellan bewogen, ihm noch mehr aus der Jugendzeit seiner Mutter zu erzählen, aber Schulz wehrte energisch ab. Er habe den Auftrag, den Maler zum Herrn Grafen zu führen, der bereits auf ihn warte, gab er zur Antwort, später solle ihn Bruno einmal in seinem Zimmerchen im Souterrain des Ostthurmes besuchen, da wolle er ihm herzlich gern Rede stehen. Gegen die Einwände des Alten war nichts zu machen; Wallberg legte seine neueste Kravatte um, zog statt des braunen Sammtjaquets, das er sonst zu tragen pflegte, einen schwarzen Rock an, strich sich vor dem Spiegel noch einmal das Haar glatt und folgte dann dem Kastellan durch endlos lange Korridore und kahle Zimmerreihen nach dem Gemache des Schloßherrn.

Schon die ganze Ausstattung dieses hochgewölbten Kabinets ließ auf die Natur und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Bewohners schließen. Wohin das Auge sich wendete, traf es auf Bücherregale, die bis zur Decke emporstiegen und die mit dicken, verstaubten, schweinsledernen Bänden überfüllt waren. Seltsames altes Gerümpel füllte die Ecken, lag aufgethürmt hoch oben auf den Repositorien und in den Fensternischen: verrostete Rapiere und blitzend neue Stoßdegen, Globen und astronomische Werkzeuge aller Art, Weidenstäbe mit eingekritzelten geheimnißvollen Charakteren, Kräuterbündel und Glasretorten und hundert andere Gegenstände, die der Graf, der sich mit ganzer Leidenschaft für die phantastischen

Mysterien der Astrologie und Magie interessirte, dann und wann zu seinen Studien benöthigte.

Graf Balben saß, als der Maler durch Schulz in das Gemach eingelassen wurde, in einem hohen, lederüberzogenen Lehnstuhl, der so tief war und dessen Armpolster so weit hinaufgingen, daß thatsächlich nur der Kopf und der von einem grünwollenen Shawl umwundene Hals des Insassen sichtbar wurde. Dieser Kopf war aber interessant genug, ihn mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Balben stand in der Mitte der Sechziger, seinem ganz merkwürdigen Antlitz nach hätte man ihn aber bald für zwanzig Jahre jünger, bald für einen hohen Achtziger halten können. Seine scharf markirten Züge hatten etwas Unstetes, die eine genaue Altersbestimmung nicht ermöglichten. Die Stirn war durchfurcht und nur von spärlichen weißen Haaren umrahmt; das Haupt bedeckte eine sicilianische Mütze. Die Augen, grau, boshaft und durchdringend, blitzten noch ungemein lebendig, während die Mundwinkel sich in einem schlaffen Zuge senkten und das leicht sich zur Brust neigende Kinn recht greisenhaft erschien. Durchgeistigt von schwerem, reifem Studium erschien das Antlitz nicht, wohl aber schlau und vergrübelt, nicht gerade abstoßend, denn dazu war es zu interessant, noch weniger aber anziehend.

Neben dem Stuhle des Grafen stand ein zweiter Mann, eine schlanke Gestalt, schwarz gekleidet von der pedantisch gefalteten Halsbinde ab bis auf die Füße. Dieser Mann, der vielleicht ein- oder zweiundvierzig Jahre alt sein mochte, war fast schön zu nennen, so regelmäßig waren

die Linien seines Profils geformt, so schmelzend war der Glanz seiner dunklen großen Augen, so rein war die Schwingung seines festgeschlossenen Mundes, den ein nach spanischer Art kurz gestutzter blauschwarzer Vollbart umwallte. Und doch lag nichts Bestechendes in der Erscheinung des Schwarzen! Der sanfte, schwärmerische Blick, der unter den stets halb gesenkten Lidern hervorglitt, hatte etwas Scheinheiliges, und das friedfertige stereotype Lächeln schien durchaus geeignet, nervöse und fein empfindende Naturen zur Verzweiflung bringen zu können.

Graf Valben neigte den Kopf begrüßend nach vorn, als Wallberg mit einem tiefen Kompliment vor ihn trat.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr Wallberg," sagte er mit trocken klingender Stimme, sich selbst hin und wieder durch ein kurzes Räuspern unterbrechend, „ich habe früher einmal die Ehre gehabt, mit Ihrer Frau Mama, der Baronesse Horsten dazumal, verkehren zu dürfen; dessen erinnerte ich mich, als mir ein Bekannter Ihren Namen als den eines trefflichen Künstlers nannte, und war noch einmal so gern bereit, gerade Ihnen die Ausführung jener Arbeit zu übertragen, die in meinem Schlosse nothwendig geworden. Wie ich Ihnen bereits schrieb, will ich die alten Wandgemälde im Rittersaal neu auffrischen lassen; es sind werthvolle Bilder, Sie werden sich selbst davon überzeugen, und ihre Renovation erfordert ein künstlerisches Auge und eine geschickte Hand. Sie können, wenn Sie wollen, schon heute mit der Arbeit beginnen; sollte Ihnen etwas an dem nöthigen Handwerkszeug mangeln, so bitte ich, es nur dem Kastellan

mitzutheilen, der Ihnen das Gewünschte sofort aus der Stadt besorgen lassen wird. Apropos, ich vergaß, Ihnen meinen Hausgenossen vorzustellen: Herr Doktor Albertin — Herr Wallberg."

Der Mann in Schwarz verbeugte sich, und der Graf fuhr rasch fort: „Ich werde Anweisung geben, daß Sie bei mir das beste Unterkommen finden, Herr Wallberg, nur möchte ich an Sie auch noch eine kleine Bitte richten. Ich bin ein alter Mann und im Siebe des Lebens so arg herumgeschüttelt worden, daß mir die Menschen und ihr armseliges Getriebe im Allgemeinen recht zuwider sind; ich bin ein Stück Anachoret, der nur noch an seinen Büchern Geschmack findet und nichts mehr von der Welt wissen will. Daran liegt es auch, daß ich hier oben so einsam hause, daran auch, daß mich die blöden Leute in der Umgegend für einen Zauberer halten und meine Höhle das ‚verwunschene Schloß' betiteln. Es wäre mir lieb, sehr lieb, wenn Sie während der Zeit Ihres Aufenthaltes auf der Loggenburg nicht in die Dörfer herabsteigen, sich überhaupt nicht auswärts der Parkmauer zeigen wollten; die Menschen reden und klatschen so viel, daß es wirklich unnöthig ist, ihnen noch mehr, wenn auch recht harmlosen Stoff zu geben. Würden Sie mir wohl diese Gefälligkeit erweisen?"

„Mit größtem Vergnügen, Herr Graf," beeilte sich Bruno zu antworten, auf den das ganze Wesen Balben's einen viel günstigeren Eindruck machte, als er nach dem Vorangegangenen erwartet hatte. „Schloß und Park Loggenburg sind so wunderbar schön, daß es mich so wie so nicht aus beider Nähe treibt."

„Desto besser," nickte der Graf, „desto besser! So wären wir also vorläufig einig! Ich werde mir erlauben, Sie dann und wann in Ihrem interimistischen Atelier zu besuchen, um mich nach dem Fortschreiten Ihrer Arbeit zu erkundigen. Wenn es Ihnen im Uebrigen an Unterhaltung fehlt, wenden Sie sich nur an meinen Freund, den Doktor Albertin, der das Zimmer unmittelbar unter dem Ihrigen bewohnt, Sie werden an ihm den interessantesten Gesellschafter finden. Auf Wiedersehen, Herr Wallberg!"

Als Bruno das Zimmer verlassen, rief der Graf noch einmal den Kastellan zurück, der während der ganzen Zeit der Unterredung beigewohnt hatte. Das Gesicht Balben's hatte sich urplötzlich verändert; es war eisig streng und kalt, und so klang auch seine Stimme.

„Der Parkhüter beschwert sich wieder einmal," begann er, „daß das gnädige Fräulein von Neuem die alten Thorheiten begeht und sich in den Kleidern der hochseligen Frau v. Langersdorf im Garten herumtreibt. Ja, mein lieber Schulz, wenn Ihr so wenig Eures Amtes wartet und Euch so gar nicht um Euere Schutzbefohlene kümmert, dann muß ich mich eben nach einem anderen Kastellan umschauen! Es würde mir leid thun, denn Ihr habt mir an dreißig Jahre treu gedient, schließlich habe ich aber keine Lust, die Loggenburg in noch ärgeren Verruf kommen zu lassen. Die Leute müssen das Schloß ja wahrhaftig für ein regelrechtes Irrenhaus halten, wenn irgend ein Unberufener einmal Josepha in einem Kostüm aus dem vergangenen Jahrhundert im Parke umherjagen sieht!

Schließt doch den alten Plunder der Höchstseligen fort, oder achtet wenigstens besser darauf, daß das gnädige Fräulein damit keinen Mummenschanz treibt! Uebrigens noch eins, Schulz! Wir werden die nächsten Nächte wahrscheinlich wieder zu Erdgrabungen und Experimenten aller Art benutzen, also schließt die Souterrainthüren sorgfältig ab! Es ist gut, Schulz, mehr Aufmerksamkeit künftighin!"

Der Alte verbeugte sich unterwürfig und ging.

„So, mein lieber Doktor," fuhr der Graf fort und wandte sich an Albertin, „nun sind wir allein und können rekapituliren! Reichen Sie mir, bitte, einmal die Mappe herüber." Der Schwarze gab Balben eine auf der entgegengesetzten Seite des Schreibtisches liegende Saffian-Enveloppe und ließ sich sodann auf einem Rohrstuhl neben dem Grafen nieder, der das höchst kunstvoll konstruirte Mappenschloß vermittelst eines an seiner Uhrkette befestigten Schlüsselchens öffnete und verschiedene Papiere, darunter einige, deren tiefgelbe Farbe auf ihr bedeutendes Alter schließen ließ, daraus hervornahm und vor sich legte.

„Hier haben wir," sagte Balben, ein wurmzerfressenes, doppelt gefaltetes und arg zerrissenes Schreiben entfaltend, „das Bekenntniß des wohledlen Freiherrn Ottokar Wedig v. Langersdorf vom 8. Oktober des Jahres 1806, das sich zwischen den Umschlägen der Hauspostille vorfand. Es beginnt mit den bekannten langathmigen Phrasen über die Unterdrückung des Vaterlandes, die Knechtung durch Napoleon und so weiter, und endet mit einer genauen Beschreibung jenes Koffers aus Seehundsfell, in welchem der

wackere Ottokar Wedig aus Furcht vor den französischen Spürnasen und Diebsfingern die Juwelen der Familie und zwölftausend Dukaten von der Bessemer'schen Erbschaft versteckt hatte. Mit den Worten: ‚Durch doppelte Lederriemen zweyfach verschnürt‘ bricht der erste Theil des Schriftstücks ab; es folgt der Riß und die durch Wasser verwischte Stelle, die wahrscheinlich die Schilderung der Oertlichkeit des Verstecks enthielt, dann kommen die üblichen Segenswünsche und die Unterschriften der drei Personen, die der Vergrabung, respektive Einmauerung des Schatzes beiwohnten: Langersdorf selbst, ferner der Pastor von Loggenhof, Gotthilf August Hickstein, und der zur Zeit auf der Loggenburg weilende Intimus Ottokar Wedig's, der später als Lützow'scher Jäger bei Döbbelin gefallene Baron Hans Kaspar v. Horsten.“

Doktor Albertin nickte. „Da sich weder in dem sonst sehr sorgfältig geführten Kirchenbuche des alten Hickstein, noch unter seinen Privatpapieren irgend eine Andeutung über den Langersdorf'schen Schatz befindet, die Familie aber bis auf die Baronesse Josepha ausgestorben ist, so wäre nur noch möglich, daß vielleicht der einzige Nachkomme der Malmersdorfer Horstens, jener Wallberg, Auskunft über den Versteck ertheilen könnte,“ meinte er. „Es war jedenfalls eine gute Idee von Ihnen, Herr Graf, den jungen Mann hieher zu citiren; ich glaube zwar absolut nicht an einen Erfolg, denn wenn Wallberg unter den Briefschaften seiner Mutter und seines Großvaters, was höchst unwahrscheinlich, irgend eine Notiz über den Verbleib des Schatzes gefunden hätte, würde er wohl längst

danach geforscht haben, ob derselbe bereits gehoben worden ist. So viel ich unter der Hand erfahren konnte, hat die Professorin Wallberg nach dem Tode ihres Vaters dessen gesammte Papiere vernichten lassen, aus dem einfachen Grunde, ihren Gatten der Durchsicht dieses meist recht unerquicklichen Materials zu entheben; außerdem ist aber kaum anzunehmen, daß dem alten Bruno Horsten etwas über das Geheimniß der Loggenburg bekannt gewesen, er hätte sonst sicher Lärm geschlagen in der Hoffnung, daß von dem aufgefundenen Erbe der Langersdorfs auch für ihn eine Kleinigkeit abfallen würde. Mir scheint in Anbetracht des Umstandes, daß in der Wallberg'schen Familie jegliche Reminiscenz an die adeligen Verwandten- und Bekanntenkreise vermieden wurde, es sogar sehr wahrscheinlich, daß der Maler durch Ihren Brief überhaupt zum ersten Male etwas von der Loggenburg gehört hat, und es war deshalb sehr recht von Ihnen, Herr Graf, daß Sie den jungen Mann als ganz Fremden behandelten. Indessen ist es, wie gesagt, ganz gut, daß wir ihn hier haben; ich werde mit größter Vorsicht aus ihm zu erfahren suchen, ob er mit der in Frage stehenden Angelegenheit vertraut ist oder nicht."

„Und glauben Sie nicht — daß er — angenommen, er wüßte Näheres über das verschwundene Vermögen — gefährlich werden könne, falls er mit Josepha zusammentreffen sollte?"

„Ich glaube es nicht — dann wäre es ja aber auch sehr leicht zu vermeiden, wenn die Baronesse angewiesen würde, während der Dauer seiner Anwesenheit auf der Loggen-

burg nur zu bestimmten Stunden ihre Gemächer zu verlassen."

„Das ist richtig," nickte Graf Balben. „Vorsicht kann nie schaden, wenn sie in diesem Falle auch nicht gerade absolut von Nöthen ist, denn da Josepha selten ohne die Begleitung der Kastellanin den Park betritt, dürfte es Wallberg wohl schwer werden, sich ihr zu nähern. Nun, lieber Doktor, lassen Sie uns noch einmal recht genau den Grundrißplan des Schlosses prüfen. Aus den aufgefundenen Notizen Friedrich Langersdorf's in dessen Tagebuche geht hervor, daß er zum letzten Male im Sommer 1837 die sämmtlichen Kellerräume hat durchgraben lassen, ohne ein Resultat zu erzielen; von da ab bis zum Tode von Josepha's Vater und bis zu dem Augenblick, wo ich die Loggenburg im Sequester erstand, scheinen keinerlei Nachforschungen mehr stattgefunden zu haben, die ganze Sache überhaupt in Vergessenheit gerathen zu sein." Der Graf breitete einen Plan des Schlosses, in dem hie und da verschiedene Punkte mit Blaustift bezeichnet worden, vor sich aus und fuhr dann fort: „Das Mauerwerk auf der östlichen Seite — hier — ist von uns bereits inspizirt worden; es findet sich nirgends auch nur ein winziges, hohl klingendes Fleckchen, das auf eine Höhlung in den Wänden hindeuten könnte. Ich möchte Ihnen nun vorschlagen, Doktor, in einer der nächsten Nächte — wir sind dann am ungestörtesten — mit der Durchsuchung des Westtheils zu beginnen. Auf dieser Seite liegen auch die ehemaligen Gefängnißräume, und ich sagte Ihnen schon, daß ich die Unterbringung des Schatzes

in den kolossal dicken Strebepfeilern nicht für unmöglich halte."

„Sie wissen, daß ich Ihnen stets zur Verfügung stehe, Herr Graf, und ich bin gar nicht zweifelhaft darüber, daß der Schatz noch existirt und gefunden werden wird."

Mehrere Tage waren seit der Ankunft Bruno Wallberg's auf der Loggenburg verstrichen. Der Maler hatte fleißig gearbeitet und mit Lust und Liebe. Die Wand- und Deckengemälde im großen sogenannten Rittersaal des Schlosses stammten sicher von Meisterhand, und es machte Bruno viel Freude, die verwischten Contouren und die verblaßten Farben möglichst genau den ursprünglichen Originalen nach wieder zu vervollständigen. Die Arbeit schritt rüstig vorwärts, so daß der Graf, der an jedem Morgen zu bestimmter Stunde im Saale erschien, sich nicht enthalten konnte, dem Maler seine wärmste Anerkennung auszusprechen. Balben's Benehmen war Bruno gegenüber dasselbe geblieben, der Graf war liebenswürdig und freundlich, doch stets in vornehm zurückhaltender Weise. Das war dem Maler ganz recht, jedenfalls bedeutend lieber, als das ausgesucht herzliche und anschmeichelnde Wesen des Doktor Albertin. Der Mann gab sich augenscheinlich die größte Mühe, der Freund und Vertraute Bruno's zu werden. Stunden lang saß er zwischen den Gestellen, Gerüsten, Staffeleien und Farbentöpfen im Saale und plauderte mit dem eifrig Arbeitenden, oder versuchte wenigstens, ihn in die Unterhaltung zu ziehen. Das, was Wallberg bei diesen Plaudereien immer am peinlichsten berührte, war des Doktors

— wenn auch sehr vorsichtig sich kundgebendes Bemühen, des Ersteren Familienverhältnisse zu streifen. Anknüpfend an die einstige Bekanntschaft des Grafen Balben mit der Mutter Bruno's kam er auf tausenderlei Dinge zu sprechen, von denen er hie und da gehört haben wollte, die alle mehr oder weniger Bezug auf das Horsten'sche Geschlecht hatten, und denen er gewandt jene Fragen unterzuschieben wußte, deren Beantwortung ihm erwünscht erschien. Der Doktor sollte sich freilich etwas enttäuscht sehen, denn Bruno, der ja über die Horsten'schen Familienangelegenheiten gar nicht orientirt war, gab nur höchst unzuverlässigen Bescheid. Es kam sogar dahin, daß er unter dem Vorwande, allein ruhiger und ungestörter schaffen zu können, sich während seiner Arbeitsstunden im Saale einschloß und damit sich der lästigen Besuche von Seiten des Doktors ein- für allemal enthob. Die angenehmste Erholung war für ihn die Zeit nach Sonnenuntergang, die er mitunter im kleinen Zimmerchen des Kastellans verplauderte, von dem er sich über seine verstorbene Mutter erzählen ließ, bis die große Kukuksuhr an der Wand meldete, daß es Zeit sei, das Lager aufzusuchen.

Ein köstlicher Herbstabend war es, da Bruno etwas später als er sonst seine Spaziergänge zu unternehmen pflegte, die breite Pappelallee des Schloßparks hinabwandelte und dann in einen der schmäleren Seitenpfade einbog, die rechts und links sich durch dichtes Gebüsch und zwischen verwilderten Boskets entlang schlängelten. Bruno war heiter und guter Dinge. Die Cigarre in der rechten, einen schwanken Weidenstock in der linken Hand, schlen-

derte er langsam den engen Pfad hinab und sog mit Entzücken den frischen Herbsthauch ein, der Gräser und Blätter bewegte. Da war es ihm plötzlich, als höre er vor sich heftige Stimmen, von denen die eine ihm in nicht gerade angenehmer Erinnerung war. Er blieb einen Augenblick stehen und lauschte.

„Ich habe strengen Befehl, gnädiges Fräulein, und muß bitten, mich nicht Unannehmlichkeiten Seitens des des Herrn Grafen auszusetzen," schallte es zu ihm herüber. „Wenn Sie sich nicht fügen wollen, sehe ich mich genöthigt, sofort dem Herrn Grafen zu melden, daß —"

„Der Herr Graf geht mich gar nichts an, sagen Sie ihm das gefälligst, Sie alter Brummbär," gab unterbrechend eine frische Mädchenstimme zur Antwort. „Ich darf meine Zimmer verlassen, wann ich will, und frage keinen Menschen, am allerwenigsten Sie und den Grafen deshalb um Erlaubniß. Nun trotten Sie ab und bewachen Sie weiter den Eingang zu Ihrer Räuberhöhle!"

„Brummbär — Räuberhöhle? Gnädiges Fräulein, das sind Worte, die ich mir in allem Ernste verbitten muß! Räuberhöhle — hm! So lange die Langersdorfs hier gewirthschaftet haben, war die Loggenburg natürlich ein Paradies, da wäre ich auch kein Brummbär gewesen, sondern der Engel, der dies Heiligthum beschützt! Merkwürdig nur, daß die Langersdorfs selbst dieses Paradies in eine Räuberhöhle verwandelt haben —"

Der lauschende Bruno hörte einen hellen zornigen Laut.

„Sie frecher, unverschämter Mensch," fuhr die nunmehr vor Aufregung zitternde Mädchenstimme fort, „wie

können Sie es wagen, den Namen meiner Familie in nicht mißzuverstehender Weise zu schmähen! Augenblicklich entfernen Sie sich, oder ich suche selbst Hilfe beim Grafen Balben gegen Sie!"

Im Gebüsch rauschte es, der Maler trat auf den Rasenplatz. Einen Moment blieb er erstaunt stehen: die er da vor sich sah in einfach dunkelblauem Hauskleide, ein schlichtes Hütchen auf der blonden Haarfülle und einen Sonnenschirm in der mit einem Gartenhandschuh bekleideten kleinen Rechten — das war ja das Dornröschen, das ihn am Tage seiner Ankunft entzückt hatte! Das war das Dornröschen aus seinem wachen Traume, die braunen Augen, die ihn auch jetzt halb scheu und halb erschreckt anblickten wie damals, da er sie zum ersten Male gesehen!

Bruno trat rasch und energisch auf den kleinen griesgrämigen Parkhüter zu, der neben dem Mädchen stand. „Fort!" sagte er nur und deutete mit der erhobenen Hand nach dem Wege zu, aber sein Blick war dabei so ernst und drohend, daß der bissige Cerberus ohne Weiteres, nur unter leisem Murren das Feld räumte.

„Verzeihen Sie mein eigenmächtiges Einschreiten, gnädiges Fräulein," fuhr Bruno indessen fort und verbeugte sich vor seinem Dornröschen, wobei es ihn gar eigen überkam, als er tiefer in ihr Auge zu blicken gezwungen war; „ich sah und hörte, daß Sie von dem impertinenten Menschen auf ungezogene Art gekränkt wurden, und hielt es für meine Pflicht, Sie von der Gegenwart dieses Mannes zu befreien. Mein Name ist Wallberg — Bruno Wallberg . . ."

Das junge Mädchen war sehr verwirrt. Eine tiefe Röthe hatte ihr Antlitz mit Purpurwellen übergossen, sie nestelte mechanisch an den seidenen Fransen ihres Schirms, um nicht das Gegenüber anschauen zu müssen. Plötzlich hob sie mit rascher Bewegung den Kopf, sie schämte sich sichtlich ihrer Befangenheit.

„Ich heiße Josepha v. Langersdorf," antwortete sie, „und bin die Mündel des Grafen Balben. Ich habe auch bereits das Vergnügen, Sie, mein Herr, zu kennen, da ich Sie öfters im Schlosse gesehen, freilich ohne von Ihnen bemerkt zu werden, bis auf" — hier stockte ihre Stimme ein wenig und die verrätherische liebliche Gluth auf ihren Wangen trat von Neuem schärfer hervor — „bis auf das erste Mal an dieser selben Stelle..."

„O, ich entsinne mich wohl," fiel Bruno lebhaft ein, „ich glaubte Dornröschen vor mir zu sehen!"

„Es war ein kindischer Einfall von mir, mich in die Gewänder aus dem Nachlaß meiner Urgroßmama zu hüllen, aber ich versichere Sie, Herr Wallberg, in der Einsamkeit kommt man hin und wieder auf die absonderlichsten Ideen. Ich liebe die Einsamkeit im Allgemeinen und erfreue mich wenig an dem Treiben der großen Welt, oft aber ist es selbst mir zu still hier zwischen den dicken Mauern der Loggenburg, und ich wünschte ein Vogel zu sein, um in die weite Welt wandern zu können..."

„Ja, mein Gott, gnädiges Fräulein, was hält Sie denn zwischen den vier Wänden des Gespensterschlosses zurück? Ich meine, die Jugend hat am ersten Anrecht darauf, nach dem Schönen zu haschen, wo es sich ihr

bietet, und gibt es nicht auch noch anderwärts Schönheiten, als gerade hier?"

Ein leiser Seufzer, der fast schwermüthig klang und zu dem sonnigen Antlitz Josepha's so gar nicht paßte, hob des Mädchens Brust. Sie schaute den Maler einen Moment ernst und treuherzig an, dann sagte sie rasch:

„Ich glaube, Sie sind eine offene und ehrliche Natur, Herr Wallberg, eine solche findet sich aber nicht allzu oft auf der Loggenburg ein, ich muß deshalb ein wenig mit Ihnen plaudern. Wollen wir uns dort auf die Rasenbank setzen? Frau Schulz, die gute alte Kastellansfrau, würde zwar sagen, es schicke sich nicht, mit einem jungen Herrn allein im Parke zu weilen, und noch dazu zur Dämmerstunde, aber ich habe gar keine Lust, mich so genau an ihre Vorschriften zu halten."

Josepha warf das kurze Jäckchen, das sie um die Schultern gehängt, über die dunkelgrünen Gräser der kleinen Rasenhöhe und ließ sich darauf nieder. Lächelnd nahm der Maler neben ihr Platz; die anmuthige Erscheinung und das Wesen des Mädchens hatte ihn im Augenblick gefangen genommen. Es dauerte nicht lange, da waren die Beiden gute Freunde und plauderten mit einander, als ob sie bereits seit Jahren bekannt wären. Bruno erfuhr, daß Josepha v. Langersdorf die Letzte ihres Geschlechtes sei. Seit langen, langen Jahren waren die Langersdorfs auf der Loggenburg erbeingesessen gewesen, eine arme Freiherrnfamilie, die aber mit zäher Festigkeit sich die Scholle zu erhalten verstanden hatte, auf der sie einst mächtig und groß gewesen war. Ein schwerer Ver-

lust, der mit der letzten großen finanziellen Krisis über den Vater Josepha's hereingebrochen, hatte diesem das Leben gekostet und seine alte stolze Veste unter den Hammer gebracht. Josepha befand sich zur Zeit des Unglücksfalles ihrer geistigen Ausbildung halber in einer Schweizer Pension; als sie von dort zurückkehrte, war ihr Vater längst in die kühle Erde gesenkt worden. Auf der Loggenburg droben aber residirte als nunmehriger Besitzer ein einsiedlerischer Greis, den Josepha wohl kannte, denn er hatte als Freund ihres todten Vaters gegolten, dem sie aber nie anders als mit unverhohlenem Widerwillen gegenüber getreten war. Ihn hatte das Gericht auch zu ihrem Vormund und Verwalter des kleinen Vermögens, das ihr mütterlicherseits zugefallen war, ernannt, und so mußte sie ihm denn noch dankbar sein, daß er ihr erlaubte, auf der Loggenburg sein Eremitenleben zu theilen.

Bruno hatte mit sichtlichem Interesse dem offenherzigen Geplauder Josepha's gelauscht; es lag in ihrer Erzählung etwas, das ihn ungemein sympathisch berührte und Widerklang fand in der eigenen Brust. Hatte das Geschick ihrer Familie nicht viel Aehnlichkeit mit dem seiner Mutter? War mit ihr nicht auch die Letzte ihres Stammes aus der Welt gegangen? Saß auf dem alten Herrensitze der Horstens heute nicht gleichfalls ein anderes Geschlecht, ein fremdes, das nichts wissen wollte von den Traditionen, die einst auf derselben Scholle gepflegt wurden? Der junge Maler empfand plötzlich ein herzliches Mitleid für die arme Waise, die neben ihm saß; er blickte zu ihr auf und sah, daß sie die Augen niedergeschlagen,

um den feuchten Schimmer zu verbergen, der den Glanz derselben erhöht hatte, und das rührte ihn tief.

„Es ist freilich kein sonniges Schicksal, das Ihnen bescheert worden, gnädiges Fräulein," sagte er sanft, „doch Sie sind noch jung, wie ich, und sollen wir Beide verzweifeln ob unserer trüben Vergangenheit, wo uns doch eine weite rosige Zukunft noch winkt? Ich kann mich sehr wohl in Ihre Seele hineinfühlen, denn auch mir hat das Glück nicht gerade an der Wiege gelächelt, aber ich bin Optimist und betrachte alles das, was uns bevorsteht, als den helleren und froheren Theil unseres Lebens."

Josepha zerstieß mit der Spitze ihres Schirmes einige Sandkügelchen, die zwischen dem Rasengrün lagen. „Glauben Sie mir, Herr Wallberg," entgegnete sie, „ich bin keineswegs eine Natur, die sich aufreibt in grübelnder Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Ich bin ziemlich sorglos und heiter angelegt und hoffe wie Sie auf eine bessere Zukunft. Es gibt aber Stimmungen, deren Einfluß selbst der starkgeistigste Mensch sich nur schwer entziehen kann, und diese Stimmungen, von denen auch ich abhängig bin, werden hier geflissentlich in mir genährt."

„O, gnädiges Fräulein, ich kann doch unmöglich glauben, daß Sie in Ihrer alten Heimath irgend welchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein sollten!"

„Nicht absichtlich — das keineswegs! Graf Balben bleibt mir fern und kümmert sich nur in Kleinigkeiten um meine Person, das würde ich immerhin gern ertragen! Aber er hat seit Wochen einen schrecklichen Menschen bei sich, einen Famulus von mephistophelischer Art, den er in

Berlin kennen gelernt hat und der ihn hier in seinen magischen Studien unterstützt. Man sagt, Doktor Albertin sei ein sehr gelehrter Herr, mir ist er nie anders erschienen wie ein schleichendes Reptil. Vielleicht übertreibe ich, ich kann aber nicht lügen, und das kriechende Wesen des Doktors ist mir in der Seele verhaßt."

Bruno neigte nachdenklich den Kopf. „Wie seltsam sich doch unsere Meinungen begegnen," erwiederte er; „ich habe vom ersten Tage an, da mir dieser Herr vorgestellt worden, eine unbegrenzte Antipathie gegen ihn im Herzen gehegt. Einen Beweis dafür, daß mich mein Instinkt — denn meine Abneigung gegen Albertin ist instinktiv — nicht betrogen hat, finde ich in Ihrem Urtheil. Ich dächte aber doch, gnädiges Fräulein, es müßte Ihnen leicht werden, den Mann zu vermeiden, Sie haben doch wohl kaum etwas mit ihm zu schaffen ..."

„Nein, das habe ich nicht," fiel Josepha lebhaft ein; „trotzdem verfolgt er mich in auffallendster Weise, drängt mir seine unausstehlichen Liebenswürdigkeiten auf und sucht mich in seine Gespräche zu ziehen. Stände Graf Balben mir näher, wahrhaftig, ich hätte ihn längst gebeten, mich vor den Artigkeiten seines Freundes zu schützen!" Josepha hatte sich erhoben und warf wieder ihr Jäckchen über die Schulter. „Die Sonne geht unter und es beginnt kühl zu werden," fuhr sie fort, „wir wollen in's Schloß zurück. Die Kastellanin wird böse sein, daß ich mich so festgeplaudert habe." Sie traten Beide auf den Weg zurück; hier blieb Josepha stehen und reichte Bruno die Hand zum Abschied. „Auf Wiedersehen!" sagte sie dabei.

Der Maler verbeugte sich. Dann trat er an den Stamm einer Ulme und sah dem jungen Mädchen lange nach. An der Ecke sprang ihr der große zottige Neufundländer des Grafen schweifwedelnd entgegen und drängte sich an sie. Sie streichelte ihm den Kopf und schritt langsamer weiter, bis sie hinter der Rampe zum Mittelportal verschwand.

Energisch raffte sich Bruno auf. Er hätte noch Stunden lang unter der Ulme stehen und träumen können — träumen von ihrem leuchtenden Auge und ihren rothen Lippen. Ein süßes Gefühl zog ihm durch die Brust, wie er es noch nie empfunden — was es bedeutete, wußte er aber wohl.

Oben an einem der Fenster des östlichen Thurmes stand Doktor Albertin und schaute hinaus auf den im Abendrothe leuchtenden Park, nachdenkend und sinnend. Da fiel sein Auge zufällig auf die Gestalt Josepha's, der in der Ferne Bruno folgte. Der Doktor zuckte zusammen. Hatten die Beiden sich in stiller Dämmerstunde zu einem Rendezvous getroffen? Die Schlange der Eifersucht bäumte sich in Albertin's Innern empor, hundert Vermuthungen und Kombinationen stiegen in ihm auf und wirbelten durch sein Hirn. Er trat vom Fenster zurück und ging mit über der Brust verschränkten Armen im Zimmer auf und ab.

Albertin liebte die schöne Mündel des Grafen Balben mit der ganzen Raserei einer dämonischen Leidenschaft, die mit blitzartiger Schnelligkeit über ihn gekommen war. Albertin genoß als Privatdozent in Berlin eines gewissen

Rufes. Er hatte viel gelernt und viel studirt und sich durch einige Aufsehen erregende kulturhistorische Schriften in der Gelehrtenwelt rasch einen Namen gemacht. Ebenso bekannt wie seine wissenschaftliche Bildung war aber seine bösartige Natur, die Niedrigkeit seines Charakters. Er liebte es, Kritiker, die seine Schriften nicht ohne Weiteres gelobt hatten, auf eine gehässige und meist persönliche Weise in den ihm zur Verfügung stehenden Journalen anzugreifen, und schuf sich dadurch zahlreiche Feinde, wenn er seines boshaften Witzes wegen auch die Lacher im unbetheiligten Publikum auf seiner Seite hatte. Um den unangenehmen Konsequenzen eines Vorfalles dieser Art aus dem Wege zu gehen, hatte er die Einladung des ihm in einem Berliner Cirkel bekannt gewordenen Grafen Balben, längere Zeit bei diesem auf der Loggenburg zu verweilen, angenommen, und hier war es, wo zum ersten Male in seinem Leben eine wirkliche Herzensneigung in ihm erstand. Anfangs hatte Albertin gelächelt, als er in einsamer Stunde sich dabei ertappte, daß seine ganze Gedankenwelt von dem Bilde des jungen Mädchens erfüllt war, und hatte versucht, sich über den Ernst dieser Liebe hinwegzusetzen — es war ihm nicht gelungen. Nie war ihm auf seiner Lebensbahn ein weibliches Wesen begegnet, das ihm so hold, so besitzenswerth erschienen wäre, als Josepha v. Langersdorf. Das ziemlich abgeschlossene Studiendasein des Doktors hatte ihm im Allgemeinen wenig Gelegenheit geboten, Damenverkehr zu suchen; er sehnte sich auch nicht danach, weil sich seine Weltanschauung nicht vertrug mit den gesellschaftlich üblichen Umgangs-

formen den Frauen gegenüber, obwohl er selbst der eleganteste Cavalier zu sein vermochte. So war es auch gekommen, daß vor Josepha kein Weib den Eingang zu seinem Herzen gefunden hatte; nun aber rächte sich dies Herz für die lange Entsagung, die ihm auferlegt worden, und wallte über in heißer verzehrender Leidenschaft. Albertin war nicht frei von Eitelkeit; er wußte, daß er eine auffallende Erscheinung, die gerade ein junges Gemüth leicht zu berücken im Stande wäre, und wußte, daß sein Renommée als Gelehrter ein bedeutendes war. Beide Gründe waren hinreichend für ihn, sich mit der Hoffnung zu tragen, Josepha, die als armes Mädchen seiner Meinung nach nur schwer einen ebenbürtigen Gatten heimführen konnte, zu gewinnen.

Der Doktor blieb schwer athmend vor seinem mit Büchern bedeckten Schreibtische stehen. Er zündete die grünbeschirmte Lampe an, die auf demselben stand, und ließ sich dann im Lehnsessel nieder. Gerade vor ihm lag aufgeschlagen ein kleines Heft, dessen Blätter mit griechischen Buchstaben bedeckt waren. Das war sein Tagebuch. Es war eine alte Angewohnheit von ihm, das, was ihn bewegte und seine Gedanken in Anspruch nahm, dem Papier, seinem „einzigen Freunde", wie er es nannte, anzuvertrauen. Auch hier, auf der Loggenburg, blieb er dieser Angewohnheit treu, nur schrieb er, um vor der Neugier des aufräumenden Dieners in jedem Falle geschützt zu sein, in griechischen Lettern.

Albertin überflog rasch die letzten beiden Seiten des Buches. „Es scheint fast," so stand da geschrieben, „als

wolle die mysteriöse Schatzgräbergeschichte dem alten Grafen den Rest seines schwachen Verstandes rauben. Welche Thorheit, an die Möglichkeit des Nochvorhandenseins dieses Vermögens zu glauben! Wenn auch die Dokumente des seligen Ottokar Wedig, des Karl Gustav und Friedrich Langersdorf unzweifelhaft echt sind, so ist doch Tausend gegen Eins anzunehmen, daß Einer aus der späteren Generation den Hausschatz bereits aufgefunden und den Weg alles Irdischen hat wandern lassen. Es müßte ein ganz besonderer Zufall sein, wenn der Graf der Erste gewesen wäre, der das Vermächtnißschreiben Ottokar Wedig's im Deckel der Hauspostille 'entdeckt hätte. Ich vermuthe fast, daß Friedrich v. Langersdorf bereits Kenntniß von diesem Dokumente gehabt hat. Sei's wie es sei — mir kann der ganze Spuk nur Nutzen bringen! — Ich hätte von dem alten Grafen kaum erwartet, daß er mich in sein Vertrauen nehmen würde. Das war sehr unvorsichtig von Ihnen, mein Herr Graf, sehr vorschnell! Sie mußten immerhin in Erwägung ziehen, daß ich vielleicht doch nicht ganz der Spitzbube bin, als der ich Ihnen erschien, mußten überlegen, daß ich besser sein könnte, als man in dem großen, ehrlichen, moralischen Berlin von mir spricht. Sie glaubten freilich, ich sei ganz der geeignete Mann, Ihnen bei der Jagd nach dem Langersdorf'schen Schatze behilflich zu sein, weil Sie wußten, daß ich neben meinen vielen Fehlern auch eine Tugend besitze, die für Leute wie Sie nicht hoch genug anzuschlagen ist: die der Verschwiegenheit — doch Sie hätten trotz alledem nicht nöthig gehabt, meinem Verlangen, mir schriftlich ein

Fünftel des aufgefundenen Erbes zu versprechen, nachzukommen. Dies Langersdorf'sche Erbe wird kaum jemals aufgefunden werden, aus dem einfachen Grunde, weil es schwerlich noch existiren dürfte — aber das in meinem Besitze befindliche Schriftstück von Ihrer Hand, mein ehrenwerther Herr Graf, beweist, daß Sie an diese Existenz geglaubt haben und mit der Absicht umgingen, das Familienvermögen der Langersdorfs zu unterschlagen und zu eigenen Gunsten, oder im Interesse Ihres liederlichen Neffen, des Breslauer Lieutenants, zu verwenden! Wie könnten Sie es sonst wagen, so eigenmächtig über fremdes Eigenthum zu disponiren! Armer Graf Balben! Sie haben sich selbst eine gefährliche Grube gegraben — und ich fürchte beinahe, Sie werden in dieselbe stürzen, wenn Sie kraft Ihrer vormundlichen Autorität nicht Alles aufbieten, Josepha zur Meinen zu machen!... Ich möchte an mir selbst und an meinen ganzen Lebensprinzipien verzweifeln, wenn ich denke, daß diese Liebe zu Josepha zum Alpha und Omega meines Empfindens geworden ist. — Die wahnsinnige Neigung, die mich beherrscht, bleibt! Sie bleibt — und sie lodert von Tag zu Tag mächtiger in mir auf, so daß es mir, dem sonst so kaltblütigen, überlegenden Menschen, schwer hält, nicht aus der Rolle zu fallen...

Der Plan, den ich mir entworfen, ein Glück zu erringen, an das ich niemals geglaubt, ist einfach. Es wird mir leicht, mich dem Grafen unentbehrlich zu machen, besonders wenn ich seine oberflächlichen magischen Studien und Experimente unterstütze; mein Aufenthalt im Schlosse ist also auf lange Zeit hinaus gesichert. Ich finde täglich

Gelegenheit, mich Josepha zu nähern — auch das genügt vorläufig. Die herbe Sprödigkeit, mit der sie mir bis jetzt gegenübertrat, wird fallen, sobald sie die Ernsthaftigkeit meiner Zuneigung erkennen wird. Sobald der Graf über das angebliche Geheimniß der Loggenburg beruhigt ist, werde ich ihm meine Liebe zu Josepha gestehen. Balben ist in meiner Hand, vollkommen! Sollte das Märchen vom Schloßschatz sich trotz seiner Unglaubwürdigkeit dennoch bewahrheiten, so wäre das die beste Gelegenheit, mir dadurch, daß ich das Erbe für die letzte Langersdorf rette, im Fluge Josepha's Vertrauen zu erringen. Ist das Umgekehrte der Fall, was ich voraussetze, so wird der Graf in Anbetracht des kompromittirenden Schriftstückes, das ich von ihm in Händen habe, gleichfalls kaum zögern, sein Machtwort zu meinen Gunsten in die Wagschale zu werfen. Demnach stände das Spiel bis zu diesem Augenblicke vortrefflich!" — —

So weit hatte Doktor Albertin gelesen — hier brach das Tagebuch ab. Der Gelehrte trocknete sich mit seinem rothseidenen Foulard die feuchte Stirne, strich mit der Rechten wie besänftigend über seinen welligen Bart und schrieb dann weiter:

„Heute ist ein Schatten in meine Zukunftsträume getreten, ein Schatten, der mich stutzig macht. Das Einzige, das mir bei all' dem magischen und diabolischen Schwindel der alten Thëurgen glaubhaft erscheint, ist das Ahnungsvermögen der Seele, für das sie mit Wort und Schrift eintraten. Eine feinbesaitete Seele fühlt instinktiv die Nähe eines Feindes. Auch mir geht es so! Jener

Wallberg, den der Graf hieher beordert hat, ist mein Gegner — fast fürchte ich, mein Nebenbuhler! Ich bin ihm nicht sympathisch, das habe ich nach dem ersten Beisammensein herausgefühlt, ich müßte auch lügen, wollte ich behaupten, daß er mir angenehm sei! Fast bereue ich, daß ich dem Grafen nicht angerathen, diesen jungen Fant als unserer Sache gefährlich wieder aus dem Schlosse zu schaffen; er ist total in Unkenntniß über die Langersdorf'schen Angelegenheiten — und die alten Deckenbilder im Rittersaal könnte jeder Andere renoviren. Freilich, jetzt ist's zu spät; Wallberg ist leider auch ein tüchtiger Künstler, der Graf kann ihn nicht ohne Weiteres entlassen. Bah, was mache ich mir unnöthige Sorgen! Der Maler mag seine eigenen Wege verfolgen, nur mir soll er nicht in die Bahn treten — er könnte unterliegen!" — —

Der Doktor warf die Feder zur Seite und stand rasch auf. Zwei große Motten, die durch das offene Fenster in die Stube geflattert waren, umkreisten in unregelmäßigen Bogen den Lichtzirkel der Lampe. Albertin fing eines der graubeflügelten Thiere, schleuderte es zu Boden und setzte seinen Fuß darauf. So hätte er gewünscht, in diesem Augenblicke mit Wallberg verfahren zu dürfen.

Acht Tage später, am frühen Morgen kurz nach Sonnenaufgang, fuhr der Maler plötzlich erschreckt aus seinem Bette empor. An seiner Thüre pochte es laut. Wallberg sprang aus den Kissen und schob den Riegel der Thüre zurück. Draußen standen, Furcht und Angst in den bleichen Gesichtern, Schulz, der Kastellan und der Parkhüter.

„Junger Herr — o, Herr Wallberg!" begann der alte Schulz stotternd und keuchend und hob die dürren abgearbeiteten Hände zu Bruno empor, „denken Sie nur — wie ist es möglich, wie ist es möglich — o, wie ist es nur möglich! . . ." Und bei dieser dreifachen Wiederholung blieb er, trotz des fragenden Blickes, den der Maler auf ihn heftete. Endlich faßte der Parkhüter, die Antipathie, die er seit jener beschriebenen Begegnung im Parke gegen Bruno hegte, überwindend, den Muth zu einer näheren Erläuterung.

„Vor einer Stunde, so gegen vier Uhr war's," begann er zu erzählen, während Wallberg sich rasch ankleidete, „als ich von einem Gepolter erwachte, daß ich glaubte, das jüngste Gericht bräche über uns herein. Ein Poltern, Krachen, Tosen und Donnern war's, wie ich es selten gehört, selbst bei den ärgsten Gewittern! Sie müssen einen gesunden Schlaf haben, Herr Wallberg, daß Sie so gar nichts vernommen — freilich Sie wohnen im Ostthurm, und drüben auf der Westseite ist das Unglück geschehen. Der Herr Graf und der Doktor haben wahrscheinlich einmal wieder in den leeren Gewölben des alten Gefängnisses experimentiren wollen, wie der Herr Graf und der Doktor dies öfters zu thun pflegen, und da hat das Unheil gewollt, daß einer der großen Steinbogen zusammenstürzt und den Herrn Grafen und den Doktor begräbt unter seinen Trümmern!"

„Um Gottes willen," fuhr Bruno auf, „hoffentlich sind die beiden Herren ohne Verletzungen fortgekommen!"

„O, wenn das möglich wäre, lieber Herr Wallberg,

wenn das nur möglich wäre!" jammerte der Kastellan, und der Parkhüter fügte hinzu: „Ich glaube das nicht, denn des Doktors Stimme klang recht trübselig, und vom Herrn Grafen hat man nicht ein Sterbenswörtchen mehr gehört!"

„Also liegen die Armen noch unter dem Gestein? Ja, Leute, seid Ihr denn des Teufels, daß Ihr nicht sofort mit Hacken und Spaten daran gegangen seid, die Beiden zu befreien! Vorwärts, holt Euch das nöthige Handwerkszeug und dann ohne Zögern an's Werk! Ich folge Euch!"

Wenige Minuten später stand Bruno, selbst mit einer Hacke bewehrt, an der Unglücksstätte. Ihm zur Seite hatte Josepha sich eingefunden, auch bleich vor Schrecken, doch voller Energie die Arbeitenden zu größerem Eifer antreibend.

Die ehemaligen Gefängnißräume lagen unter dem Souterrain auf dem Westflügel des Schlosses. Sie bestanden aus einer langen, gewölbten Halle, an die sich rechts und links kleine Zellen schlossen, die durch kolossal starkes Mauerwerk von einander getrennt waren. Kolossal stark erschien wenigstens dies Mauerwerk, mußte es erscheinen, um so mächtige Rundbogen zu tragen, wie die, welche die Decken der einzelnen Zellen mit einander verbanden. In Wirklichkeit waren, wie sich bei einer späteren genauen Untersuchung herausstellte, die Wände nicht gänzlich ausgemauert, sondern in ihrem Innern vielleicht drei Hände breit hohl; hier befanden sich riesige eiserne Träger, auf welche sich am äußersten Deckenrand gleichfalls eiserne, durch ihr eigenes Schwergewicht

gehaltene Platten stemmten und auf denen nun erst der Bogenbau ruhte. Die gewölbte Decke jeder einzelnen Zelle wurde also allein von den massiven Stützen getragen, und diese selbst waren nur locker in die Erde eingerammt und wurden hauptsächlich durch die starke Ummauerung gehalten. Löste man mehrere Steine derselben aus ihren Fugen, so geriethen die Stützen und damit auch die darauf lagernden eisernen Platten in's Schwanken, und der Deckenbogen brach zusammen. Die Gefängnißräume gehörten mit zu dem ältesten Theile des Schlosses, und in ihrer Bauart zeigte sich charakteristisch das ganze Raffinement der Grausamkeit verflossener Jahrhunderte. Sobald einer der unglücklichen Eingekerkerten den Versuch wagen wollte, die Mauerwand zwecks seiner Befreiung zu durchbrechen, stürzte die Decke über ihm ein und zermalmte ihn unbarmherzig unter ihren gewaltigen Trümmern — aber ihn nur allein, denn die Konstruktion des Ganzen war so kunstvoll, daß jede Zelle gewissermaßen ein Gebäude für sich war, wie eine jede auch eine besondere Decke besaß, die mit den oberen Stockwerken in absolut gar keiner Verbindung stand.

Beim flackernden Scheine der zahlreichen Laternen, die man, um in diesen unterirdischen Räumen genügend Licht zu haben, angezündet, sahen Bruno und Josepha in ein Trümmerchaos hinein, durch das Ratten und Mäuse in angstvoller Verwirrung huschten, weil sie ihre alten Schlupfwinkel verloren hatten. Leichte Kalkwölkchen stiegen hie und da auf, und zeitweise bröckelte sich noch ein durch den Fall gelockertes Stückchen Gestein von einem der Ba-

saltblöcke ab und rollte wie spielend vor die Füße der Beiden.

Der Maler schüttelte den Kopf und warf einen vielsagenden Blick auf Josepha. Es schien ihm unmöglich, daß die Verschütteten noch lebend unter der riesigen Last dieses Steinwalles hervorgezogen werden könnten.

Ohne sich eine Ruhepause zu gönnen, arbeiteten die Leute des Grafen an der Zertheilung und Wegschaffung der Trümmermassen, die den ganzen Raum der kleinen Zelle füllten. Kein Laut ließ sich hören, und jeden Augenblick fürchtete Bruno, daß Balden's und Albertin's Leichen zum Vorschein kommen würden. Doch seltsam! Ueber die Hälfte der Zelle war bereits ausgeräumt worden, und noch war man nicht auf die entseelten Körper gestoßen.

Plötzlich zuckte Josepha zusammen, ihre kleine Hand berührte den Arm des Malers. „Hören Sie!“ sagte sie und winkte dabei den Leuten, einen Augenblick mit der Arbeit inne zu halten.

Ein leiser seufzender Ton ließ sich vernehmen, sehr schwach zwar, aber doch deutlich hörbar.

„Sie leben noch!“ rief Bruno freudig, „vorwärts! vorwärts! Wir müssen uns eilen, die Unglücklichen zu retten!“ Und seine Hacke sauste auf das Gestein herab, und die Spaten der Anderen gruben von Neuem nach den Verschütteten. Die Zelle war bald fast gänzlich von Schutt und Steinen freigelegt worden, nur im Hintergrunde thürmte sich den Arbeitenden noch ein hoher Wall entgegen, die zusammengebrochene Mittelparthie des Bogens.

Jetzt sah Bruno die Möglichkeit einer Rettung für Balben und Albertin ein. Die letzte Rundung der Decke war, was er vorher nicht beachtet, nicht mit dem Uebrigen eingestürzt, weil sie nicht mit dem Bogen zusammenhing, sondern durch große eiserne Krammen besonders gestützt wurde, um hier ein winzig schmales vergittertes Fensterchen anbringen zu können. Unter den Schutz dieser allerdings kaum mannsbreiten Ueberdachung hatten sich die Beiden gerettet und konnten, wenn sie bereits in dem ersten Momente des Einstürzens der Decke sich hieher geflüchtet, möglicherweise ganz ohne Verletzung davon gekommen sein.

Diese stille Hoffnung Bruno's sollte indessen nicht in Erfüllung gehen. Es war ein furchtbares Bild, das sich den Zuschauern bot, als auch der letzte Steinballast zur Seite geräumt worden war. Dicht an die hintere Wand gedrängt gewahrte man die, wie es schien, vollkommen leblosen Gestalten des Grafen und seines Begleiters. Balben war in die Kniee gebrochen, Albertin lag lang ausgestreckt am Boden, das Haupt an die Schulter des Ersteren geneigt. Beider Kleidung war von oben bis unten mit Schmutz und Kalkstaub bedeckt, auf ihren todtbleichen Gesichtern hatten kleine Steinsplitter Wunden gerissen, aus denen das Blut hervordrang, purpurroth tropfte es auch über die rechte Hand des Doktors und rieselte langsam auf den Boden herab.

Auf den Befehl Bruno's war sofort eine Bahre herbeigeschafft worden. Josepha, die muthvoll eine anfängliche Ohnmachtsanwandlung überwunden, ließ Betten und

Kissen durch die Kastellanin besorgen, dann begann man vorsichtig mit dem Transport der beiden Verunglückten. Balden bewegte sich kaum; als aber Wallberg und ein alter Diener den Doktor aufheben wollten, um ihn zur Bahre zu tragen, öffnete dieser die Augen weit und starr und stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus.

Jetzt erst bemerkte Bruno, daß der rechte Arm Albertin's völlig zerschmettert war.

Es waren trübselige Tage, die nun über die Loggenburg kamen. Auf jedem Flügel des Schlosses lag ein Kranker, über den der Todesengel seine verhängnißvollen Kreise zog. Der Kastellan hatte auf Anrathen Bruno's neben dem in der nächstliegenden Stadt wohnenden Kreisphysikus zwei tüchtige Aerzte aus Breslau kommen lassen, die sich vollkommen auf der Loggenburg einlogirt hatten, weil der Zustand beider Kranken eine beständige Ueberwachung nothwendig machte. Der Kastellan hatte auch dem Neffen und präsumtiven Erben des Grafen, dem Lieutenant v. Ostram-Balden, Mittheilung von dem bedenklichen Zustande seines Oheims gemacht; der junge Herr befand sich aber zur Zeit gerade im Manöver und schrieb nur kurz zurück, daß er Urlaub nehmen würde, sobald er abkommen könne.

Nachdem Albertin der schwer verwundete Arm amputirt worden, begann allmählig eine Besserung in seinem Befinden einzutreten. Nicht so bei dem Grafen. Er war, abgesehen von einigen Hautabschürfungen, gar nicht verletzt worden; dagegen hatten ihm Schrecken und Aufregung ein hitziges Nervenfieber zugezogen, das nach Meinung

der Aerzte bei einem so alten Manne aller Wahrscheinlichkeit nach eine schlimme Wendung nehmen mußte.

Josepha und Bruno waren unermüdlich thätig in der Pflege des Greises. Die eigenthümliche Verkettung der Umstände hatte Beide näher gebracht, als es täglicher gesellschaftlicher Verkehr im Stande gewesen wäre. Der Maler fand in Josepha ein junges Menschenkind, dem früher Kummer wohl einen reiferen und klareren Blick für alle Verhältnisse des Lebens gegeben, doch nicht die Harmlosigkeit der Seele geraubt hatte. Das Mädchen dagegen sah in Bruno einen Mann, der mit hoher äußerer Begabung edle und gute Charaktereigenschaften paarte.

Wallberg hatte längst den ihm von Grafen Balben gewordenen Auftrag beendet; der Graf selbst aber hatte den Maler gebeten, noch länger auf der Loggenburg zu bleiben, und Bruno war dieser Aufforderung nur zu gern nachgekommen. Es gab während der Krankheit Balben's Stunden, ja ganze Tage, in denen er sich völlig wohl fühlte; das Fieber mit seinen häßlichen Träumen und seinen Delirien war dann von ihm gewichen, er lag ruhig athmend in seinen Kissen und liebte es, wenn Bruno und Josepha an seinem Lager Platz nahmen und sich mit ihm unterhielten. Das schreckliche Ereigniß in den alten Kerkerräumen und seine Folgen waren nicht ohne Einfluß auf den Greis geblieben. Es war eine förmliche Verwandlung in ihm vorgegangen, so daß auch Josepha sich mit mehr Sympathie zu ihm hingezogen fühlte. Diese Verwandlung prägte sich selbst in seinen Zügen aus; sie hatten das Scharfe, Boshafte verloren und ließen nunmehr erkennen, daß der Graf einst

in seiner Jugend ein Mann von hervorragender Schönheit gewesen sein mußte.

In einer dieser Stunden halber Rekonvalescenz, die leider nie anhaltend waren, oft aber schroff mit einem Rückfall endeten, war Balden besonders weich gestimmt. Ob er des Todes Fittiche rauschen hörte, und das Nahen der Ewigkeit ihm das Herz erschloß? Er bat Wallberg, ihm aus dem Geheimfache seines Arbeitstisches, dessen Schlüssel er ihm übergab, jene rothe Saffianmappe zu bringen, in welcher er, wie wir wissen, die auf das verschwundene Langersdorf'sche Erbe bezüglichen Dokumente bewahrte. Balden hatte Bruno oder Josepha gegenüber nie darüber gesprochen, welche Veranlassung dem Einsturz des Rundbogens in den Kellergewölben zu Grunde gelegen, heute zum ersten Male geschah es. Der Graf erzählte den erstaunt Lauschenden, wie ihm der Zufall eine alte Hausbibel aus dem Besitze der früheren Herren der Loggenburg in die Hand gespielt und wie er zwischen dessen Deckeln jenes Dokument Ottokar Wedig's v. Langersdorf, des Urgroßvaters Josepha's und gleichzeitig vertrautesten Freundes des bei Döbbelin gebliebenen Urgroßvaters Wallberg's, gefunden habe. Er schilderte ferner, wie genaue Nachforschungen unter den Langersdorf'schen Papieren ihn davon überzeugt hätten, daß der Schatz, auf den das Dokument Bezug nahm, noch nicht aufgefunden worden sei, und daß er deshalb mit Hilfe Albertin's die Nachgrabungen nach demselben mit allem Eifer in's Werk gesetzt habe, bis ihn und jenen dabei das Unheil getroffen.

Mit nicht geringerer Aufmerksamkeit als Bruno, der

nie daran gedacht hätte, daß der Geschlechtsname seiner verstorbenen Mutter auch zu den einstigen Besitzern der Loggenburg in so naher Beziehung gestanden, hatte Josepha der Erzählung des Grafen zugehört. Bei der Erwähnung und Schilderung jenes geheimnißvollen Koffers, die Balben aus dem Bekenntniß Ottokar Wedig's vom 8. Oktober 1806 vorlas, war sie zusammengezuckt, und eine dunkle Gluth hatte ihre Wangen gefärbt; jetzt, nachdem der Graf seine Geschichte beendet, nahm sie schüchtern das Wort.

„Ich glaube, Herr Graf," begann sie fast zögernd, da sie fürchtete, ihre Worte würden den Kranken von Neuem in Aufregung versetzen, „daß sich unter der Hinterlassenschaft meiner Urgroßmutter ein Seehundsfellkoffer befindet, auf den die Beschreibung in jenem Dokument allenfalls passen könnte. Ich habe immer Interesse für diese alten Sachen gehegt und fand den Koffer hinter einer geheimen Thüre, die ich neben dem Kamin in dem ehemaligen Schlafzimmer meiner Urgroßmama entdeckte."

Balben's Augen erweiterten sich, zwei zirkelrunde rothe Flecken traten auf seine hageren Wangen.

„Und der Koffer war leer, Josepha," fragte er fliegenden Athems, „Sie fanden nichts in demselben — gar nichts?"

„Nichts!" entgegnete Josepha fest, „der Koffer war gänzlich leer!"

Einige Minuten hindurch schwieg der Graf, nur seine kranke Brust arbeitete. Endlich begann er mit leiser Stimme: „Josepha, Wallberg! Ihr würdet mir einen

großen Dienst erweisen, wolltet Ihr den alten Koffer in mein Zimmer schaffen lassen! Ich habe mich um seinetwillen in Todesgefahr gestürzt — ich will den elenden Kasten wenigstens sehen!"

Bruno versuchte einige Einwendungen; er fürchtete mit Josepha, daß die Erregung dem Grafen schaden würde, Balden wehrte aber energisch ab und bestand auf seinem Vorsatz. So verließen denn die Beiden das Krankenzimmer, um sich nach dem anderen Schloßflügel zu begeben, Josepha wollte nicht, daß ein Diener sie begleite, da sie nicht wünschte, daß profane Hände in dem Erbe ihrer Großmutter herumwühlten.

Das Schlafgemach der einstigen Schloßherrin bildete die westliche Ecke an der Hinterfront der Loggenburg. Als Bruno in dieses Zimmer trat, blieb er einen Augenblick wie betäubt stehen. Ein scharfer Duft von Veilchen und Lavendel schlug ihm entgegen und umfing beinahe seine Sinne. Vor den Fenstern waren die Gardinen aus schwerem gelben Damast fest zugezogen, und so lag tiefer Dämmer über allen Gegenständen. Nur mühsam, ehe sich der Blick an dieses Halblicht gewöhnte, konnte Bruno sehen, daß rechts von ihm ein Himmelbett von kolossalen Umrissen aufstieg, dessen Baldachin vergoldete Amoretten trugen. Auf geschwungenen Holzständern hing eine große Anzahl weiblicher Kostüme. Verblichene Oelgemälde schauten von den Wänden herab, zwischendurch lugte ein Stückchen thonbrauner Sammttapete, und auf dem Sims über dem mächtigen Kamin aus hellem Marmor standen alte Vasen mit zerblätterten künstlichen Bouquets darinnen.

Rechts von diesem Kamin, in dem halb mannshohen Eichenholzgetäfel fügte sich die geheime Thüre ein, von der Josepha gesprochen hatte. Das Mädchen drückte auf einen fast unsichtbaren Knopf, der durch ein Epheublatt der in das Getäfel eingeschnitzten Guirlande versteckt wurde, und die kleine Pforte sprang auf. Der hohle Raum, der dahinter lag, war nur niedrig und mochte ursprünglich zur Aufbewahrung von Gold und Werthsachen gedient haben; er genügte aber, um das Köfferchen aus Seehundsfell zu verbergen, das in demselben stand und das Josepha jetzt mit einem tiefen Athemzuge hervorzog.

„So, Herr Wallberg," sagte sie, „nun helfen Sie mir, bitte, die Gardinen ein wenig öffnen — es ist ja unheimlich finster im Zimmer!"

Bruno sprang hinzu. Josepha stellte sich auf die Fußspitzen, um den Ring zu erfassen, der an der seidenen Schnur hing, die das Aufziehen der Fensterportièren ermöglichte; dabei glitt sie auf dem blanken Parquet aus und sank mit einem leichten Aufschrei hintenüber — in die Arme des Malers. Sie fühlte, daß dieser sie an seine Brust drückte — und da kam es über sie in unendlicher Wonne.

„Josepha — Josepha! Wie liebe ich Dich!" flüsterte Bruno, und sie wehrte ihm nicht, als seine Lippen die ihren berührten. Sie liebte ihn ja auch — sie gestand es sich jubelnden Herzens in diesem Moment, was sie bisher keusch zurückgedrängt hatte.

Mitternacht war vorüber. In Tücher und Decken gehüllt saß Graf Balben in seinem hohen Lehnstuhl am

Arbeitstische und schrieb. Er hatte noch spät am Abend nach seinem alten Diener gerufen und diesem befohlen, ihn aus dem Bette zu heben und ankleiden zu helfen. Der Alte hatte dagegen protestirt und sich auf die Anweisungen der Aerzte berufen, Balben war aber über diese Weigerung in eine so hochgradige Erregung gerathen, daß der Diener, das Schlimmste befürchtend, schließlich doch seinen Willen erfüllte.

Auf dem Schreibtische brannte die Lampe und warf einen hellen Schein auf die Gegenstände ringsum. Dicht neben dem Sessel des Grafen stand der verhängnißvolle Koffer aus Seehundsfell — doch, wie schaute die unschuldige Ursache so vieler Verwickelungen aus! Der weißgraue zottige Ueberzug war abgetrennt worden und hing in Fetzen herunter, der ganze Deckel war zertrümmert, ebenso die rechte Seitenwand. Das Instrument, mit dem diese Zerstörung vor sich gegangen, eine Axt, lehnte noch am Fuße des Arbeitsstuhles.

Der Graf war emsig mit Schreiben beschäftigt, Bücher, Hefte, Briefe und alte Dokumente lagen vor ihm ausgebreitet. Das Antlitz des Greises war zwar gegenwärtig geröthet von körperlicher und geistiger Anstrengung, diese Farbe trug aber nur dazu bei, den hippokratischen Zug um die Mundwinkel noch schärfer hervortreten zu lassen.

Plötzlich hielt der Graf im Schreiben inne und horchte auf. Ihm war, als habe es deutlich an die Thüre gepocht — jetzt wieder! Wer wollte zu so später Stunde zu ihm, dem Einsamen? Ein leises Frösteln überlief den alten Mann, dennoch fragte er mit fester Stimme: „Wer ist da?“

Die Thüre öffnete sich, und eine hohe, schwarze Gestalt

trat ein. Geisterhaft bleich war das hagere, von dunklem Barte umrahmte Gesicht, aber es glitt darüber ein grinsender Zug, der ihm jede Spur des Leidens nahm. Der rechte Aermel des langen Rockes, den der Eintretende trug, hing schlaff hernieder — der Arm fehlte!

Graf Balben starrte den Ankömmling an. „Doktor Albertin!“ rief er aus, „ist es möglich? Sie sind es?“

Der Doktor verbeugte sich spöttisch. „Ich bin so frei,“ entgegnete er nähertretend; „ich hörte von Franz, Ihrem Diener, daß Sie gewillt seien, die Nacht durchzuarbeiten und sich jeden Einwand von Seiten der Aerzte verbeten hätten — hörte auch, daß Sie sich durch Fräulein v. Langersdorf einen gewissen Koffer in Ihr Zimmer schaffen ließen, und das Alles interessirte mich so, daß ich beschloß, Sie zu besuchen. Baronesse Josepha scheint also glücklicher gewesen zu sein, als wir! Sie hätte mir den Armbruch, Ihnen“ — der Blick des Doktors flog scharf zu dem Grafen herüber — „Ihnen noch mehr ersparen können!“

Albertin's Stimme klang kalt, herzlos und boshaft. Trotzdem Balben diese Art nicht von dem Doktor gewöhnt war, achtete er doch nicht darauf. Er winkte ihm, Platz zu nehmen, dann sagte er gedämpften Tones: „Darf ich Sie daran erinnern, Doktor, in welchen Worten sich die Lebensweisheit eines der berühmtesten Thäurgen des Mittelalters, des Kapuziners Ammonianus, konzentrirte? Alles um ein Nichts, und er hatte Recht, der Alte! Ich stehe am Ausgang meines Daseins und will nicht mehr mit Ihnen philosophiren darüber, ob das Leben überhaupt seiner Kämpfe werth ist, ich bin mir nur klar darüber,

daß die höchste Weisheit in dem Bewußtsein der Nichtigkeit alles Irdischen gipfelt. Nicht lange währt's mehr, da liege ich starr und todt drüben in den Kissen — wer wird an meiner Leiche weinen? Herbert, mein Neffe, auf den ich die ganze Liebe übertrug, der mein Herz fähig war, er fand nicht einmal Zeit, dem sterbenskranken Oheim zum letzten Male die Hand zu drücken. Und für ihn, für ihn wäre ich fast zum Diebe geworden! — Ich hätte Sie gern als Gehilfen bei meinen Studien gewonnen, Doktor, das war der Grund, der mich bewog, Sie in das Geheimniß der Loggenburg einzuweihen. Ich versprach Ihnen schriftlich einen Theil der Langersdorf'schen Erbschaft für den Fall, daß wir den Schatz heben sollten, das Uebrige beabsichtigte ich Herbert zuzuwenden. Offen und ehrlich gestehe ich das Schmachvolle ein: ich habe nie daran gedacht, der eigentlichen Besitzerin des Vermögens auch nur ein einziges Goldstück ihres rechtmäßigen Eigenthums zu überlassen! Mein Plan ist mißglückt — Josepha, die letzte Langersdorf, sollte Diejenige sein, der allein das Versteck jenes verhängnißvollen Koffers bekannt war — der Plan ist mißglückt, er kostet Ihnen den Arm, mir das Leben; sagen Sie, Doktor, hat der alte Ammonianus nicht Recht, wenn er von dem Ringen des Daseins meint: ‚Alles, Alles um ein Nichts'!"

Albertin schwieg eine Weile; er neigte den Kopf hin und her, während seine Augen sich fest auf die zerstreuten Trümmer des Koffers hefteten, als suchten sie dort etwas. Seine Seele bewegte Anderes, er hörte kaum auf die Worte des Grafen.

„Und hat sich wirklich nicht ein Stück, ein winziges Stückchen des ganzen Vermögens, nicht ein Juwel, eine Münze mehr vorgefunden?“ fragte er endlich.

Balben lächelte verächtlich und reichte dem Doktor das wasserfleckige, vergilbte Schreiben, das vor ihm lag.

„Lesen Sie,“ sagte er dabei, „ich ließ den alten Kasten zerschlagen, weil eine innere Ahnung mir zuflüsterte, daß er doch des Räthsels Lösung enthalten würde, und ich habe mich nicht getäuscht. Lesen Sie!“

Der Doktor rückte die Lampe näher an sich heran und vertiefte sich in das Scriptum. Es waren große, krause Buchstaben, die an seinem Auge vorübertanzten, kecke Schriftzüge, die sich quer über das Papier zogen, ohne Rücksicht auf die feinen Wasserlinien, mit denen der Bogen durchzogen war. Das Schreiben lautete:

„Beati possidentes! Die Thatsache des Besitzes allein gibt nach dem alten römischen Recht, dem Urquell der Gesetzbücher fast aller Nationen, gewisse Vorrechte, selbst wenn dieser Besitz nicht auf dem Wege ehrlicher Arbeit erworben worden ist. Was ich habe, ist mein Eigenthum, bis die Streitbarmachung zu meinen Ungunsten entschieden hat. Nun gut! Nicht umsonst habe ich, der ich als Erster dieses memoria unterzeichnet, hinter den Pandekten geschwitzt; nicht umsonst habe ich mich in die Geheimnisse der jurisprudentia versenkt, und auf der alma mater in Wratislavia mir die ersten Sporen verdient. Wenn auch die Breslauer Kommilitonen mich den Bummeljago nannten, das alte römische Recht sitzt mir im Kopfe und ich handle danach. Diejenigen mögen sich's merken, die da glauben,

einem lustigen Kerl von meinem Schlage Kappzäume und Bandagen anlegen zu müssen, Diejenigen, die den goldenen Inhalt dieses Koffers knauserig in geheimen Schränken verbargen, statt damit einer fidelen Seele den Adlerflug zu erleichtern, Diejenigen, die mich karg und knapp hielten und damit die Schlinge der Manichäer um meinen Nacken zuziehen halfen! Ad rem! Wir, die Endesunterschriebenen, wir, Reichsgraf und Reichsbaron, wir, die Unzertrennlichen am Kneiptisch und in der Aula, Orest und Pylades, sind des Studirens, des Durstens, des Schuldenmachens und des alten Europa's müde. Wir gingen längst mit der Absicht um, jenseit des Meeres, wo man noch junge Kräfte braucht und Talente verwerthen kann, uns ein angenehmeres Leben zu verschaffen, bis dato fehlte uns nur der nervus rerum: das nöthige Geld. Ich, Jago, wäre vom Loggenburger Onkel an die frische Luft befördert worden, hätte ich ihm meine Pläne offenbart, und Arthur würde bei der gleichen Veranlassung von seinem geizigen Herrn Vater, dem Balbenburger Grafen, in's Irrenhaus gesperrt worden sein. Da konnte nur der Zufall als Glücksengel und das jus romanum als Gewissensbeschwichtiger helfen. Und sie halfen auch beide! — Ich weiß nicht, ob die zwölftausend Dukaten, die wir in dem graubraunen Koffer des Geheimnißschrankes fanden, als wir uns in Abwesenheit des gestrengen Herrn Oheims und seiner Gemahlin den Spaß machten, die ganze Loggenburg zu durchstöbern, die Sparpfennige der Frau Tante sind, weiß auch nicht, ob das Geschmeide dazu bestimmt, ihren schönen Hals und ihre zarten Handgelenke zu umschließen,

ich weiß nur, daß das Eine oder Andere mir doch dereinst in der Erbschaft zufallen wird, und daß ich nach dem römischen jus demgemäß Anrecht auf das Gefundene habe. Beati possidentes! Nur der Besitz macht glücklich — vielleicht bessert er uns auch, und dann, gnädige Frau Tante, haben Ihre Juwelen die beste Anwendung gefunden.

Wir nähen diesen letzten Scheidegruß an das morsche Europa in den Ueberzug des Koffers ein und stellen es dem Zufall anheim, ihn an das Tageslicht zu fördern.

Geschrieben Nachts zwischen ein und zwei Uhr am 3. Julius 1837.

Jago Freiherr v. Langersdorf.
Arthur Graf Balben."

Doktor Albertin schleuderte das Papier auf den Tisch zurück. Ein grimmiger Zug lag zwischen seinen zusammengezogenen Augenbrauen.

„Wollen Sie die Güte haben, mir näher zu erklären, welche Bewandtniß es mit diesem adeligen Scherze hat?"

„Sehr gern," entgegnete der Graf ruhig, „es bedarf nur weniger Worte. Während die Nachfolger Ottokar Wedig's v. Langersdorf sich alle Mühe gaben, den verschwundenen Hausschatz wieder aufzufinden, von dem nach dem urplötzlich erfolgten Tode Wedig's Niemand wußte, ob er von den Franzosen geraubt worden sei, oder wirklich noch existire, waren zwei verdorbene Burschen längst hinter das Geheimniß gekommen. Ich entsinne mich sehr wohl noch der mächtigen Erregung, welche das Verschwinden Jago's und Arthur's in den beiderseitigen Familien her-

vorrief. Arthur war mein um zwölf Jahre älterer Bruder, ein nicht minder liederlicher, verbummelter Mensch, als sein Busenfreund Langersdorf, der Brudersohn jenes Friedrich v. Langersdorf, dessen Tagebuch vom Jahre 1831 uns in die Hände gefallen ist. Beide studirten in Breslau, das heißt, sie sollten studiren, denn in Wahrheit sahen sie das Corpus juris nicht einmal an. Im Juli 1837 war Jago wie gewöhnlich zur Sommerfrische auf der Loggenburg, während sein Oheim und dessen junge, schöne Gemahlin, eine geborene Brockendorff, noch im Bade weilten; Arthur hatte ihn begleitet und hier gleichfalls einige Tage Station gemacht. Wie die beiden Studenten die geheime Thüre im Schlafgemach entdeckt haben, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben, wahrscheinlich jedoch durch denselben Zufall, der Josepha sie finden ließ. Jedenfalls hatten die Burschen keine Ahnung, daß der aufgefundene Schatz ein langgesuchtes Geheimniß der Loggenburg sei, ebenso wie keine Seele vermuthen konnte, daß die Flüchtlinge mit den Dukaten und Diamanten des alten Ottokar Wedig das Weite suchen würden. Von Bremen aus schrieben Beide kurze Briefe an ihre Eltern, in denen sie diese von ihrem Vorhaben, die neue Welt aufzusuchen, unterrichteten. Mein Bruder Arthur fiel später im bolivianischen Bürgerkriege als Freiwilliger, Jago v. Langersdorf blieb verschollen; man glaubt, daß er in der gleichen Campagne sein Leben verloren hat."

Doktor Albertin blickte finster vor sich hin. „Das ist allerdings eine Lösung des Knotens, wie ich sie nicht erwartet habe," sagte er dumpf. „Interessant ist mir nur

die Thatsache, daß es doch ein Balben war, dem das Vermögen der Langersdorfs, zum Theil wenigstens, zugefallen ist! Das ‚Alles um ein Nichts‘, Ihres alten Kapuziners Weisheit, konnte in der That keine bessere Illustration finden, als wir sie liefern. Mit dem rechten Arm, den die Aerzte mir nahmen, ist mir ein gut Stück meiner Arbeitskraft verloren gegangen; ich würde aber auch darüber nicht klagen und mit der linken Hand schreiben lernen, dürfte ich mir sagen, daß das, was ich für diesen Verlust gewonnen, mehr wäre, als das absolute Nichts!“

Es glitt etwas wie Bedauern über das Antlitz des Grafen. „Wäre ich Millionär, lieber Doktor,“ entgegnete er, „und hätte ich keine Verpflichtungen irgend einem Menschen gegenüber, ich würde im gegenwärtigen Moment nicht zögern, Ihnen die Hälfte dieser Million als schwache Entschädigung dafür anzubieten, daß ich mitschuldig bin an Ihrem schweren Verluste. Ich stehe im Begriffe, meine letzten Verfügungen zu treffen — hier sehen Sie die diesbezüglichen Notizen. Groß-Balbenburg, mein Gut in der Ober-Lausitz, erhält Herbert v. Ostram, die Loggenburg geht in den Besitz Josepha v. Langersdorf's zurück, die in ihrem Eigenthum bereits durch einen meines Geschlechts geschädigt wurde und der ich Genugthuung zu leisten habe; von meinem geringen Baarvermögen soll ein Theil zur Bezahlung der Schulden meines Neffen verwendet werden, der andere Theil gehört zur Hälfte Ihnen, Doktor, zur Hälfte dem Maler Bruno Wallberg. Das Schicksal hat es gefügt, daß ich auch Demjenigen nahe treten

durfte, zu dessen Mutter ich einst eine heiße, wenn auch aussichtslose Jugendneigung hatte, und dessen Großvater ich stillschweigend von der heimathlichen Scholle stoßen sah, trotzdem ich als sein Freund in damaliger Zeit wohl in der Lage gewesen wäre, dies zu verhindern."

Albertin hatte während der letzten Worte des Grafen ein Papier aus der Rocktasche geholt und legte es nun auf den Tisch, die Linke darauf stützend.

„Herr Graf," sagte er festen Tones, „ich danke Ihnen zwar herzlichst für die Güte, mit der Sie meiner in Ihrem Testamente gedacht, aber ich würde gern auf die mir vermachte Summe zu Gunsten eines Anderen verzichten, wollten Sie mir dafür eine größere Liebe erweisen. Geld lockt mich nicht; ich habe selbst einiges Vermögen und verschmähe den Reichthum. Das Einzige, was mir des Besitzes werth erscheint, ist jenes Mädchen, das zum ersten Male in meinem Herzen die Liebe erweckt hat, eine große, heiße, verzehrende Liebe, gegen die selbst meine Besonnenheit nicht Stand hält. Ob sie mich je wieder lieben wird — ich weiß es nicht! Ich fühle aber, daß ich nicht existiren kann, daß meinem Leben künftighin auch die letzte Stütze fehlen wird, wird sie nicht mein. Ich ahne, Herr Graf, was Sie, außer vielleicht der persönlichen Freundschaft zu mir, bewogen hat, in Ihrem Testamente auch meiner zu gedenken. Sie gaben mir in unvorsichtiger Stunde einen Schein, in welchem Sie ohne Weiteres über den Loggenburger Hausschatz verfügten, falls er gefunden werden sollte. Die seltsamen Vorgänge der letzten Wochen haben eine naturgemäße Aenderung in Ihnen hervorgeru-

sen, Sie wünschen, jener kompromittirende Schein existirte nicht mehr, Sie bedauern, daß Sie ihn mir gegeben! Nun wohl, Herr Graf, ich stelle Ihnen denselben mit Vergnügen zurück und leiste zugleich Verzicht auf die in Aussicht stehende Erbschaft, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß sie, die ich liebe, meine Gattin wird. Ihr Wort wird schwer zu meinen Gunsten in die Wage fallen — ich begehre Josepha, Ihre Mündel, zum Weibe!"

Balben's graues Haupt war an die Stuhllehne zurückgesunken, sein halb erloschenes Auge ruhte mitleidsvoll auf dem Doktor.

„Armer Freund," entgegnete er, „auch diese Hoffnung soll zu nichts zerrinnen! Vor wenigen Stunden war Wallberg bei mir, um mir als dem Vormunde mitzutheilen, daß er sich mit Josepha verlobt habe!"

Albertin war aufgesprungen, aber es sah aus, als wolle er im nächsten Moment wieder zusammenbrechen.

„Ist das Wahrheit, Graf Balben?" rief er mit erstickter Stimme.

„Es ist die Wahrheit."

Die flache Hand Albertin's schlug so gewaltig auf den Tisch, daß die Lampe klirrte. Jeder Tropfen Blut war aus des Doktors Antlitz gewichen, sein Auge glühte.

„Also wirklich Alles um ein Nichts — Alles!" murmelte seine zuckende Lippe. Dann wandte er sich und schritt wankend, ohne Gruß, ohne noch ein Wort zu sprechen, zur Thüre hinaus. —

Es war etwa drei Uhr Morgens, als Franz, der

Diener, und Schulz, der Kastellan, durch ein heftiges Klingeln in das Zimmer des Grafen Balben berufen wurden. Der alte Herr lag zuckend in seinen Kissen — der gewöhnliche Rückfall war eingetreten.

„Die Aerzte!“ keuchte er mühsam, „dann soll der Reitknecht unverzüglich nach der Stadt, den Rechtsanwalt zu holen — es geht zu Ende!“ —

Draußen dämmerte trüb und bleich der Morgen empor. Er huschte in grauen Schatten durch das große Gemach, in dem noch die Lampe brannte, müde und flackernd, wie das Lebenslicht des Greises, der drüben auf seinem Lager mit dem Tode rang.

Auf der Schloßrampe stand eine offene Kalesche, in die soeben ein großer Herr in dunklem Reisemantel stieg. Als der Wagen durch das Thor bog, neben dem angstbleich vor Aufregung mit abgezogenem Käppchen der alte Parkhüter wartete, wandte der Herr sich noch einmal um und warf einen letzten Blick auf die in den Dämmer ragenden Thürme der Loggenburg.

Doktor Albertin fuhr nach dem Bahnhofe, um mit dem Morgenzuge nach Berlin zurückzukehren.

Nach den Schneestürmen des Winters und den Thauergüssen und unbehaglichen Regentagen des ersten Frühjahrs war ein wonniger Maimond über das Land gezogen. Hell blauete wieder der Himmel über dem alten schlesischen Rittersitz, der Flieder duftete an der Parkmauer, überall grünte und blühte es, wohin das Auge reichte.

Auf der Westfront der Loggenburg standen drei Fen-

ster weit offen, so daß die würzig laue Luft in vollen Schwingungen durch das hohe Gemach rauschen konnte. Vom mittleren Balkone aus, über dessen zierliches Eisengeländer hellgrüne Schlingpflanzen klommen, schaute ein junges Paar in die Landschaft hinein. Gerade unten lag der Park mit seinen uralten Linden und Ulmen, deren Kronen im Lenzesschmucke prangten, in der Ferne zog sich in tiefdunklen Linien der Wald hin, und dazwischen hervor, auf den Abhängen des Schloßberges, glänzten in lichterem Grün die jungen Schößlinge der Schonung.

„Wie glücklich bin ich, daß ich Dich wieder habe, Du Lieber!" sagte Josepha und lehnte ihr blondes Haupt an die Schulter des Gatten, der erst vor einer Stunde von einem mehrtägigen Aufenthalt in der Hauptstadt zurückgekehrt war, wo er die Aufstellung einiger Bilder von seiner Hand in der Kunstakademie persönlich überwacht hatte; „es ist so schön auf unserer einsamen Höhe gerade in diesen Tagen — aber mir fehlt der wahre Genuß für alle die Wunder der Natur, wenn ich Dich nicht bei mir habe!"

Wallberg lächelte und preßte beglückt sein junges Weib fester an die Brust.

„Glaubst Du, Kind," entgegnete er, „mich zöge etwas Anderes als die Pflicht dann und wann nach der Residenz zurück? Hier habe ich ein freundliches Heim, in dem ich ungestört schaffen und wirken kann, drüben, im großstädtischen Getriebe, tritt mir nichts entgegen als Neid, Eifersucht, Intrigue und Spekulation, als all' der trübe Schaum, den das rastlose Streben nach Gewinn immer an die

Oberfläche des Lebens treibt. Auch wir streben und ringen ja innerhalb unseres Kreises — aber wie traurig wäre es, wenn wir kein höheres Resultat zu erzielen vermöchten, als den rein materiellen Erfolg, der vom Standpunkt des wahrhaft Edlen schließlich doch wenig mehr bedeutet als — nichts! ... Doch, meine Worte stimmen Dich ernst, Herzchen, das will ich nicht! Laß Dir etwas Interessantes erzählen, eine Neuigkeit, die einen einstigen Bekannten betrifft. Doktor Albertin, dem ich nachrühmen hörte, daß er sich in wissenschaftlicher Beziehung hervorragend auszeichnet, ist einem japanischen Prinzen, dessen Heranbildung ihm in Berlin anvertraut worden, nach Tokio gefolgt. Er wird Carrière machen, und ich gönne es ihm trotz der geringen Sympathien, die ich ihm einst entgegenbrachte." ...

Während das glückliche Paar oben weiter plauderte, und sich in Erinnerungen versenkte, standen unten vor der Rampe der Kastellan und der Parkhüter mit ihren faltigen Gesichtern und sprachen gleichfalls von der Vergangenheit.

„Ja, ja, Neubert," meinte der alte Schulz und nickte dazu mit dem greisen Kopfe, „hättest Dir freilich nicht träumen lassen, daß der junge Herr, dem Du damals so grob gekommen bist, Besitzer der Loggenburg werden könnte! Aber wie man's nicht denkt, so kommt's gewöhnlich — und schließlich ist es uns Allen zum Besten gewesen!"

Der Parkhüter zog zuerst die Stirne kraus und machte eine nachdenkliche Miene — aber dann nickte auch er.

Schicksale eines Forschers.

Mitgetheilt

von

Florian Greif.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Maimonat des Jahres 1798, als ein junger Deutscher, von den hochfliegendsten Plänen beseelt, in Paris seinen Einzug hielt. Derselbe besaß eine gediegene wissenschaftliche Bildung und war nun ausgezogen, um die Welt zu sehen und ferne Länder kennen zu lernen. Durch Empfehlungsbriefe in die Häuser mehrerer berühmten Gelehrten eingeführt, machte der wissensdurstige Jüngling manche werthvolle Bekanntschaft und fand die reichste Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern und zu vervollständigen. Eines Tages war er im Begriffe, einem Professor seinen Besuch zu machen, als er einen anderen jungen Mann, der ihm durch eine grüne Botanisirtrommel auffiel, die er an einem Bande über dem Rücken hängen hatte, das Haus verlassen sah. Das erregte die Neugier des jungen Deutschen dermaßen, daß er stehen blieb und durch eine gleichgiltige Frage ein Gespräch mit dem Unbekannten anzuknüpfen suchte. Der Angeredete, ein junger Franzose, antwortete mit aller seiner Nation eigenthümlichen Höflichkeit, und als Jener, auf die Botanisirtrommel deutend, die Bemer-

kung hinwarf, daß ihn dieser Gegenstand auf's Lebhafteste interessire, indem die Naturwissenschaft sein spezielles Fach sei, da verklärte sich das Antlitz des jungen Franzosen. Er erwiederte, daß sie Beide alsdann Collegen seien, und während er zuvorkommend die Trommel öffnete, um deren Inhalt — ein paar seltene Pflanzen — hervorzuholen, stellte er sich zugleich seinem Gegenüber vor:

„Aimé Bonpland aus La Rochelle, Chirurg meines Zeichens und Botaniker aus besonderer Liebhaberei."

„Und mein Name ist Alexander v. Humboldt," erwiederte der Andere, „ich komme aus Deutschland —"

„Was ich sofort an Ihrer Aussprache des Französischen merkte," warf Bonpland freundlich lächelnd ein, „übrigens sprechen Sie dasselbe mit einer bei Ausländern seltenen Korrektheit."

„Sehr schmeichelhaft! Ich werde nicht versäumen, während meines Aufenthaltes in Paris mich darin nach Möglichkeit zu vervollkommnen, und sollte mir das Glück zu Theil werden, die Bekanntschaft mit Ihnen, mein Herr, fortsetzen zu dürfen, so zweifle ich nicht, daß meine Ausbildung reichen Gewinn ziehen würde."

Dieses Kompliment verfehlte seine Wirkung nicht. Der Franzose hieß das Anerbieten des Deutschen zur Anknüpfung einer näheren Bekanntschaft freudig willkommen, Beide kamen überein, sich in einem nahen Kaffeehaus am Abend zu treffen und dort die Unterhaltung fortzusetzen, und damit war ein Freundschaftsbund geschlossen, dessen wissenschaftliche Früchte der ganzen gebildeten Welt zugute kommen sollten.

Alexander v. Humboldt's Bedeutung für die Naturwissenschaft ist allbekannt, weniger diejenige seines Freundes und treuen Reisebegleiters Aimé Bonpland, und daher mag es gestattet sein, das auch sonst durch seltsame Abenteuer ausgezeichnete Leben dieses Mannes hier etwas näher zu betrachten.

Zur Zeit der eben geschilderten ersten Begegnung mit Humboldt war Bonpland 25 Jahre alt, vier Jahre jünger als dieser. Dem Berufe seines Vaters folgend, hatte er sich dem Studium der Arzneikunde gewidmet und als 20jähriger Jüngling bereits in der Eigenschaft eines Wundarztes an Bord einer Fregatte der Republik Frankreich, die im atlantischen Meere gegen die Engländer kreuzte, kurzen Seedienst gethan. Jetzt war er zur Vollendung seiner Studien nach Paris zurückgekehrt. Da er als wissenschaftlich ebenso begabter als strebsamer Mann bekannt war und in der Botanik bereits als eine gewisse Autorität galt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die tonangebenden Persönlichkeiten sich seiner erinnerten, als man sich mit dem Plane einer großen Weltumsegelung trug, welche von der Regierung beschlossen, vom Nationalmuseum ausgerüstet und vom Kapitän Baudin geführt werden sollte. Bonpland war dazu ausersehen, als Botaniker sich dieser Expedition anzuschließen.

Humboldt, dessen Bekanntschaft Bonpland gerade damals machte, als dieser Reiseplan entworfen wurde, entbrannte natürlich in heller Begeisterung für dieses Projekt, und sein neugewonnener Freund wußte es zu vermitteln,

daß dem jungen Deutschen gestattet werden sollte, an dieser Fahrt Theil zu nehmen. Allein nach Monate langem vergeblichen Harren zerschlug sich das Vorhaben, und die beiden jungen Naturforscher, welche bereits alle Vorbereitungen dazu getroffen hatten, sahen sich um ihre schönste Hoffnung betrogen. So leicht jedoch ließen sie sich von ihrem Lieblingsplane nicht abbringen. Bonpland freilich war mittellos, Humboldt aber im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das ihm erlaubte, auch auf eigene Faust eine kostspielige Reise in's Werk zu setzen, und dazu war Letzterer rasch entschlossen. Die wenigen Monate seines Aufenthaltes in Paris hatten aber genügt, ihn mit so inniger Freundschaft an Bonpland zu fesseln, daß er nur noch in dessen Gesellschaft zu reisen sich entschied.

Das noch wenig erforschte tropische Amerika wurde zum Zielpunkt erwählt. Durch Humboldt's ausgedehnte Verbindungen mit einflußreichen Persönlichkeiten gelang es ihm, dem König von Spanien vorgestellt zu werden und diesen für seinen Plan so zu interessiren, daß ihm gestattet wurde, ohne irgend welche Beschränkung alle spanischen Ländergebiete in Amerika und dem indischen Ocean (Marianen und Philippinen) besuchen und durchforschen zu dürfen; gleichzeitig erhielten alle Behörden offizielle Befehle, das Interesse der Reisenden möglichst zu fördern.

Nach glücklicher Ueberwindung noch mancher widrigen Zwischenfälle kamen die beiden Freunde endlich so weit, sich am 5. Juni 1799 in dem Hafen von Coruna einzuschiffen. Bei den ungeheuren Fortschritten, welche die Schifffahrt in

unserem Jahrhundert gemacht hat, ist eine solche Reise für die heutige Generation eine Kleinigkeit; damals aber, wo man noch auf Segelschiffe angewiesen und die Einrichtung derselben noch ziemlich mangelhaft war, hatte eine Fahrt über's Meer ihre nicht gering zu schätzenden Gefahren und Beschwerlichkeiten. Am 19. Juni erreichten die beiden Forscher Teneriffa, die größte, reichste und bevölkertste der kanarischen Inseln, bestiegen hier den berühmten Pik, der sich erst im Sommer vorher durch einen Ausbruch furchtbar gemacht hatte, fanden dabei u. A. den berühmten Drachenbaum, dessen Alter von Humboldt auf 6000 Jahre geschätzt wurde, und setzten nach mancherlei interessanten Beobachtungen ihre Reise fort. Aber nur zu bald sollten sie die Gefahren der Seefahrt kennen lernen. Unter den Schiffspassagieren brach eine bösartige Seuche aus und griff so bedenklich um sich, daß die Reisenden genöthigt wurden, ihr ursprüngliches Ziel, Cuba, vorerst aufzugeben und den Kapitän zu bestimmen, sie am ersten besten Landungsplatze abzusetzen. Dies geschah denn auch bei Cumana, einem an der nordöstlichen Küste Venezuela's gelegenen Hafenplatze, am 16. Juli.

Die Meerfahrt von Coruna bis hieher, welche 41 Tage gewährt hatte, war aber eine an naturwissenschaftlichen und namentlich physikalischen Beobachtungen für die Reisenden sehr reiche gewesen, wie denn auch die nun folgende Tour in vieler Hinsicht epochemachend werden sollte. Wir können hier den Verlauf derselben nur in kurzen Strichen andeuten und müssen die Leser, welche Näheres darüber zu erfahren wünschen, auf die genauen Schilderungen der-

weisen, welche aus Humboldt's Feder selbst darüber erschienen sind.*)

Zunächst durchstreiften die beiden Freunde die Gegenden am Orinoco bis zu den Grenzen der portugiesischen Besitzungen am Rio Negro, eine Wanderung, die ebenfalls mit verschiedenen interessanten Entdeckungen verbunden war. Sie besuchten gemeinsam die Cuchivanoschlucht, ferner die im Caripethale gelegene Guacharohöhle, aus der ein Strom entspringt und in der Tausende von Nachtvögeln leben, wurden dann in der Stadt Cariaco (Provinz Cumana), wo sie längere Zeit zu rasten gedachten, durch ein daselbst herrschendes Fieber vertrieben, und erlebten anfangs Oktober zum ersten Male ein starkes Erdbeben.

Bei Caracas, wo die Reisenden, ihren Studien hingegeben, zwei Monate verweilten, bestiegen sie unter unsäglichen Schwierigkeiten das Silbergebirge, wobei sogar die eingeborenen Führer den Muth verloren, drangen dann immer weiter durch die Ebene von San Fernando de Apure vor und unternahmen eine kühne Wasserfahrt auf dem Strom Apure, sowie später auf dem Orinoco. Abenteuer folgte hier auf Abenteuer, und mehr als einmal schwebten die kühnen Reisenden in ernstlicher Todesgefahr. Es verdient dabei bemerkt zu werden, daß der Transport der zahlreichen physikalischen Instrumente und der bedeutenden Sammlungen von Naturalien aller Art die Reise doppelt beschwerlich machte. Sammelte doch Bonpland auf dieser

*) A. v. Humboldt, Reise in die Aequatorialgegenden der neuen Welt.

Reise allein über 6000 Pflanzenarten, von denen 3500 noch in keinem naturwissenschaftlichen Werke aufgeführt waren.

Eine weitere Exkursion galt dem mächtigen Amazonenstrom, dann wandten sich die Reisenden nach Cuba, darauf nach dem Plateau von Bogota und nach Quito, worauf sie am 23. Juni 1802 eine Besteigung des Chimborasso unternahmen und dabei die größte bis dahin von Menschen überhaupt erreichte Höhe (5907 Meter) erklommen, obwohl sie nicht bis zum Gipfel kamen. Nachdem sie allen Gefahren dieser Besteigung kühnlich getrotzt, oft auf Händen und Füßen über Klippen und Abgründe sich fortbewegend, bis hoch in die Eisregion vorgedrungen waren, gewahrten sie durch den sich zertheilenden Nebel ganz in der Nähe des domförmigen Gipfels eine klaffende, nicht zu umgehende Thalschlucht von 130 Meter Tiefe und 6 Meter Breite, wodurch sie zur Umkehr gezwungen wurden.

Endlich erreichten die Freunde die Westküste und nach sehr beschwerlicher Fahrt im März 1803 Acapulco. In Mexiko verweilten sie etwa ein Jahr, begaben sich dann nach einem zu wissenschaftlichen Studien benutzten Aufenthalt in Havana nach Philadelphia und kehrten endlich am 9. Juli 1804 nach Europa zurück, wo sie am 3. August in Bordeaux landeten.

Von welcher Werthschätzung und treuen Hingebung Alexander v. Humboldt für seinen Freund Bonpland beseelt war, erhellt u. A. daraus, daß Ersterer für den Fall seines etwaigen Todes während der gemeinschaftlichen Reise ein Testament niedergesetzt und darin seinem Gefährten Bonpland 50,000 Livres vermacht hatte. Sie blieben auch

jetzt nach ihrer Rückkehr noch eine Zeit lang in Paris zusammen, beschäftigt mit der Ordnung und Beschreibung der mitgebrachten Naturmerkwürdigkeiten, worunter allein viele tausend Pflanzen. Einen Theil derselben überließ Bonpland dem „Jardin des Plantes" in Paris, und Humboldt, stets für das Wohlergehen seines Freundes besorgt, wußte es dahin zu bringen, daß demselben dafür ein Jahrgehalt von 3000 Francs bewilligt wurde.

Für Bonpland begannen jetzt die heitersten und sorglosesten Tage seines Lebens. Auf Empfehlung der Kaiserin Josephine, die für seine Wissenschaft viel Verständniß zeigte, ernannte ihn Napoleon zum Oberaufseher der vielbewunderten Gärten von Navarre und Malmaison, zu deren Verschönerung er nicht wenig beitrug. Allein nicht allzu lange sollte ihm dieses glückliche Loos beschieden sein. Humboldt war in sein Vaterland zurückgekehrt, und die Stürme der Politik hatten auch in Frankreich gewaltige Veränderungen herbeigeführt. Die Trennung Napoleon's von seiner Gemahlin schnitt dem Pfleger ihrer Blumen, der eine schwärmerische Verehrung für die Kaiserin hegte und den diese oft zum Vertrauten ihres Kummers machte, tief in's Herz. Es folgte bald darauf des Kaisers Sturz, den Josephine nicht lange überlebte. Am 30. Mai 1814 starb sie, und mit ihrem Hinscheiden verlor Bonpland, der an ihrem Sterbelager stand, alle Freude an seiner Stellung. Es behagte ihm nicht mehr in Frankreich, und so packte er gegen Ende des Jahres 1816 auf's Neue seine Sachen zur Reise über den Ocean. Sein Ziel war diesmal Buenos-Ayres in Südamerika.

Glücklich langte er daselbst an und ward von den dortigen Behörden auf's Zuvorkommendste empfangen; man ernannte ihn sogar zum Professor der Naturgeschichte. Allein die Verhältnisse hatten sich gegen früher doch sehr ungünstig verändert. Durch Napoleon's Einfall in Spanien waren die Bande gelöst worden, welche die spanischen Kolonien an das Mutterland fesselten; von Mexiko bis Buenos-Ayres loderte die Flamme des Aufruhrs. Der Kampf war blutig, aber kurz; nur die inneren Entwickelungs- und Parteikämpfe währten noch lange.

Bonpland erregte mit seinem reichen Wissen und eifrigen Streben gar bald Mißgunst und Eifersucht. Unter Anderem hatte er in mehreren Gegenden Brasiliens Paraguaythee-Pflanzungen angelegt, ein Artikel, der damals viel in's Ausland exportirt und gut bezahlt wurde. Mit diesem Unternehmen war er, ohne darauf zu achten, der Konkurrent des Doktor Francia, des Diktators von Paraguay, geworden, der nur auf eine Gelegenheit wartete, den verhaßten Eindringling unschädlich zu machen. Und diese Gelegenheit kam.

Im Jahre 1820 unternahm Bonpland eine Erforschungsreise, die ihn durch die Pampas, die Provinz Santa Fé, Gran Choco und Bolivia an den Fuß der Anden führen sollte. Den Paraguay hinauffahrend, kam er zu den alten Jesuiten-Niederlassungen am linken Ufer dieses Stromes, wenige Meilen von Itapua gelegen. Hier gerieth er unglücklicherweise auf ein Gebiet, dessen Besitz Paraguay und die argentinischen Republiken einander streitig machten. Obwohl nun Bonpland dem Diktator Francia seine

Ankunft gemeldet und höflich um die Erlaubniß gebeten hatte, hier seinen naturwissenschaftlichen Studien nachgehen zu dürfen, ließ ihn dieser doch am 3. Dezember 1821 bei nächtlicher Weile von einer Reiterschaar überfallen, seine wehrlosen Diener ermorden und ihn selbst, nachdem er durch einen Säbelhieb über den Kopf verwundet worden war, in Ketten legen und gefangen in das Innere von Paraguay schleppen.

Alle Versuche, die Freiheit wiederzuerlangen, blieben lange Zeit fruchtlos. Francia verwendete den Gefangenen als Garnisonsarzt und als Aufseher bei Bauten, ließ ihn auch in einem beschränkten Terrain frei herumgehen, gab ihn aber nicht wieder los. Außerdem wurden die Theepflanzungen, welche Bonpland angelegt hatte, zerstört und die Indianerkolonie, die er dabei gegründet hatte, aufgehoben. Die Nachricht von diesem Gewaltakt war kaum nach Europa gedrungen, als A. v. Humboldt seinen ganzen Einfluß aufbot, den Freund zu befreien. Allein obwohl ihm das englische Gouvernement, namentlich durch den Minister Canning, zur Seite stand, blieben seine Bemühungen doch lange Zeit vergebens.

Erst nach fast achtjähriger Gefangenschaft erlangte Bonpland am 12. Mai 1829 seine Freiheit wieder und begab sich nun nach dem Städtchen Sta. Borja an der brasilianischen Grenze, eine kleine Wegstunde von dem linken Ufer des Uruguay, wo er in der Folge seinen Aufenthalt nahm, bis er später nach der Estancia de Sta. Anna in der argentinischen Provinz Corrientes übersiedelte. Sein Ruf als Mann der Wissenschaft erfüllte damals ganz Europa, und

von allen Seiten kamen ihm Ehrendiplome und sonstige Auszeichnungen zu. Mit Humboldt unterhielt er fortwährend einen lebhaften Briefwechsel.

Allein Eines blieb dabei auffallend und räthselhaft. Obwohl er wiederholt seine Sehnsucht nach der Heimath durchblicken ließ und den Entschluß kundgab, baldigst nach Frankreich zurückzukehren, kam dieses Vorhaben doch niemals zur Ausführung. Verschieden sind die Gründe, womit dieses Verhalten erklärt wird. Viele suchen das Hauptmotiv in seinen eigenthümlichen Familienverhältnissen. Er hatte nämlich eine Indianerin zur Frau genommen und war Vater mehrerer Kinder geworden, Kinder, die das Kennzeichen ihrer gemischten Abstammung deutlich an sich trugen, und mit denen er sich — so behauptete man wenigstens — scheute, in Paris zu erscheinen. In Frankreich war sogar die Nachricht verbreitet, er sei durch seine langjährige Abgeschlossenheit von der gebildeten Welt in seinen Sitten und Gewohnheiten so verwildert, daß er sich seiner früheren Bedeutung gar nicht mehr bewußt und selbst seiner Muttersprache nicht mehr mächtig sei. Gegen die letztere Ansicht sprachen jedoch die Briefe an Humboldt, die bis in die letzten Tage für die geistige Frische ihres Absenders Zeugniß ablegten.

Sein Wunsch, nach Europa wieder zurückzukehren, wurde immer von Neuem laut, sobald er Briefe von dort empfing, und Humboldt ermunterte ihn dazu beständig. Allein Bonpland kam nicht. Von mehreren schmerzhaften Krankheiten erholte er sich nur durch seine streng naturgemäße und äußerst einfache Lebensweise. Noch im Jahre 1854

als Greis von 81 Jahren äußerte er seine Sehnsucht nach der Heimath, gleichzeitig aber wünschte er auch unter den Palmen und Orangen, die er gepflanzt, begraben zu sein. Dieser Wunsch sollte erfüllt werden.

Drei Wochen vor seinem Tode besuchte ihn ein deutscher Arzt, Dr. Avé-Lallemant, der über die Lebensweise des greisen Forschers eingehenden Bericht erstattete und uns ein trauriges Bild von der Armuth hinterlassen hat, in welcher er den verdienstvollen Gelehrten antraf.

Bonpland hatte der Regierung der Provinz Corrientes eine Art Nationalmuseum eingerichtet, wofür ihm als Nationaldank auf dem rechten Ufer des Uruguay ein Stück Land geschenkt worden war. Dort hatte er sich seit dem Jahre 1853 niedergelassen, sich eine Hütte gebaut und lebte, im Besitz bedeutender Sammlungen, nur seinen Studien in einer patriarchalischen Einfachheit, die der tiefsten Armuth gleich kam.

„Die vollkommenste Pampasfläche" — berichtet Dr. Avé-Lallemant — „hatte sich vor uns aufgethan. Hie und da ein elendes Lehmhaus ... Rinder grasen, nah und fern; noch viel zahlreicher ungezäumte Pferde, welche beim Herannahen von Menschen in wilder Flucht enteilen. Rudel von Hirschen und Rehen springen seitwärts aus einem Bruch, wo sie im Schatten der Mimosen rasteten, und jagen mit Blitzesschnelle dahin, während die schwerfälligeren Strauße, fast roßartig trabend, langsamer das Grasmeer durchmessen.

Vor einem grünen Baumgarten erblickte ich zwei aneinander stoßende graue Feldhütten, die mir, je näher ich kam, desto ärmlicher und unsauberer erschienen. In diesen

Hütten also, mitten in trostloser Grasöde, führte Bonpland sein langjähriges cynisch-patriarchalisches Leben .... Ein Brett, über zwei Tonnen gelegt, eine Bank, zwei Stühle und zwei leere Bettstellen — darin bestand das ganze Mobiliar der fensterlosen länglichen Scheune, die nur durch die offene Thüre und zahlreiche Risse in den Wänden einiges Licht empfing. Nicht lange, und er stand vor mir, der alte, fast verschollene Sonderling. Die 85 Jahre hatten seinen Körper nicht gebeugt, aber das freundliche Antlitz mit den klaren Augen vielfach durchfurcht und den Klang der Stimme gedämpft. Seine magere Figur war nur mit einem Hemd und Beinkleidern aus weißem Baumwollenzeug bedeckt, an den bloßen Füßen trug er Holzpantoffeln. Freundlich bot er mir die Hand zum Gruß; die ganze Erscheinung an dem öden, aller Annehmlichkeiten der Kultur entbehrenden Orte machte einen unbeschreiblich wehmüthigen Eindruck auf mich ... Auf einem zinnernen Teller ward mir geröstetes Fleisch vorgesetzt; Messer und Gabel gab es nicht, ich mußte mich mit meinem Dolchmesser und den Fingern behelfen.

Auf mein wiederholtes dringendes Bitten legte sich Bonpland endlich zur Ruhe nieder, und ich benutzte die Pause, um mir den Garten, der ein Stück vom Hause entfernt lag, zu besehen. Orangen und Pfirsich gediehen hier in Fülle; Bonpland's Rosenzucht stand in Flor; Feigenbäume und Ricinusstauden wucherten üppig durcheinander; aber auch das Unkraut war überall reichlich aufgeschossen. Nach Südosten war der Horizont von Gebüsch, dem Waldrande des Uruguay, eingefaßt.

Am Abend ließ mich Bonpland in seine Wohmung kommen, die von dem oben beschriebenen Raume kaum unterschieden war, bis auf das Bett, in dem der Kranke lag. ‚Erst seit vier Wochen habe ich mir ein ordentliches Bett angeschafft,‘ sagte er lächelnd, ‚sonst genügte mir jeder Platz, wo ich mich gerade hinlegte, zum Schlafen.‘

Als ich am folgenden Morgen vor sein Bett trat, fand ich ihn sehr matt; er hatte die Nacht schlecht geschlafen, seine welken Hände waren heiß vom Fieber. Ich erbot mich, ihn zu pflegen, aber er schlug alle meine Anerbietungen aus. Er schien zu glauben, wie die Arbeit im Leben, ließe auch das Sterben sich aufschieben.... Mit heiterer Miene lud er mich ein, ihn nach einigen Jahren wieder zu besuchen.... Ich sattelte und nahm voll wehmüthiger Bewegung Abschied. Mit beiden welken Händen drückte der Greis meine Hand. ‚Besuchen Sie mich wieder und grüßen Sie Humboldt!‘ rief er mir nach. ‚Bon voyage!‘... 23 Tage nach meinem Besuche, am 4. Mai 1858, starb Bonpland.“

Seine zahlreichen botanischen Sammlungen wurden dem letzten Willen des Verstorbenen gemäß den Jardins des Plantes in Paris als Vermächtniß überwiesen.

Die Verschwörung von Genua.

Historische Skizze

von

Paul Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Wer Italien bereist und nach Genua kommt, wird dort als eine der größten historischen Denkwürdigkeiten den Palazzo Doria aufsuchen, eines der stolzesten Gebäude der Stadt, das sich mit seiner langen säulengeschmückten Façade und seiner prächtigen Eingangshalle auf der Piazza del Principe hinzieht und schon durch seine Inschrift Aufmerksamkeit erregt. Dieser Palast wurde im Jahre 1529 dem damaligen Admiral Kaiser Karl's V. Andrea Doria in Anerkennung seiner Verdienste um das Gemeinwohl Genua's auf öffentliche Kosten errichtet, während Doria zugleich durch Senatsbeschluß den Ehrentitel „Vater des Vaterlandes und Wiederhersteller der Freiheit" zuerkannt erhielt. Die erwähnte Inschrift über der Pforte des Palastes verkündet dies noch heute den Vorübergehenden.

Andrea Doria hatte diese seltene Auszeichnung redlich verdient. Er war es, der die verlorene Unabhängigkeit Genua's wiederherstellte und nach langen unheilvollen

Parteikämpfen durch eine neue oligarchische Verfassung Ruhe in den Staat brachte. Seine Mitbürger wollten ihn darauf zum lebenslänglichen Dogen erheben, er aber, frei von allem Ehrgeize, schlug es aus, die Leitung des Staates zu übernehmen, wie er auch schon früher des Kaisers Anerbieten, ihm fürstliche Gewalt in Genua zu verschaffen, abgelehnt hatte. Im Grunde genommen beherrschte indeß Doria doch als auf vier Jahre gewählter Censor den Dogen und seine Räthe und setzte es durch, daß die Amtsdauer des Dogen auf zwei Jahre beschränkt wurde. Allen Lockungen des Ehrgeizes jedoch wich er beharrlich aus und opferte gern seinen und seiner Familie Vortheil dem Wohle des Vaterlandes. Er versammelte das Volk vor seinem Palaste, versicherte, daß die Freude, Genua frei zu sehen, der schönste Lohn für seine Dienste, und daß der Name eines freien Bürgers ihm theurer sei, als die Würde eines Landesherrn. Er begehre keinen Vorzug vor anderen Bürgern und überlasse es dem Volk, eine neue Regierungsform zu entwerfen und einzuführen. Das Volk vernahm seine Rede mit Bewunderung und Alles beugte sich vor ihm in Hochachtung.

Ueberdies war Andrea Doria einer der erfahrensten und tüchtigsten Seemänner seiner Zeit, so daß Karl V. allen Grund gehabt hatte, ihn zum Oberbefehlshaber der Flotte zu ernennen; gerade seinen Rathschlägen und seiner Mithilfe verdankte der Kaiser mehrere seiner bedeutendsten Erfolge. Klug und umsichtig, dabei von achtunggebietender Würde, wie er war, gelang es diesem edlen Manne lange Zeit, Ruhe und Ordnung in Genua aufrecht zu er-

halten, so daß Handel und Wandel zu neuer Blüthe gelangen konnten.

Allein er war nun bereits ein Greis von 79 Jahren, und dieses hohe Alter gestattete ihm nicht, mit eigener Kraft allen Obliegenheiten zu genügen, womit ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in so reichem Maße beehrt hatte. Da er keine eigenen Söhne besaß, so ließ er sich öfters durch einen jungen Vetter, Namens Gianettino, vertreten, den er erzogen und zum Seedienst ausgebildet hatte. Insbesondere übertrug er diesem den Oberbefehl über die genuesische Flotte und setzte ihn überdies auch zu seinem Erben ein. Gianettino aber war seinem Pflegevater sehr wenig ähnlich. Was dieser durch seine Klugheit, seine uneigennützige Rechtschaffenheit und Mäßigung gewonnen hatte, das verscherzte Jener durch Stolz und Anmaßung. Das Ansehen seines greisen Vetters mißbrauchend, benahm sich Gianettino mehr wie ein Landesfürst, als wie der Bürger eines Freistaates, und ließ es nur allzu deutlich merken, daß er nach Doria's Tode auch dessen Einfluß und Macht erobern wolle. Andrea übte aus zu großer Vorliebe für den Erben seines Namens und Ruhmes allzu große Nachsicht und duldete das übermüthige Auftreten desselben, während er sich selbst nie etwas Derartiges hatte beikommen lassen. Dies sollte verderbliche Folgen haben. Es entstand eine Mißstimmung im Volke, namentlich unter den niedrigeren Schichten, die, voll Eifersucht auf die Vorzüge der Vornehmen, allmählig auf einen abermaligen Umsturz der Staatsordnung sannen.

Diese Unzufriedenheit würde indeß leicht zu heben gewesen sein, wenn nicht ein Dritter aufgestanden wäre, der sie als erwünschte Grundlage zu seinen selbstsüchtigen Zwecken ergriffen hätte. Dies war ein junger Edelmann, und zwar der reichste und vornehmste der Republik, mit Namen Giovanni Luigi de Fieschi, Graf v. Lavagna, gewöhnlich Fiesco genannt. Er stammte aus einer berühmten genuesischen Familie, aus welcher drei Päpste (darunter Innocenz IV.) hervorgingen, und war durch den frühen Tod seines Vaters Herr eines großen Vermögens geworden, mit dem er eine verschwenderische Pracht entfaltete. Freigebig gegen seine Freunde, liebenswürdig und zuvorkommend gegen Jedermann, dabei jung und unternehmend, wie er war, konnte es ihm an begeisterten Anhängern nicht fehlen. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß er bei den reichen Geldmitteln, die ihm zu Gebote standen, nicht auch die höchste Ehrenstelle in Genua einnehmen sollte. Unter einem so alten und ehrwürdigen Manne, wie Andrea Doria, zu stehen, hätte er noch über sich gebracht; einem jungen Emporkömmling aber, wie dessen Neffen Gianettino, mochte er sich nicht unterordnen. Und so faßte er den Entschluß, sich mit Gewalt der Herrschaft zu bemächtigen und damit eine der kühnsten Handlungen zu wagen, welche die Geschichte aufzuweisen hat.

Ein kleiner Kreis von Vertrauten war es zunächst, die er in seinen Plan einweihte, darunter Giambattista Verrina, ein geweckter Geist, ungestüm und anschlägig, dabei mit Schulden belastet, deren er sich je eher je lieber

entledigt sehen wollte; ferner Vincent Calcagno, ebenfalls ein kluger Kopf und zugleich ein warmer Anhänger Fiesco's, aber vorsichtig und ängstlich; endlich Sacco, ein Mensch gewöhnlichen Schlages, der in zerrütteten Vermögensverhältnissen lebte und schon deshalb zu jedem Abenteuer geneigt war. Mit diesen berieth Fiesco insgeheim sein Vorhaben. Die großen damit verknüpften Gefahren verhehlte sich Keiner, und über die beste Art, den Anschlag in's Werk zu setzen, konnten sie daher lange nicht einig werden. So wollte man sich anfangs mit Franz I. von Frankreich verbinden; allein bald stand man wieder davon ab. Da aber Fiesco einsah, daß in einem am Meere gelegenen Staate ohne eine gewisse Anzahl von Schiffen wenig auszurichten sei, so erwarb er sich eine Anzahl von Galeeren, die er unter dem Vorwande, damit gegen die Türken zu kreuzen, kriegerisch ausrüsten ließ und mit einer Menge verwegener Abenteurer bemannte.

Die Verschwörung nahm unterdessen immer festere Gestalt an. Das Geheimniß wurde streng gewahrt, und außer den Eingeweihten hatte Niemand eine Ahnung von dem, was sich im Verborgenen vorbereitete. Fiesco insbesondere trug der Oeffentlichkeit und dem Hause Doria gegenüber ein Benehmen zur Schau, das ihn völlig harmlos erscheinen ließ. Mehr noch als früher schwelgte er in Festlichkeiten und Zerstreuungen mit seinen Freunden, als kenne er kein höheres Bestreben, und fortgesetzt verkehrte er in anscheinend herzlichster Weise mit den Dorias, indem er Alles vermied, was seine wahren Gesinnungen

hätte verrathen können. Die Verschworenen waren zuerst dahin übereingekommen, Andrea Doria sollte während der Messe in einer der Hauptkirchen Genua's erdolcht werden; da derselbe aber seines hohen Alters wegen nicht immer dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnte, so stand man von diesem Plane wieder ab und beschloß, beide Doria mit ihren Anhängern in das Haus des Fiesco zu einem Gastmahl zu laden und bei dieser Gelegenheit umzubringen. Allein auch dieser Anschlag wurde vereitelt. Eine unaufschiebbare Reise Gianettino's verhinderte diesen, an dem Gastmahl Theil zu nehmen, und so mußte der Plan aufgegeben werden.

Nun entschieden sich die Verschworenen für offene Gewalt und bestimmten die Nacht vom 2. auf den 3. Januar 1547 zur Ausführung ihres Unternehmens. Gerade diese Zeit war mit klugem Vorbedacht gewählt, denn da der bisherige Doge am ersten Tage dieses Monats sein Amt, dessen Dauer alsdann zu Ende ging, niederlegen mußte, und sein Nachfolger nicht eher als am vierten Tage erwählt werden konnte, so blieb die Republik in dieser Zwischenzeit gewissermaßen ohne Oberhaupt, und Fiesco konnte demgemäß die erledigte Würde in Besitz nehmen, ohne den höchsten Grad von Gewalt anzuwenden.

Noch am Morgen dieses Tages stattete er den beiden Dorias einen Besuch ab, erkundigte sich anscheinend besorgt nach ihrem Wohlbefinden und benahm sich wie einer ihrer treuesten Freunde. Sie hatten keine Ahnung, welches Gewitter sich über ihren Häuptern zusammenzog. Aus ihrem Palaste eilte dann Fiesco nach seinem eigenen,

der gesondert von anderen Häusern mitten in einem großen Hofraum stand und mit einer hohen Mauer umgeben war. Die Thore desselben standen schon von frühem Morgen an für Jedermann offen, drinnen aber war eine starke Wache aufgestellt, die Niemand wieder herausließ. Fiesco's vertrauteste Freunde waren dabei in angestrengtester Thätigkeit. Sie hatten bereits die Vasallen des Grafen, sowie das Schiffsvolk von dessen Galeeren in kleinen Haufen und mit möglichster Vermeidung alles Aufsehens in den Palast eingelassen und überdies einen Rundgang durch die Stadt gemacht, um die vornehmsten Bürger, deren Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Dorias ihnen bekannt war, zu einem Gastmahl in Fiesco's Palast einzuladen. Der weitaus größte Theil derselben leistete denn auch Folge, denn man war gewöhnt, alles Schöne und Gute im Ueberfluß zu finden, wenn der Graf v. Lavagna Gäste zu sich entbot.

Wie erstaunten diese nun, als sie bei ihrem Eintritt in den Hof statt der glänzenden Vorbereitungen zu einem Freudenfeste das Haus voll Bewaffneter und die Gemächer voll kriegerischer Rüstungen fanden. Dabei lag auf allen Gesichtern ein geheimnißvolles Etwas, das auf ein bevorstehendes wichtiges Ereigniß deutete, ohne daß es Jemand auszusprechen wagte. Endlich erschien Fiesco. Von seinen Getreuen mit begeisterten Freudenrufen empfangen, stellte er sich mit der zuversichtlichsten Miene vor die Versammlung und hielt eine Ansprache, die das Räthsel löste. „Mitbürger!" ließ er sich vernehmen, „nicht zu den Lustbarkeiten eines Festes wie sonst habe ich Euch heute zu

mir bitten lassen, sondern weil ich auf Euren Beistand in einer ernsten Angelegenheit rechne, die ebenso in Eurem, wie in unser Aller Interesse liegt. Es ist Euch kein Geheimniß, daß die Zustände, wie sie gegenwärtig in Genua eingerissen sind, dieses alten, ruhmreichen Freistaates unwürdig sind und nach gründlicher Umgestaltung verlangen." ... Nun schilderte der Redner mit eindringlichen Worten die übergroße Machtstellung des greisen Doria, der sich zwar unleugbare Verdienste um den Staat erworben habe, aber sich von seiner Schwäche für seinen Neffen Gianettino dazu hinreißen lasse, die freien Bürger Genua's unter die Gewalt eines Mannes bringen zu wollen, der diesen Rang nicht verdiene, vielmehr durch sein hochfahrendes und anmaßendes Wesen sich alles Vertrauens unwürdig erwiesen habe. „In Eurer Macht, geliebte Mitbürger," fuhr er dann fort, „steht es jetzt, diese ungerechte Herrschaft zu stürzen und die Freiheit Eures Vaterlandes auf festem Grunde wieder aufzurichten. Nieder mit den Tyrannen! Es lebe die Freiheit und das einige Bürgerthum! Ich habe Euch die Wege bereits geebnet und alle Vorkehrungen getroffen. Eine große Schaar erprobter Gesinnungsgenossen steht mir zur Seite. Es bedarf nur des Zeichens zum Angriff, und wir haben, was wir wünschen, was wir bedürfen, was wir zu fordern berechtigt sind. Legt Hand an's Werk und der Sieg ist unser!"

Diese Rede verfehlte den beabsichtigten Eindruck nicht. Ueberall, wo Fiesco mit seiner gewinnenden Persönlichkeit vor das Volk trat und seine zündende Beredtsamkeit zur Geltung brachte, konnte er des Erfolges sicher sein. Ein

wahrer Sturm des Beifalls ertönte auch jetzt aus den Kreisen seiner Anhänger, viele Andere wurden mit fortgerissen, und wer noch zagte und zweifelte, wagte angesichts der begeisterten Menge nicht mit seinen Bedenklichkeiten hervorzutreten.

Der Graf überließ es jetzt seinen Getreuen, die Unentschlossenen vollends für sich zu gewinnen. Sein Herz drängte ihn, noch eine andere Person von seinem Plane zu unterrichten, die er noch nicht in's Geheimniß gezogen hatte und doch vor Allen jetzt furchtlos sehen wollte. Dies war seine Gemahlin, die er auf's Zärtlichste liebte und die, durch Schönheit und Tugend ausgezeichnet, diese Anhänglichkeit in vollstem Maße verdiente. Zu ihr eilte er jetzt. Er fand sie in höchster Aufregung. Der Lärm und das Waffengeklirr im Hofe hatte längst ihre Aufmerksamkeit erregt und sie mit bangen Ahnungen erfüllt. Sie länger noch im Ungewissen zu lassen war unmöglich, und so erklärte ihr der Graf, was im Werke sei. Die Gräfin erschrak auf's Heftigste. Ihr erschien ein solches Beginnen ein höchst gefährliches Wagniß. Von Angst getrieben, umklammerte sie den geliebten Gatten und beschwor ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. „Das ist unmöglich," erwiderte Fiesco, „wollte ich es auch, jetzt wäre es zu spät. Leben Sie wohl, meine Theure, entweder sehen Sie mich nie wieder, oder morgen soll in Genua Alles zu Ihren Füßen liegen."

Mit diesen Worten riß er sich aus ihren Armen und eilte zu den Verschworenen zurück. Er fand sie bereits seiner harrend, zur Ausführung des Vorhabens gerüstet,

und guten Muthes schritt man aus dem Palaste. Ein Trupp hatte die Weisung, sich verschiedener Thore der Stadt zu bemächtigen, andere sollten die wichtigsten Straßen und Plätze besetzt halten. Den gefährlichsten Punkt, den Hafen, in welchem Doria's Galeeren lagen, übernahm Fiesco selbst.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Die ersten Anschläge gelangen ohne erheblichen Widerstand. Die Thorwachen wurden niedergemacht oder gefangen hinweggeführt, die Bemannung der Galeeren überwältigt und der Hafen von den Verschworenen in Besitz genommen. Triumphirend zogen die Rotten durch die Straßen und ließen den Ruf: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Fiesco!“ ertönen. Erschrocken sprangen die Bürger Genua's vom Lager auf und forschten nach der Ursache des Tumults. Als sie sahen, was geschehen war, schlugen sich viele auf die Seite des Empörers, während die zur Partei des Adels Gehörigen ängstlich ihre Häuser verriegelten und ihr Eigenthum vor etwaiger Plünderung zu sichern strebten. Endlich drang der Lärm des Aufruhrs bis in den Palast der Doria. Andrea lag am Podagra darnieder, konnte nicht aufstehen und rief nach seinem Neffen. Dieser, in dem Glauben, es handle sich nur um eine Meuterei von Schiffsleuten, warf sich rasch in die Kleider und eilte mit wenigen seiner Diener dem Hafen zu. Er kam indeß nicht ganz bis dahin. Während er im Begriffe war, eines der Thore zu passiren, die von den Verschwörern besetzt gehalten wurden, überfielen ihn seine Feinde und ermordeten ihn. Ein treuer Diener überbrachte dem Andrea Doria diese Schreckens-

botschaft. Da war es, als wären mit einem Schlage die lähmenden Schmerzen aus seinen Gliedern gewichen; aller Krankheit ungeachtet raffte er sich vom Lager auf, ließ sich auf's Pferd heben und entfloh aus der Stadt. Es gelang ihm auch glücklich zu entkommen.

Inzwischen hatten einige Senatoren Muth genug, rasch zu einer Berathung zusammenzutreten, die zerstreuten Soldaten zu sammeln und mit diesen eine Schaar der Verschworenen anzugreifen. Allein sie stießen auf heftigen Widerstand und wurden nach kurzem Kampfe mit Verlust zurückgeschlagen. Es blieb nichts übrig, als mit dem Empörer, der bereits die wichtigsten Punkte der Stadt in Besitz genommen zu haben schien, in Unterhandlung zu treten. Daher wurden einige von den Mannschaften an Fiesco abgeschickt, um zu vernehmen, was er zu seiner Befriedigung von der Bürgerschaft verlange.

Allein die Boten kehrten gar bald unverrichteter Dinge zurück, denn ihre Mission war bereits unnöthig geworden. Der gefürchtete Mann, den sie suchten, war schon nicht mehr, ein jähes Schicksal hatte ihn ereilt; sein Werk, das beinahe gelungen, war vernichtet. Eben da er den Hafen, wo Alles nach seinem Wunsche ging, verlassen wollte, um nach den übrigen Mitverschworenen zu sehen, schlug vom Bord der Admiralitätsgaleere ein auffallender Lärm an sein Ohr. Besorgt, es möchte Unordnung entstanden sein, die sein Unternehmen gefährden könnte, eilte er dahin. Ein schwankendes Brett vermittelte vom Ufer aus den Uebergang, er wollte mit hastigen Schritten über dasselbe vorwärts stürmen, da schlug das Brett um, und Fiesco fiel

in's Meer. Mit der schweren Rüstung, die er trug, war es ihm unmöglich, sich über Wasser zu halten, ein halberstickter Hilferuf, der ungehört blieb, entrang sich seinem Munde, und die Wogen schlugen über seinem Haupte zusammen, so daß er als Leiche hervorgezogen wurde. Verrina war der Erste, welcher diesen Alles vereitelnden Vorfall gewahrte.

Er zog sich verzweifelnd zurück, theilte den übrigen Häuptern der Verschwörung insgeheim mit, was geschehen war, und da sie Alles verloren sahen, bestiegen sie Fiesco's Galeere und flohen nach Marseille. Diesen schleunigen Rückzug würden sie indeß nicht ergriffen, vielmehr den jähen Tod ihres Anführers so lange verheimlicht haben, bis die Abgeordneten des Senats ihren Traktat mit ihnen geschlossen hätten, wenn ihnen nicht die Selbstsucht und Eitelkeit eines Bruders von Fiesco einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Als dieser nämlich von dem plötzlichen Untergang seines Bruders hörte, glaubte er, daß nun für ihn die Zeit gekommen sei, an die Spitze zu treten, und als die Senatoren erschienen, erklärte er, der Bruder sei todt, daher sei er die einzige Person, mit der man verhandeln dürfe. Dadurch erfuhr die Gegenpartei die Lage der Dinge und sie war klug genug, sie für ihre Zwecke zu benutzen. Durch eine absichtlich in die Länge gezogene Unterhandlung gewannen die Abgesandten Zeit, bis die nöthigen Vertheidigungsmittel aufgebracht waren, um den Empörern wirksam entgegenzutreten. Diese erkannten noch rechtzeitig ihre hoffnungslose Lage, da ein Mann, der Fiesco's Stelle mit derselben Autorität und

Geschicklichkeit hätte ersetzen können, nicht zu finden war, und zogen es daher vor, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Noch ehe der Tag anbrach, waren sie aus der Stadt verschwunden. Der grauende Morgen fand bereits Alles beruhigt. Der Senat ließ Andrea Doria noch am selbigen Tage sein Bedauern über Gianettino's Schicksal ausdrücken und ihn zur Stadt zurückführen, wo er mit allen denkbaren Ehren empfangen wurde.

Die weise Mäßigung und Besonnenheit, welche den greisen Patrizier Zeit seines Lebens ausgezeichnet, bewahrte er auch in diesem kritischen Momente. Bald nach seiner Rückkunft erschien er im Senate, wo er alle den Verschworenen in der ersten Bestürzung gemachten Zugeständnisse für null und nichtig und die frühere Ordnung der Dinge für fortbestehend erklärte; gleichzeitig aber sorgte er dafür, daß das gegen die Aufrührer zu fällende Urtheil das billige Maß der Strenge, welche die Erhaltung des Friedens verlangte, nicht überstieg. So schwer das Herz des alten Mannes durch den Anblick der blutigen Leiche seines Lieblings Gianettino getroffen sein mußte, so wußte er sich doch so zu beherrschen, daß die Interessen seiner Person völlig hinter denen des Gemeinwohls zurücktraten.

Da mehrere der Verschworenen nach Montobbio geflohen waren und von dort aus die Feindseligkeiten fortzusetzen suchten, so zog Andrea Doria den Herzog Cosmus von Florenz zu Hilfe, mit welchem er Montobbio eroberte, worauf er die Aufrührer hinrichten ließ. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, erklärte Andrea den Sohn

seines ermordeten Vetters, mit Namen Johann Andrea, zu seinem Erben und ließ sich durch ihn überall vertreten, wo er persönlich verhindert war. Trotz seines hohen Alters und zeitweiligen körperlichen Leidens entwickelte er noch lange Zeit eine ersprießliche Thätigkeit. Unter Anderem eroberte er noch im Jahre 1554 San Fiorenza auf Korsika und vertrieb die Franzosen daraus. Nach Kaiser Karl's V. Abdankung im Jahre 1556 bestätigte Philipp II. alle von seinem Vater dem alten Helden gemachten Schenkungen und die mit ihm geschlossenen Verträge, und genehmigte die Vererbung derselben auf seinen Großneffen. Nachdem Andrea Doria noch die Genugthuung erlebt hatte, einen seiner furchtbarsten Feinde, den Seeräuber Dragut, den sein Neffe in einer Seeschlacht besiegt, als Gefangenen in seinem Palaste zu sehen, beschloß er 1560, über 93 Jahre alt, sein thatenreiches Leben. Sein Ansehen und seinen Einfluß erhielt er ungeschwächt bis an seinen Tod.

Dies ist die historische Grundlage, auf welcher Schiller seine Tragödie „Fiesco" aufgebaut hat. Dem freundlichen Leser, der unserer Darstellung bis hieher gefolgt ist, wird es von Interesse sein, Wahrheit und Dichtung zu vergleichen und die feinen Fäden zu beobachten, welche Schiller's Geist in das Gewebe verflocht, um die Ereignisse dramatisch zu beleben und für die Wirksamkeit auf der Bühne kunstgerecht zu gestalten. So beruht z. B. die geheuchelte Liebe Fiesco's zu einer Schwester Gianettino's, Namens Julia, sowie die Tödtung seines eigenen Weibes und noch manches Andere, besonders der Schluß des Drama's, ganz auf der freien Erfindung des Dichters.

Das Leben in Madrid.

Bilder aus der spanischen Hauptstadt.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Der erste Eindruck, den Madrid auf den Reisenden macht, ist wohl derjenige gelinder Enttäuschung. Man glaubte in eine glänzende, südlich-spanischen Charakter tragende Großstadt zu kommen, und findet auf den ersten Blick beinahe nichts von allebem. Barcelona erscheint viel stolzer, schöner, viel spanischer und lebensvoller. In Madrid kommt es Einem vor, als sei man in Paris im Stadtviertel des Boulevard Sebastopol und des Faubourg St. Denis. Das ganze Treiben auf der Straße mahnt daran, und es gibt anfangs nichts, was als bedeutend oder eigenthümlich auffällt. Dazu kommt, daß Madrid keine denkwürdige Vergangenheit hat, denn die spanische Geschichte hat sich überall im Lande mehr abgespielt, als in der Hauptstadt, zu der erst Philipp II. Madrid erhob, aus keinem anderen Grunde, als weil es genau in der Mitte Spaniens liegt. Rings um die 655 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Stadt breitet sich die weite, kahle Hochebene aus, und nur wenige königliche oder städtische Parkanlagen erfreuen das Auge.

Wie es keine durch ihren Bau sonderlich ansehnliche Kirche in Madrid gibt, so überhaupt keine großartigen Gebäude, mit Ausnahme des Schlosses. Einige Regierungspaläste zeichnen sich mehr durch eine vornehme Gediegenheit, als durch kunstvolle Ausführung aus. Alles aber sieht neu aus, modern.

Trotzdem gewinnt die Stadt mehr und mehr, je länger man darin verweilt. Die Promenaden, auf denen stets reges Leben sich zeigt, sind eine Nothwendigkeit für ein Volk, welches im Spazierengehen eine Lebensaufgabe erkennt. Die Plätze sind mit Gartenanlagen und Statuen geschmückt, und die Häuser in den Straßen haben durch die Gitterbalkone vor allen Fenstern etwas Heiteres und Belebtes. Dazu der Lärm eines außerordentlich starken Wagenverkehrs aller Art, auf Pferdebahnen, deren überfüllte Gefährte oft in engen Straßen bergauf mit einem Vorgespann von fünf, sechs Maulthieren zwischen Omnibus und Karren, Equipagen und Droschken dahinjagen. Nirgends fährt man so geschickt wie in Madrid. Alle Augenblick gibt es in den Hauptstraßen Wagenknäuel, deren ungefährliche Entwirrung schwierig zu sein scheint und die doch in überraschender Schnelle ohne Gewaltsamkeit erfolgt.

Es gibt große und schöne Hotels in Madrid, die im Allgemeinen nicht anders sind, wie in Frankreich oder in Italien, doch ist es in Spanien üblich, Zimmer immer nur mit voller Pension zu verabfolgen. Für zehn Franken täglich erhält man überall ein anständiges Zimmer und reichliche Kost. Restaurants existiren so gut wie gar nicht, die Garküchen genügen nur den bescheidensten Ansprüchen,

und irgendwo außerhalb des Hotels anständig zu essen ist nur in einigen feineren Kaffeehäusern — und zwar zu ziemlich hohen Preisen — möglich. Bei längerem Aufenthalt zieht man gewöhnlich vor, sich in einer der landesüblichen casa de huespedes (kleinere Gasthäuser) in Kost und Wohnung zu geben, in denen man wie in der Familie lebt, und wo es deshalb gemüthlicher und billiger ist, als in den großen Hotels. Die Zimmer haben Steinboden, der in der Hitze des Sommers angenehme Kühle abgibt und im Winter mit Teppichen belegt wird. Kamine sind nicht häufig, Oefen noch seltener, und da es in Madrid im Dezember und Januar recht frostig werden kann, so muß man sich alsdann mittelst großer Kohlenbecken, die in's Zimmer gestellt werden, ein warmes Heim verschaffen. Ueber Mangel an Reinlichkeit hat man sich in den spanischen Gasthäusern nicht oft zu beklagen; in den besseren wird in dieser Beziehung sogar eine musterhafte Sorgfalt bezeigt, und nirgends schläft man in besseren Betten, durchweg in großen und breiten Eisengestellen mit einem federnden Rost.

Früh aufstehen ist nicht spanisch, weil man zu lang in der Nacht aufzubleiben pflegt. Vor acht Uhr reinigt man nicht die Straßen und Plätze, läßt sich kein Fuhrwerk sehen und von Menschen nur der auf Arbeit gehende Tagwerker oder die Magd, welche Einkäufe zu machen hat. In den Häusern wird's auch erst um diese Stunde lebendig, in den Hotels kann man dann erst seinen Morgenimbiß erhalten. Man nimmt als solchen nach Belieben Kaffee oder Chokolade, auch Thee, und der Spanier, der

sich mit Vorliebe an Chokolade mit Biscuit hält, nennt dieses Frühstück desayuno. Derweil schreien die Jungen draußen die eben erschienenen Morgenblätter aus, und man läßt sich eins davon holen. Dann kommt auch schon einer der Gassensänger oder Musikanten unter dem Balkonfenster vorbei. Er grölt meist zum Gotterbarmen ein Lied, oder er kratzt gräßlich auf einer Geige, kneift eine Guitarre oder macht mit einem Tamburin, auch mit Blech Lärm. Er will weiter nichts als eine Kupfermünze zu fünf, noch lieber von zehn Centimos (= Centimes) herabgeworfen haben, ehe er seinen Weg fortsetzt. Und Einer folgt auf den Anderen; in aller möglichen Weise werden die Hausbewohner von der Straße her angesungen, angeschrien, mit musikalischem Lärmen gepeinigt.

Von zehn Uhr ab bis ein Uhr ist die Almuerzozeit, die des zweiten Frühstücks. In einzelnen Hotels ist um elf Uhr die Table d'hôte dafür; aber im Allgemeinen läßt man sich im Speisesaal auftragen, was man Lust hat. Es gibt Eierspeisen, ein Ragout oder Fische, Coteletts, Käse und Früchte zum Nachtisch stehen auf der Tafel, ebenso der rothe Landwein in Karaffen, die sogleich wieder gefüllt werden, wenn sie leer geworden sind. Der Spanier trinkt den Wein mit Wasser gemischt und sehr mäßig.

Die Straßen haben sich inzwischen belebt, und Madrid entfaltet nun seinen Charakter. Es ist fast immer schönes Wetter, und die Sonne strahlt von einem wolkenlosen, tiefblauen Himmel. Die Handwerker, welche Läden halten, arbeiten bei offenen Thüren halb auf der Straße, und die Weiber, welche mit Gemüse auf den Märkten unter großen

Sonnenschirmen handeln, lassen sich dabei von dem Perruquero oder von einer Nachbarin die Haare machen. Die feine Welt schläft noch oder ist doch zu Hause. Wesentlich sind es die Männer, die auf den Straßen zu sehen sind, weil sie ihren Geschäften nachgehen, oder weil sie ihrer Gewohnheit nach sich die Schauläden betrachten und die Menschen, die ihnen begegnen. Der Zug all' dieser Menschen in den verschiedenen Vierteln der Stadt geht konzentrisch nach deren Mitte zu. Es ist fast unvermeidlich, daß man nach dieser Stelle sich bewegen muß: nach der Puerta del Sol, wie der Platz heißt. Er ist gar nicht so groß — 300 Schritte lang und 50 breit; aber durch die gleichmäßige Architektur, die ihn umrahmt, hat er ein gefälliges Ansehen, wozu die große Fontäne in seiner Mitte, die Läden mit Schaufenstern und die großen Kaffeehäuser in den unteren Geschossen der Häuser das Ihrige beitragen. Zehn Straßen münden von allen vier Seiten dahin ein und ergießen hier fort und fort ihre Menschenströme. Von Morgens bis Abends wird das breite Trottoir zu beiden Seiten des Platzes nicht leer. Man findet Leute dort, die immer da sind, die hier ihre Anstellung haben, sich die Sonne in den Mund scheinen zu lassen, Prellpfähle in der lärmenden Verkehrswoge zu sein, welche hier auf und nieder rollt. Bettler aller Arten rufen um Almosen; besonders viele, denen die Beine verstümmelt sind oder ganz fehlen, rutschen auf beschuhten Händen umher, oder bewegen sich auf einem kleinen niedrigen Wagengestell auf und ab, von jedem Caballero erwartend, daß er ihnen einen Tribut entrichte. Kaufleute treffen sich

hier und besprechen ihre Geschäfte; Zeitungsverkäufer, Hundehändler, die ihre Pudel bei sich sitzen haben, Männer, Frauen und Kinder mit allerhand Kram, Tand, Kravatten, Knöpfen, Messern; politische Agitatoren, sozialistische Brüder, Toreros — von der edlen Zunft der Stierkämpfer — in ihrer eigenartigen, matrosenhaften Tracht mit dem feinen Zöpfchen im Nacken; alte Herren, die sich auf ihren Spaziergang begeben; Stutzer, die einen neuen Anzug ausführen — sie Alle kommen auf der Puerta del Sol zusammen. Sie ist in Wahrheit das Herz von Madrid.

Aber die Toreros ausgenommen, sieht man Niemand in der spanischen Nationaltracht, wie sie auf dem Lande und in den Provinzstädten noch stark vertreten ist. Alle sind modern gekleidet und Alle mit sichtlicher Sorgfalt und Eitelkeit. Die Männer gehen im schwarzen Ueberrock, den Cylinderhut auf dem Kopf, immer das Spazierstöckchen in der Hand, sauber rasirt und frisirt, mit feinen Stiefeln an den Füßen kokettirend einher. In der kühleren Jahreszeit wird von ihnen gern die Capa getragen, ein langer dunkler Mantel, dessen einer Zipfel so über die linke Achsel geworfen wird, daß der rothe, blaue oder gelbe Sammtstreifen am Futter hinten längs des Rückens gerade herunter hängt. Die Damen gehen meist schwarz oder doch dunkel gekleidet, ohne auffälligen Prunk, geschmackvoll elegant. Das Schminken mit Weiß und das Bemalen der Brauen mit Schwarz wird stark betrieben, wenn nicht die Natur die bestrickenden Reize eines feinen, wachsleuchtenden Teints, gluthvoller Augen unter stolzen schwarzen

Bogen, wie sie spanische Frauenschönheit charakterisirt, ausreichend gegeben. Das Mädchen aus dem Volke aber trägt ein buntes Tuch um den Kopf und wenn möglich am Sonntag statt dessen einen kleinen schwarzen Schleier.

Je mehr der Tag zur Neige geht, desto höher steigt die Fluth des öffentlichen Lebens. Die Kaffeehäuser werden überfüllt; man spielt dort Domino oder Karten, oder man plaudert bei einer Tasse meist mittelmäßigen Mokka's mit einem „Schuß" Rum, bei einem Cognac mit Wasser, bei einer kleinen Schale Chokolade. Weiter gibt's in den Kaffeehäusern nichts, nicht einmal Zeitungen, nicht einmal Streichhölzer, um sich eine Cigarette anzünden zu können. Jeder trägt sein Schächtelchen mit Wachszündhölzchen bei sich. In einigen Kaffeehäusern hat sich auch schon das Bier eingebürgert; man trinkt einen winzigen „Bock" nach Pariser Art für 50 Pfennige, oder eine Flasche bayrischen, Rotterdamer, englischen Bieres für 1½ bis 2 Franken. Draußen rollen immer mehr Equipagen durch das Gewirr der anderen Gefährte. Man macht jetzt Besuche und Einkäufe in den eleganten Läden. Von der Puerta del Sol strömt die Menge durch die breite schöne Alcalastraße nach dem Prado, dessen breite Alleen sich um ein Viertel von Madrid herumziehen und die beliebte nachmittägliche, im Hochsommer abendliche Promenade der Einwohnerschaft bilden. Zwischen zwei prächtigen Fontänen mit marmornen Neptunstatuen breitet sich der „Salon" des Prado aus, gleichsam ein Festsaal im Freien, dessen sauberer festgewalzter Sandboden wie ein Parquet erscheint. Militärmusik spielt hier an Sommerabenden

zum öffentlichen kostenlosen Vergnügen ihre Konzertstücke auf; eine Fülle von Gaslaternen erleuchtet Abends das bunte Bild, welches die Spaziergänger hier bieten.

Nahebei ist der große königliche Park Retiro. Alle Tage vor Sonnenuntergang hält die feine Welt von Madrid mit dem Hofe hier ihren Corso ab. Ein paar hundert, oft über tausend Karossen mit schönen Gespannen, Kutscher und Diener in Livree auf dem Bock, erscheinen dann auf dieser Scene und fahren in langer Bahn unter dem Schatten der Bäume aneinander vorüber, während die Insassen sich flüchtig begrüßen und wie überall in der Welt sich gegenseitig bekritteln.

Im Grunde genommen ist alle Tage Sonntag in Madrid, und dadurch übt es seinen Reiz aus. Fabriken und Industrien von Belang sind nicht vorhanden, und die Arbeit bedrückt die Leute nicht. Sie sehen immer aus, als seien sie da, das bischen Leben zu genießen, und wäre es nur durch Spazierengehen in der feinen reinen Luft der Madrider Hochebene, auf der im Westen die schneeigen Gipfel des lang hinziehenden Guadaramagebirges aufragen. Jeder ist Caballero, Jede eine Donna und liebt das Vergnügen. Nachmittags pilgert alle Welt aus der Stadt hinaus, nach den Friedhöfen, auf's Land, nach der Arena, wo im Frühling und Herbst die Stierkämpfe stattfinden. Für diese Unterhaltung sind die meisten Spanier leidenschaftlich eingenommen und ein großer Theil der 12,000 Plätze, welche die Riesenarena von Madrid hat, ist während der ganzen Saison abonnirt. Im Cirkus wie in den meisten Theatern finden besondere Tagvorstellungen statt. In dem

Garten von Buen-Retiro, einem Theil des königlichen Parks, ist Konzert und steigt ein Luftschiffer auf. Die Prado- und weiterführenden Recoletos-Promenaden sind überfüllt. Die Wasser- und die Eisverkäufer locken mit ihrem Ruf und finden reichlichen Absatz für ihre billigen Erfrischungen. Alles ist von Behaglichkeit und Fröhlichkeit durchdrungen, heimelt durch seine Harmlosigkeit an, erregt durch sein lebhaftes Tempo und hilft das glänzend zu nennende Festbild vervollständigen.

Um sieben Uhr ist die Stunde für die Hauptmahlzeit, die comida. Die spanische Küche behauptet auch in den ersten Hotels vor der französischen ihr Vorrecht; aber sie ist nicht ohne längere Gewohnheit angenehm für den Fremden, weil sie sehr fette und sehr stark gewürzte und meist mit Oel statt mit Butter bereitete Speisen bietet, auch viel Gerichte von Meerthieren, von Schnecken, Muscheln und Schwämmen, die nicht Jedermanns Geschmack sind. Trefflich ist das feine weiße Brod in fester gelblicher Kruste, die Mehrzahl der selten an größeren Tafeln fehlenden süßen Speisen, und das eigentliche Nationalgericht, mit dem nach der Suppe die Mahlzeit eröffnet wird: der puchero. Er besteht aus Rindfleisch, das mit Speck, Gemüse aller Art, vornehmlich den großen spanischen Kichererbsen gekocht ist. In seiner einfachsten Art ist er Gemüse- und Erbsensuppe mit Fleisch. Je anspruchsvoller er sein soll, desto mehr Zuthaten werden ihm gegeben: Schinken, Würstchen, Speck und Hühnerflügel. Alles wird aus dem Topf, in dem es gemeinsam mit verschiedenem Gemüse gar gedünstet worden, auf eine Schüssel gebreitet und hier in sorgfältiger

Ordnung gereicht, so daß alle Fleischsorten in feinen Schnittchen das Gemüse bedecken und die Seiten mit den großen runden Erbsen gefüllt sind. Nach diesem Gericht, welches in den meisten bürgerlichen Familien ganz allein das Mittagessen bildet und Tag für Tag auf den Tisch kommt, folgen in den Gasthäusern Fisch, Zwischengänge, Pasteten, Geflügel, Braten: sechs, acht, zehn Gänge, die allerdings oftmals nicht mehr bedeuten, als Tellerspielereien. Es kommt vor, daß man Dinge, wie gemeine rothe Rüben, als besondere Zwischenspeise servirt. Bemerkt sei auch, daß auf jeder spanischen Tafel eingesäuerte Olivenfrüchte stehen, von denen man zur Reizung des Appetits vor dem Essen und auch während desselben nascht. Den rothen Wein von Val de Pennas trinkt man nach Belieben, und je nach der Jahreszeit gibt es Orangen, Mandeln, Trauben, Obst aller Art mit süßem Gebäck zum Dessert.

Nach dem Essen erhalten die Kaffeehäuser wieder ihren Massenbesuch. Sie spielen eine so große Rolle im öffentlichen Leben von Madrid, wie in dem von Paris. In ihnen ist es aber theuer. Die kleine Tasse Kaffee kostet nach unserem Gelde 40 Pfennige, während überall in den Provinzstädten in oft noch schöneren, glänzender ausgestatteten Cafés, als die Madrider zumeist sind, nur die Hälfte genommen wird. Dazu das übliche Trinkgeld von mindestens 10 Centimos, ohne das man kein Caballero wäre und die souveräne Verachtung des Kellners, des mosso, sich unfehlbar zuzöge. Diese Mossos, die man in Spanien überall findet, wo Gäste zu bedienen sind, erwarten solchen Tribut mit aller nationalen Grandezza, ohne sich gewöhn-

lich zu irgend einer weiteren Dienstleistung herabzulassen, wie beispielsweise eine Nachhilfe beim Anziehen des Ueberziehers wäre. Dagegen muß man vor ihnen als Fremder auf der Hut sein, kein falsches Geld herauszubekommen. Sie bringen falsche Ein- und Zwei-Pesatastücke (= Francs) gern auf diese Weise an. Es wimmelt ja von solchen Münzen in Madrid, und es sieht deshalb auch kein Mensch etwas Arges darin, sie ausgeben zu wollen, ob man nun ihre Unechtheit kennt oder nicht. Es gibt sogar einen Laden, wo sie laut öffentlicher Anzeige gekauft werden. Ueberall, zumal in den Geschäften des Kleinverkehrs, beim Bankier, bei allen Kassen prüft man die Münzen durch Aufwerfen auf den Tisch nach ihrem Klange, und das untrüglichste Ohr dafür hat der Tabakhändler. Er ist ja als Verkäufer der Regiecigarren und Tabake in seinem „estanco national", wie sein Laden heißt, einem Staatskassirer gleich zu achten; bei ihm allein sind auch die Stempelmarken, die Sellos für telegraphische Depeschen und die Postfreimarken zu haben, deren Verkauf an den Amtsbureaux aus Vorsicht gegen Unterschlagungen nicht stattfindet. Vergessen sei auch nicht der Perruquero, der Friseur und Barbier, bei dem es von Früh bis Abends nicht leer wird. In seiner Stube liebt man Abends zu sitzen, Cigaretten zu rauchen, zu plaudern und sich schön machen zu lassen für den Besuch des Theaters, eines Balles oder einer Gesellschaft.

Von neun Uhr an beginnen nämlich erst die Theatervorstellungen, um Mitternacht geht man erst in die Gesellschaft und vor zwei, drei Uhr sucht man dann nicht sein Bett auf. Es gibt mindestens zwölf Theater, in

denen gewöhnlich jeden Abend gespielt wird, die meisten derselben sind groß, und in fast allen findet man regelmäßig ein zahlreiches Publikum. Der Spanier liebt das Theater über alle Maßen, und die Spanierin erst recht. Sie ist unglücklich, wenn ihr dies Vergnügen nicht bereitet werden kann, und die Armen versetzen lieber von ihrer entbehrlichen Habe, ehe sie sich den Genuß einer Theatervorstellung versagen.

Das königliche Theater führt nur Opern auf, und die Plätze in demselben sind sehr theuer. Ein Parquetplatz kostet an der Abendkasse 15 Francs, vorher gekauft 13; ein bescheidener Sitz oben im Paradaiso noch anderthalb Francs. In den Logen zeigt sich die elegante Damenwelt in ihrem Putz und in ihrer Schönheit. Ihre schwarzen Augen blitzen, ihr Geschmeide funkelt, ihre bloßen Schultern leuchten, und das geräuschlose Spiel ihrer schwarzen Fächer hört nicht auf. Die Loge ist wie ein kleiner Salon, und die Bekannten Derjenigen, welche sie inne haben, machen dort während der Zwischenakte ihre Besuche. Daher dauern die Zwischenakte meist eine halbe Stunde. Während derselben begibt man sich auf die Umgänge der Ränge und in die daran stoßenden salonartigen Foyers, oder in das Theatercafé, um eine Erfrischung zu nehmen, die Abendzeitungen zu lesen, über Börse und Politik zu sprechen, und vor Allem, um zu rauchen. Auch in den Theatern kann der Spanier nicht von seiner Cigarette lassen und nirgends existirt ein Verbot dagegen. Sitzt doch der Logenschließer selbst auf seiner Bank im Korridor und bläst den Dampf seiner petillo in die Luft.

Das spanische Theaterpublikum ist ein sehr leicht empfängliches, schnell begeistert, aber ebenso anspruchsvoll und kritisch, zumal in der Oper. Es pfeift eine Sängerin bei mangelhafter Leistung ebenso aus, wie den fehlstoßenden Stierkämpfer und den ungeschickten Stier in der Arena.

In der Mehrzahl der anderen Theater pflegt man das Lustspiel sowohl der alten wie der neueren Dichter, und es ist hiebei darauf hinzuweisen, daß diese Gattung der Literatur mit Vorliebe auch gelesen wird und der Spanier gern aus den bekannten Stücken citirt. Er ehrt seine Dichter ungemein, und selbst wer nicht lesen kann, weiß Stellen aus ihren Werken herzusagen. Beliebt sind die Zarzuelas, wofür es in Madrid ein besonderes Theater dieses Namens gibt. Die Zarzuela ist ein Zwischending des Lust- und Singspiels, der Operette und der Posse, halb Poesie, halb Prosa, Worte und Gesang, ernste und heitere Handlung. Ferner sind populär die politische Komödie, die Satire, die Einakter, welche lokale oder öffentliche Angelegenheiten witzig auf die Scene bringen. In bestimmten Theatern führt man drei, vier solcher Stücke an einem Abend auf und verkauft zu jedem besonders die Eintrittskarten. Die Zeit des Anfangs jeder dieser Vorstellungen ist auf dem Anschlagzettel genau angegeben, und es finden sich zu jeder allemal neue Zuschauer ein. Um elf Uhr, halb zwölf besucht man solch' ein Theater noch, um das letzte Stück anzusehen. Vor Mitternacht wird niemals ein Theater geschlossen, oft dagegen kommt es vor, daß die Vorstellungen bis gegen ein Uhr dauern.

Andere öffentliche Lustbarkeiten, zumal niedriger Art, existiren gewöhnlich nicht in Madrid, obwohl es eine Einwohnerschaft von gegen 400,000 Menschen hat. Wer nicht im Theater ist sitzt im Kaffeehause. Im Sommer nach dem Theater liebt man noch, auf der Puerta del Sol in der kühlen Luft eine Stunde spazieren zu gehen, und die Kaffeehäuser sind bis zwei Uhr dicht besetzt, die Straßen voller Wagen und Menschen, wie zu Beginn des Abends. In den vornehmen Kasinos wird gelesen, geplaudert, geraucht und gespielt. In den geladenen Gesellschaften scherzt und tanzt man noch. Die hohen Herren, die Deputirten, die Gelehrten, die Staatsmänner geben um diese Nachtstunden ihren Freunden Audienz. Das ist die Sitte, und man darf sich nicht wundern, wenn man von diesen Herren um drei Uhr Nachts zum Besuch eingeladen wird. Aber auf den Straßen ist's dann schon stiller. Hie und da hört man den Heimkehrenden an seinem Hausthor den eisernen Klopfer schlagen — einmal, wohnt er im ersten, dreimal, wohnt er im dritten Stock. Oder er ruft den immer in seiner Straße mit Lanze und Laterne stehenden Nachtwächter, den braven Sereno, der die Schlüssel zu allen Häusern seines Reviers hat, und für zehn Centimos schließt dieser die Thüre auf und leuchtet dem Caballero bis zum ersten Geschoß hinauf.

Der „Kardinal des Meeres“.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Der Hummer ist der Riese unter den Krebsen, und wird von Leuten, welche die Tafelfreuden lieben, als eine der größten Delikatessen geschätzt. Man findet den Hummer daher häufig an den Schaufenstern unserer Delikateßwaarenhandlungen ausgestellt, entweder in noch lebendem Zustande, den ungeschlachten schwarzen oder grünschwarzen Leib auf ein Lager von frischen Brennnesseln gebettet, oder gekocht und dann in jenes leuchtende Scharlachroth gekleidet, welches einen berühmten Mann veranlaßte, ihn den „Kardinal des Meeres“ zu nennen.

Aber wie bekannt uns auch der Salzwasserbewohner von Ansehen oder Geschmack sein mag, von seiner Lebensweise wissen wir meist recht wenig, und so dürfte es nicht ohne Interesse sein, ihm einen Besuch in seiner Heimath abzustatten, welche im Gebiet der Nordsee und des atlantischen Oceans zu suchen ist.

Der gemeine Hummer (Astacus marinus oder Homarus vulgaris) wird zwar von der norwegischen Küste bis zum Mittelmeer gefunden, man fängt ihn in geringerer Menge sowohl bei Helgoland, wie an den englischen Gestaden, als

seine eigentliche Heimath aber ist die zerklüftete Küste von Norwegen mit ihren zahllosen Wasserarmen, Einbuchtungen und Ausläufern anzusehen, sowie die ähnlich gestalteten nordöstlichen Gestade Neu-Englands (Nordamerika), von Yarmouth, im Staate Maine, bis zum Kap Sable, der äußersten Spitze Neu-Schottlands. Die mächtigen unterseeischen Bänke, welche sich längs dieser Küstenstrecken weit hinausziehen, bis sie jäh in die Tiefe abfallen, vereinigen die für ihn günstigsten Lebensbedingungen, und bieten ihm namentlich passende Winter- und Sommerquartiere in nicht allzugroßer Entfernung von einander.

Die Hummern überwintern zum Theil allerdings auch an flacheren Stellen, indem sie sich in den Schlamm eingraben; die übergroße Mehrzahl aber sucht beim Eintritt der rauhen Jahreszeit tiefes, stilles Wasser auf, wo die Thiere reichliche Nahrung, sowie höhere Wärmegrade finden, als in den durch aufgehäufte Eisschollen stark abgekühlten geringeren Tiefen, und gleichzeitig gegen die Gefahren der winterlichen Stürme geschützt sind, welche die seichteren Stellen bis zum Grunde aufwühlen. Fängt man im Frühjahr und Herbst den Hummer schon bei fünf Faden *) Wasser, so hat man im Dezember, wo er am besten schmeckt, den Köder meist bis zu dreißig Faden hinabzusenken, um der Beute habhaft zu werden.

Wie die Vögel, so scheinen auch die Hummern den Wandertrieb ziemlich gleichzeitig zu empfinden, setzen sich in Kolonnen — die stärksten Individuen an der Spitze,

*) Faden = 6 Fuß.

die schwächeren weiter zurück — in Bewegung, und beherrschen während dieses Zuges selbst den zänkischen und streitsüchtigen Charakter, der sie sonst in der Freiheit wie in der Gefangenschaft auszeichnet, um ihren Marsch in friedlicher Gemeinschaft zurückzulegen.

Wie schon seine Gestalt verräth, gehört der Hummer zu den Krebsen, und unterscheidet sich thatsächlich von unserem allgemein bekannten Flußkrebse durch wenig mehr, als durch seine Größe. Wie jener hat er zwei Hauptkörpertheile, wovon der vordere durch das aus einem einzigen Stück bestehende Rückenschild bedeckt ist, welches nach vorn in den Stirnstachel ausläuft. In den halbkreisförmigen Ausschnitten desselben liegen die beiden Augen, welche, wie die der Spinnen, auf beweglichen Stielen befestigt, nach verschiedenen Richtungen hin gestellt oder zurückgezogen werden können, und deren Oberfläche nicht glatt, wie die der Säugethiere, sondern facettenartig ist, wie die der Insekten. Unterhalb der Augen stehen die beiden großen Fühler, zwischen denen die Gehörwerkzeuge des Hummers liegen, geschlossene Säckchen, welche mit Wasser gefüllt und inwendig mit feinen Härchen bewachsen sind. Geräth dies Wasser durch einen Schall in zitternde Bewegung, so überträgt sich dieselbe auf die Gehörhärchen und von diesen auf den Gehörnerv.

Weiter zurück liegt dann die Mundöffnung des Hummers mit Lippen und Ober- und Unterkiefer, welche die Nahrung fassen und oberflächlich zerstückeln, während das eigentliche Zermalmen erst im Magen selbst durch die Magenzähne — eigenthümliche leistenförmige Erhabenhei-

ten — vor sich geht. Auch die linsenförmigen, kalkartigen Körper, welche als sogenannte „Krebsaugen" bekannt sind und früher in der Medicin eine große Rolle spielten, liegen im Magen und werden von dem Thiere zur Wiederherstellung der neuen Schale verwendet, wenn es, wie alljährlich geschieht, den alten zu klein gewordenen Panzer abgeworfen hat. Das fast unmittelbar unter dem Rückenschilde liegende Herz enthält weißliches Blut.

An das Bruststück des Hummers sind fünf Paar Gehbeine angewachsen, wovon das vorderste Paar in großen, die beiden nächsten Paare in kleineren Scheeren endigen. An der Basis dieser Beine liegen die Kiemen, durch welche das Wasser in seinen Körper eintritt, um nach hinten und unten wieder abzufließen und dann fortwährend erneuert zu werden. Die dabei erforderlichen Bewegungen der Kiemen u. s. w. ersetzen das „Athemholen" der mit inneren Lungen versehenen höheren Thiere. Obgleich demnach Wasserathmer, besitzt der Hummer, wie andere Krebse und Krabben, dennoch die Fähigkeit, eine beschränkte Zeit auf dem Trockenen zu leben, ohne zu Grunde zu gehen.

Der zweite Hauptkörpertheil unseres Krustenthieres, der Schwanz, ist von einem weniger starken Panzer umgeben, der aus einzelnen Ringen oder Gliedern besteht, und diese Ringe zeigen nach unten fußähnliche Anhängsel, zwischen denen das Weibchen die gelegten Eier bis zum Moment des Auskriechens der Jungen zu tragen pflegt.

Wie der Flußkrebs kriecht auch der Hummer gleich in seiner vollendeten Gestalt aus dem Ei und hat keine weitere

Umwandlung zu bestehen, als ein alljährliches Abwerfen des Panzers, eine Häutung, welcher selbst die feinsten Organe des Thieres, ja sogar der durch den Schwanz führende Darmkanal, unterworfen sind. Einige Tage vor dieser offenbar sehr unangenehmen Katastrophe, wie sie Brehm in seinem „Thierleben" in dem Abschnitte: „Krebse" eingehender beschreibt, verliert das Thier den Appetit, wird unruhig, reibt die Beine aneinander, wirft sich endlich auf den Rücken und arbeitet mit dem ganzen Körper so lange, bis es ihm gelingt, die Haut zu zerreißen, welche den Panzer des Bruststückes mit dem des Schwanzes verbindet; worauf der Patient sich seiner Schale entledigt, indem er erst Augen und Fühler freimacht und dann die Beine den engen Hülsen entzieht, welche sich der Länge nach spalten. Dabei verliert er allerdings zuweilen die eine oder andere dieser Extremitäten, worauf indessen, da ihm jedes verlorene Glied wieder wächst, nicht allzuviel ankommt. Die Schwanzhülle streift das Thier dann ohne große Schwierigkeiten ab. Der Hummer ist nun für einige Zeit ganz weich (den Flußkrebs nennt man in dieser Periode „Butterkrebs") und bildet in diesem Zustande einen Leckerbissen für Raubfische und andere Feinde, denen er schutzlos preisgegeben ist. Um ihnen zu entgehen, verkriecht er sich in Schlamm und Uferspalten, sowie unter Steine, benutzt aber diese Uebergangszeit, um seinen Leib zu recken und zu strecken, denn es ist der einzige Moment des Jahres, der ihm erlaubt zu wachsen und an Umfang zuzunehmen. Schon nach wenigen Tagen beginnt der Panzer sich ein wenig zu härten, und hat er erst die frühere Festigkeit

wieder erreicht, so ist's mit dem Wachsthum bis zur nächsten Häutung zu Ende.

Die beiden obengenannten Küstenstrecken in Norwegen und Nordamerika, welche als die eigentliche Heimath des Hummers gelten können, bilden selbstverständlich auch die ergiebigsten Fangplätze des Schalthieres, und der Handel damit hat dort sehr bedeutende Dimensionen erreicht. Von Norwegen, namentlich von Stavanger aus, fahren während der Hummersaison täglich kleine, schnellsegelnde Fahrzeuge mit doppelten, durchlöcherten Böden, welche als Behälter für die lebendigen Thiere dienen, nach England und Holland, wo der größte Verbrauch frischer Hummern stattfindet, und Amerika sendet uns alljährlich, nach Befriedigung des eigenen Marktes, Tausende und Abertausende von Büchsen mit eingekochten Hummern herüber.

In Norwegen wird das Thier in cylinderförmigen, aus Weidenruthen geflochtenen, an den beiden Enden mit runden Oeffnungen versehenen Körben gefangen. In Amerika bedient man sich dazu großer, länglicher, aus einem Lattengitter bestehender Kästen, mit einem seitlichen Verschluß von Netzwerk, in welchem sich die Einschlüpfelöcher für den Hummer befinden und ihm gestatten, die auf dem Boden des Kastens befestigte Lockspeise — gewöhnlich Fischköpfe oder Eingeweide von Fischen — zu erblicken und sich ihr zu nähern, während eine obere Klappe dem Fischer das Einbringen des Köders und das Herausnehmen des Fanges ermöglicht. Diese Körbe und Kästen versenkt man mit Hilfe eines Ballastes von Steinen auf den Grund des Meeres, während schwimmende, vermittelst langer Leinen

daran befestigte Stücke Holz zur Bezeichnung des Platzes dienen.

Einzelne Hummerfischer besitzen Hunderte solcher Käfige oder Körbe, die sie an passenden Stellen auslegen und jeden Morgen emporziehen und nachsehen, denn der Hummer ist ein Nachtthier, das seiner Nahrung selten am Tage nachgeht. Zuweilen bedecken die mit dem Namen eines einzigen Eigenthümers bezeichneten Schwimmhölzer die Oberfläche des Wassers im Umkreise von mehreren Stunden. Im Winter, wenn der Fischer weit hinaus nach dem tieferen Wasser segeln muß, ist der Hummerfang oft mit großen Gefahren verbunden; auch nimmt zuweilen die sturmbewegte See die ausgelegten Körbe und Kästen mit fort oder zertrümmert sie am Strande, und es kommt vor, daß einem Fischer über Nacht die Hälfte seiner Fallen zu Grunde geht.

Zudem ist der Hummerfang bei weitem nicht mehr das einträgliche Geschäft, das es ehemals war. Die Konkurrenz ist sehr groß, und die Küsten wimmeln von ausgelegten Fallen. Namentlich ist aber die Größe der Hummer unter diesen Nachstellungen zurückgegangen. Während man sonst aus tiefem Wasser nicht selten Exemplare von 25 Pfund Schwere, über 2 Fuß Länge und entsprechendem Umfange an's Land brachte, gelten jetzt Hummern von 1 Fuß Länge (ohne die Scheeren gemessen) schon für einen guten Fang. Der vollständig ausgewachsene Hummer kann eine Länge von 2 Fuß erreichen, und noch jetzt zeigt man hie und da die Scheeren früher gefangener Riesenthiere, welche über 40 Pfund wogen.

Nach der Ansicht erfahrener Fischer erreicht der Hummer, wenn er kein gewaltsames Ende findet, ein sehr hohes Alter. Die Hummermutter legt jährlich gegen 12,000 Eier, wovon indessen die Mehrzahl durch Raubfische und Unfälle aller Art zu Grunde gehen. Man kann die Hummermütter bei stillem Wasser oft inmitten ihrer sie umspielenden Brut beobachten, die sich bei nahender Gefahr unter ihren Schwanz flüchtet. Auch findet man die jungen, kaum zolllangen Hummern nicht selten in Muscheln, in welche sie sich verkrochen haben und mit denen sie an den Strand getrieben werden. Zu Ende des dritten Lebensjahres messen die jungen Thiere vielleicht vier Zoll, und zu Ende des vierten kaum mehr als sechs. Danach zu urtheilen müssen sie wenigstens fünf bis sechs Jahre alt sein, um die Größe zu erreichen, in welcher sie erst zart und wohlschmeckend gefunden werden, und bei so langsamem Wachsthum dürfte allerdings ein Menschenalter dazu gehören, ehe das Thier seine normale Entwickelung erreicht hat, d. h. etwa 2 Fuß lang und 25 Pfund schwer ist.

Wie fast alle seine Stammesgenossen, Krebse, Krabben, Langusten u. s. w., entwickelt auch der Hummer eine außerordentliche Schlauheit, sowohl in der Beschleichung seiner Beute, wie bei einer etwa nothwendigen Flucht, und ist mit bemerkenswerthen Fähigkeiten ausgerüstet, seine Nahrung zu suchen und festzuhalten. Mit den beiden mächtigen Fühlern untersucht er seine Umgebung mit großer Schnelle und Gründlichkeit, und die seltsam gestalteten, ringsum blickenden Augen, sowie die starke Entwickelung seiner Muskeln und die harte Decke seines Körpers sind

mächtige Hilfsmittel. Seine Scheeren besitzen nicht nur die Kraft, harte Muscheln aufzuknacken, wenn er ihrer zu seiner Nahrung bedarf, sondern auch Fische, Flundern und dergleichen zu packen und festzuhalten, während er sie langsam verzehrt. Die Bewegungen des auf dem Trockenen so ungeschickt erscheinenden Thieres sind im Wasser, seinem eigentlichen Elemente, sehr schnell und behende. Nach der Art seines Geschlechts geht er mit Vorliebe rückwärts, wobei er den Schwanz nach unten zusammenrollt und sich mit erstaunlicher Schnelligkeit fortschiebt.

Nur im Fangkorbe oder Kasten scheint das Thier von seiner sonstigen List und Schlauheit verlassen zu werden. Zwar findet es, nachdem es erst den Köder verspürt, ohne Schwierigkeit die beiden Löcher an den Enden, welche es ihm ermöglichen, zu dem Fraße zu gelangen, und geschickt zwängt es sich rückwärts hinein, aber vermag nicht auf demselben Wege wieder hinauszukommen. Auch hält das Schicksal des einen die anderen keineswegs ab, sich in dieselbe Gefahr zu begeben, denn wenn der Korb oder Kasten heraufgezogen wird, enthält er oft nicht weniger als ein Dutzend der Thiere.

Uebrigens scheint die Bemerkung, daß er gefangen ist, dem Hummer entweder den Appetit zu verderben, oder er ist in der That das mäßige Thier, für welches die Fischer ihn halten, welche behaupten, er vermöge sich sehr lange nur vom Schlamm zu nähren. Auch der Größte verzehrt stets nur einen geringen Theil der Lockspeise, und man findet nie etwas in seinem Magen. In den schwimmenden, durchlöcherten Behältern, in welche die Hummern

gebracht werden, nachdem sie gefangen sind, können sie Monate lang von dem Wenigen leben, was sie dort finden, wenn nicht etwa einer den anderen auffrißt, was auch vorkommt. Sicher ist, daß zwei sich begegnende Hummern sofort wüthend übereinander herfallen, daß sie in den Behältern die erbittertsten Kämpfe ausfechten, sich zu förmlichen, schwer zu lösenden Klumpen mit den Scheeren verbeißen und vielfach dabei diese Glieder einbüßen. Unter den Fischern ist übrigens der Glaube verbreitet, die Thiere verlören ihre Scheeren auch bei heftigen Gewittern, welche sie dergestalt erschrecken, daß sie bei Ausbruch eines solchen während des Transportes oft in Masse sterben. Auch starker Geschützdonner scheint einen ähnlichen nachtheiligen Einfluß auf den Organismus des seltsamen Thieres auszuüben und sein Leben in Gefahr zu bringen.

Die Scheere des Hummers vermag übrigens den Finger eines Menschen zu zerbrechen. Man geht deshalb bei dem Fange sehr vorsichtig zu Werke, und wird einer der Fischer von einem großen Thiere gepackt, so ist es meist nicht möglich, ihn ohne Anwendung von Hammer und Meißel, mit denen man die Scheere zerbricht, zu befreien.

Früher wurde der Hummerfang im kleinen Maßstabe häufig mit langen Zangen betrieben, vermittelst deren man die Thiere an ruhigen Abenden auf seichtem Grunde packte, aber sie wurden dabei häufig so stark verletzt, daß sie bald starben. Auch mit Schlag- und Tiefnetzen, die man, mit einer Lockspeise versehen, auf den Meeresboden hinabläßt, wird hin und wieder auf Hummern gefischt.

Die größeren Exemplare kommen frisch auf den Markt.

Man kauft in den norwegischen Hafenstädten einen Hummer von etwa sechs Pfund Gewicht für 50 Pfennig, und in Holland und England fehlt die Delikatesse während der Saison weder auf der bescheidensten Speisekarte, noch auf einer Wirthschaftstafel oder einem Familientische. Es dürfte demnach nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man den jährlichen Verbrauch von Hummern auf 5 bis 6 Millionen Stück veranschlagt. In Boston allein werden jährlich über eine Million Stück verkauft.

Die kleineren Exemplare wandern gewöhnlich in die Faktoreien, wo sie gesotten und in Blechbüchsen eingelegt werden. Die größeren Etablissements dieser Art besitzen oft mehrere eigene Hummerschiffe, welche ihnen während der günstigen Jahreszeit ununterbrochen das lebendige Material zuführen, und beschäftigen häufig 150 Fischer. Sind die Hummern zuerst in großen Kesseln abgesotten, so werden sie auf langen Tischen in ihre verschiedenen Theile zerlegt. Ein Arbeiter, welchen man in Amerika den „Craker" nennt, spaltet den Panzer der Scheeren durch geschickte Schläge mit einem Hackemesser oder mit dem „Hummerbrecher", das Fleisch der daran sitzenden Arme wird von jungen Mädchen mit gabelförmigen Instrumenten herausgezogen und der Schwanz vermittelst eines eigens dazu konstruirten Eisens seiner Hülle entledigt. Dann rangirt man die verschiedenen Stücke, gleichmäßig vertheilt, in Ein- und Zweipfundbüchsen, wiegt sie, drückt den Inhalt mit einem besonderen Instrument fest zusammen und bedeckt jede Büchse mit einem Deckel, der bis auf eine kleine Oeffnung verlöthet wird. Nun gelangen die Büchsen

in flache Pfannen, in welchen sie so lange im Wasserbade gekocht werden, bis sich alle darin vorhandene Luft durch die erwähnte kleine Oeffnung verflüchtigt hat, worauf auch diese verlöthet und die Büchsen nun nochmals so lange gekocht werden, bis der Inhalt vollständig gar ist. Dann kommen die Blechdosen in den Packraum, wo man sie wieder blank putzt und mit Etiketten versieht, welche gewöhnlich einen ungeheuren dunkelrothen Hummer (Lobster) am Strande einer ultramarinblauen See zeigen.

Die Besorgniß, den Hummerfang, trotz der ungeheuren Fruchtbarkeit des nützlichen Thieres, in einen Vertilgungskrieg ausarten zu sehen, hat übrigens die amerikanische Regierung veranlaßt, das Einlegen des Hummers in Büchsen während der Laichzeit und der Häutungsperiode, d. h. während der Sommermonate, zu untersagen. Für den täglichen Bedarf ist der Fang zwar gestattet, aber das Fleisch gilt in dieser Zeit für ungesund, besitzt nicht den sonstigen Wohlgeschmack und wird wenig gegessen.

Die Janitscharen.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

In der Geschichte des gesammten Kriegswesens findet sich kaum eine zweite Episode, welche in kulturhistorischer Beziehung so interessant wäre und den dichterischen Ausspruch, wonach Böses fortzeugend nur Böses gebären kann, so eindringlich bethätigte, wie die der Janitscharen. Heute nur noch dem Namen nach bekannt, war dieses türkische Militärcorps vier Jahrhunderte lang eine Geißel Europa's, um schließlich zu einer Zuchtruthe seiner eigenen Beherrscher zu werden, und auf diese Weise seinen Untergang selbst herbeizuführen.

Die Entstehung der Janitscharen fällt in die Regierungszeit des Sultans Urchan (auch Orchan oder Orkhan genannt), welcher als einer der bedeutendsten Herrscher seines Geschlechts 1326 bis 1359 auf dem osmanischen Throne saß, sich durch großartige Eroberungen auszeichnete und, beiläufig bemerkt, sich in Brussa einen prachtvollen Palast erbaute, dessen Thor die „hohe Pforte" genannt wurde, eine Bezeichnung, welche später auf die türkische Regierung überging. Es war im Jahre 1329, als

Urchan die Truppe der Janitscharen in's Leben rief und zwar auf folgende Weise. Ein mohammedanisches Gesetz bestimmte, daß dem Sultan ein Fünftel der Beute und Gefangenen in jedem Kriege zufalle, und da sich die Nothwendigkeit zeigte, neben der Reiterei auch Fußvolk einzustellen, die Türken aber schlechterdings nicht dazu zu bringen waren, als Fußsoldaten zu dienen, so ließ Urchan aus den gefangenen jungen Christen die stärksten und schönsten auswählen, die dann von türkischen Landleuten im Islam erzogen und von Jugend auf an Strapazen und Blutvergießen gewöhnt wurden. Diese neue Truppengattung erhielt den Namen Jeni-tscheri (neue Truppe), woraus die Europäer das Wort Janitscharen machten. Der Stifter des Derwischordens, Scheich Hadschi Bektasch, gab der neuen Kriegsschaar feierlich seinen Segen, indem er den Aermel seines Filzmantels auf den Kopf eines Anführers derselben legte, so daß derselbe über den Kopf desselben rückwärts herabhing. Zum Andenken daran erhielten dann die Janitscharen eine weiße Filzmütze, Börk genannt, mit dem herabhängenden Aermel, letzterer Ketschke und bei den Obersten Uskuf geheißen. Der Segen selbst ist uns in seinem Wortlaute aufbewahrt und lautet wie folgt:

„Möge ihr Angesicht immer glänzend, ihre Hand siegreich, ihr Schwert durchbohrend sein, ihr Speer allezeit über den Häuptern der Feinde schweben! Mögen sie, wohin sie auch immer gehen, stets mit fröhlichem Angesicht zurückkehren!"

Dieser Segen hat sich Jahrhunderte lang zum Fluche

für Europa erfüllt. Die Janitscharen wurden das stehende Heer des osmanischen Reiches, die Blüthe der türkischen Truppen, und die großen Erfolge, welche die letzteren auf ihren Eroberungszügen in Europa davontrugen, hatten sie wesentlich diesem Theile ihrer Miliz zu verdanken. Anfänglich belief sich die Zahl der Janitscharen nur auf 1000 Mann, im Laufe der Zeit jedoch stieg dieselbe ganz unverhältnißmäßig. Aber auch ihr ganzes Wesen wurde ein anderes. Während man ursprünglich nur junge kriegsgefangene Christen dazu auserlesen hatte, welche man zur Annahme des Islams nöthigte, wurde es allmählig Brauch, die Kinder der in den türkischen Ländern lebenden Christen gewaltsam dazu auszuheben, und zwar in der Art, daß jeder fünfte Knabe in die Truppe der Janitscharen eintreten mußte. Außerdem bewogen die großen Vorrechte, die man ihnen zugestand, namentlich die Befreiung von gewissen Abgaben und die Aussicht auf Beförderung zu hohen Ehrenstellen, viele Christen, ihre Söhne freiwillig diesem Dienste zu widmen.

Die Ausbildung der Janitscharen erfolgte in ganz besonderen, streng abgeschlossenen Anstalten, den sogenannten Pagenkammern. Hier wurden sie an blinden Gehorsam und unbedingte Subordination gewöhnt und in allen jenen Fertigkeiten geübt, die sie später im Schlachtgetümmel so furchtbar machten.

In der ersten Zeit wurden nur Unverheirathete zugelassen, ein Umstand, der bisweilen christliche Eltern, welche ihre Söhne vom Dienste befreien wollten, bestimmte, dieselben noch im Knabenalter zu vermählen. Später jedoch half

dies nicht mehr, wie man sich auch bald nicht mehr auf Christenkinder bei der Aushebung beschränkte, sondern ebenso Mohammedaner aufnahm. Selbst die Flucht konnte Jemanden, der zur Rekrutirung ausersehen war, selten retten, denn keiner der benachbarten Staaten gewährte einem solchen Flüchtling Aufnahme, da die Türken oft aus diesem Grunde mit dem betreffenden Reiche Händel suchten. Es war daher für den Begüterten nur das Loskaufen möglich, welches in der Regel 60 bis 70 Dukaten erforderte. Dabei wurde aber der schnödeste Mißbrauch getrieben. Die Offiziere, denen die Aushebung der Rekruten anvertraut war, zogen weit mehr als nöthig waren ein, und verkauften dann die überzähligen an Sklavenhändler.

Die zur Uniform der Janitscharen gehörige Filzmütze und den herabhängenden Aermel haben wir bereits erwähnt. Sie hatten jedoch noch weitere Abzeichen, und zwar recht sonderbare. Vorn an der Mütze war ein messingenes Futteral angebracht, in welchem der hölzerne Löffel, mit Hilfe dessen das türkische Nationalgericht, der Pilaw, verzehrt wird, seinen Platz erhielt. Dieser Löffel, der an die Küche und das Prinzip des Nährens erinnert, wurde dann das leitende Symbol für die Benennungen der Offiziere. So hießen beispielsweise die vier ersten Offiziere jedes Regiments Tschorbadschibaschi, d. i. Suppenmacher, Aschtibaschi, Oberstkoch, Sakkabaschi, Oberstwasserträger, und Wekilichardsch, Kücheneinnehmer. Der Oberste trug im Dienste einen riesigen Schöpflöffel, der zum Herausnehmen der Speisen aus dem Kessel verwendet wurde. Die Fahne der Janitscharen war von blutrother

Farbe und auf derselben befand sich der silberne Halbmond, sowie das zweigespitzte Schwert Omar's; allein als ein noch erhabeneres Symbol der Soldatenehre und des Kriegsruhmes galt der Fleischkessel. Bei diesem hatten die Neuangeworbenen den Schwur der Treue zu leisten, ihn zu verlieren, bedeutete den größten Schimpf; wenn der Kessel umgekehrt, galt er als Zeichen des ausgebrochenen Aufruhrs, und bei keiner feierlichen Prozession versäumte man, an ihm mit allen Zeichen der Achtung vorüberzuziehen.

Den höchsten Oberbefehl über alle Rotten der Janitscharen hatte ein Generallieutenant unter dem Titel Kul Kiaja, d. h. eigentlich Sklavensachwalter. Dieser genoß großes Ansehen, und seine Absetzung konnte nur unter Zustimmung der Janitscharen erfolgen. Er war die eigentliche Seele des Ganzen, er hatte die Stellen vom Obersten abwärts zu besetzen und im Kriege alle Angriffs- oder Vertheidigungsmaßregeln zu treffen.

Die Bewaffnung der Janitscharen im Kriege bestand in einer langen, schweren Flinte mit kurzem Kolben, einem kleinen Säbel und einem langen Messer mit gabelförmigem Heft, auf welches die Flinte zum sicheren Zielen aufgelegt werden konnte. Ein im Gürtel steckendes Pistol, ein Pulverhorn und eine lederne Tasche zur Aufbewahrung der Kugeln vervollständigte die Ausrüstung. Die Tapferkeit, Gewandtheit und zähe Ausdauer der Janitscharen im Kriegsdienste war in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens musterhaft. Ordnungslos, aber voll kühner Todesverachtung griffen sie den Feind an, indem sie nach

der Vorschrift des Korans zuvor dreimal das Geschrei: „Allah!" ertönen ließen. Allein so zuverlässig sie waren, wenn sie unter den Waffen standen, so entscheidend ihr Eingreifen bei den meisten von den Osmanen gelieferten Schlachten namentlich in früherer Zeit war, so roh, wild und zügellos geberdeten sie sich im Frieden. Da gab es weder Recht noch Gesetz, das sie respektirt hätten.

Diese allmählig immer mehr um sich greifende Verwilderung wurde durch mancherlei Umstände herbeigeführt. Während sie anfänglich in den sogenannten Pagenkammern ihre Ausbildung erhalten hatten, in welche sie bereits als sechs- bis siebenjährige Knaben aufgenommen wurden, ließ man später, um die Kosten zu sparen, diese Einrichtung mehr und mehr fallen, nahm die Rekruten erst mit vierzehn bis sechzehn Jahren auf, und gestattete, wie schon erwähnt, auch geborenen Türken, sowie Verheiratheten den Eintritt. Auf diese Weise lockerte sich die Zucht immer mehr und der Geist der Suborbination schwand fast gänzlich, wie denn auch die innere Geschlossenheit des Corps verloren ging. Von Jahr zu Jahr wurde der Andrang zu dieser Truppe stärker, während ihre Tüchtigkeit in gleichem Maße abnahm. Im 17. Jahrhundert stieg z. B. ihre Zahl von 30,000 auf 60,000, ja bis Anfang des 19. Jahrhunderts sogar auf 400,000, von denen aber nur etwa 60,000 regelmäßig Sold bezogen, und nur etwa 25,000 wirklich dauernd unter den Waffen standen. Was früher für unmöglich gegolten hatte, das kam jetzt immer häufiger vor, nämlich daß die Janitscharen im entscheidenden Moment vor dem Feinde die Flucht ergriffen und ihre An-

führer im Stiche ließen. Ebenso oft kam es zu Tumulten und Gewaltthätigkeiten im eigenen Lager. Genug, die Janitscharen, einst das willenlose Werkzeug der Sultane, hatten es verstanden, das Verhältniß nach und nach in das Gegentheil zu verkehren, dergestalt, daß die Sultane wiederholt zum ohnmächtigen Spielball dieser Banden wurden.

Schon Muhamed II., welcher 1451 den Thron bestieg, bekam die eingerissene Verwilderung empfindlich genug zu fühlen. Kaum hatte derselbe Konstantinopel erobert und das griechische Reich unterworfen, so erschienen die Janitscharen mit aufrührerischem Geschrei vor ihm und verlangten, daß er als neuer Kaiser ihnen die Huldigung gleichsam abkaufen sollte. Und ihre Haltung wurde schließlich so drohend, daß er es für gut fand, ihnen Zugeständnisse zu machen, indem er zehn Beutel Goldes zur Vertheilung spendete. Dadurch wurden die zügellosen Horden aber nur noch anmaßender und betrachteten es nun als ein verbrieftes Recht, daß ihnen bei jedem Thronwechsel große Summen gezahlt würden. Als der älteste Sohn Muhamed's II., Bajesid, an die Regierung kam, stellten sich die Meuterer dem neuen Kaiser in den Weg, verlangten das üblich gewordene Huldigungsgeld und umzingelten bei seinem Einzug das Thor des Serails, um ihre Forderung mit allem Nachdruck geltend zu machen. Auch Bajesid erfüllte ihre Forderungen und leistete so der Frechheit und Zuchtlosigkeit ebenfalls Vorschub.

Die schlimmen Folgen ließen nicht lange auf sich warten. 1511 empörte sich Bajesid's Sohn, Selim, unter-

stützt von den Tataren und Moldauern. Zwar wurde er geschlagen und mußte sich zurückziehen, allein schon im folgenden Jahre erneuerte er den Aufstand. Der eingeschüchterte Vater bot dem Sohne 300,000 Dukaten auf der Stelle und 200,000 Dukaten jährliche Apanage, wenn er die Waffen niederlege. Allein die Janitscharen verhinderten die Aussöhnung und erklärten, sie wollten Selim an Bajesid's Statt zum Sultan erheben. Dadurch eingeschüchtert, dankte der Letztere ab und räumte dem rebellischen Sohne den Thron. Dafür mußte der neue Sultan als Thronbesteigungsgeschenk den Janitscharen eine bedeutende Summe zahlen, und da er nicht Geld genug zur Verfügung hatte, seine Unterthanen gleich mit einer neuen Abgabe bedrücken. Ueberhaupt waren ihm die Janitscharen nur so lange gewogen, als er sich ihrem Willen fügte. Als er aber nach dem persischen Feldzuge 1514, statt nach Hause zu ziehen, in der Landschaft Karabagh gegen ihre Zustimmung zu überwintern beschloß, nahmen sie sofort eine drohende Haltung an und durchlöcherten über seinem Haupte das Zelt, in welchem er ruhte, mit Kugeln und Speerwürfen. Selim mußte nachgeben und wagte es nicht, unmittelbar eine Strafe folgen zu lassen. Eine so gefährliche Macht bildeten die Janitscharen selbst dem Sultan gegenüber.

Nicht besser erging es selbst dem größten aller osmanischen Herrscher, Soliman dem Großen (1496 bis 1566). Beim Antritt seiner Regierung mußte er den Janitscharen mehr als 80 Dukaten für jeden Kopf zahlen. Als er dann einige Zeit das Kriegshandwerk ruhen ließ und sich

den Freuden der Jagd überließ, vermißten die Soldaten die gewohnte Beute und begannen, in der Hauptstadt die Häuser zu plündern. Darüber ergrimmt, tödtete zwar Soliman einige der Rädelsführer mit eigener Hand, allein er mußte sich vor der empörten Rotte schleunigst zurückziehen, mußte sogar zu ihrer Beschwichtigung noch 200,000 Dukaten unter die Aufrührer vertheilen und sich zu einem neuen Kriegszuge bequemen.

Unter den folgenden Sultanen wiederholten sich diese Auftritte nicht nur, sondern nahmen an Ausdehnung und Unverschämtheit noch mehr zu. In den Augen dieser verwilderten Soldateska genossen weder Kaiser noch Reich eine Achtung, und wenn es galt, dem Sultan Geld abzupressen, so wurde ohne Schonung vorgegangen. Einmal ließ man den neuen Regenten nicht eher in seinen Palast ein, als bis er ein namhaftes Geschenk und zugleich eine Erhöhung des Soldes versprochen hatte. Der Staatsschatz wurde dabei immer mehr erschöpft. Im Dezember 1574 mußten zur Befriedigung der Janitscharen nicht weniger als 110 Beutel Goldes, jeder zu 10,000 Dukaten, also im Ganzen 1,100,000 Dukaten daraus entnommen werden. Als man nun 1589 auf den Ausweg verfiel, dem herrschenden Geldmangel durch schlechte Münzprägung aufzuhelfen und den Soldaten kupferrothes Silber als Löhnung auszuzahlen, stürmten die empörten Janitscharen das Serail und ermordeten die kaiserlichen Beamten, die sie für schuldig hielten.

Fortan waren die Janitscharen die eigentlichen Herrscher im Reiche. Allenthalben zeigte sich der Verfall, und

die Verwirrung erreichte allmählig den höchsten Grad. Zu der Zerrüttung der Finanzen kamen Empörungen der Provinzialstatthalter, Niederlagen im Kriege und neue Meutereien der Janitscharen. Der Eroberungszug, den Achmed's Nachfolger, Kara Mustapha, 1683 gegen Oesterreich unternahm, verlief nach der vergeblichen Belagerung Wiens (24. Juli bis 12. September 1683) so unglücklich, daß ganz Mittelungarn mit Ofen den Türken verloren ging und die Kaiserlichen nach dem Sieg bei Mohacs (12. August 1687) in Serbien eindrangen, während gleichzeitig die Venetianer Morea und Kephalonia wieder eroberten. Sultan Mohammed ward daher 1687 vom Throne gestoßen, aber auch seine Nachfolger, Soliman III. (1687 bis 1691) und Achmed II. (1691 bis 1695) vermochten den türkischen Waffen den Sieg nicht wieder zu erringen. Niederlage folgte auf Niederlage, und ein Sultan nach dem andern wurde von den Janitscharen gestürzt. Mehrere andere, wie z. B. Achmed III., welcher feiger Weise auf das Verlangen der empörten Soldaten hin seinen Vezier, sowie die übrigen Minister hatte hinrichten lassen, wurde nicht nur zur Abdankung genöthigt, sondern auch in's Gefängniß geworfen und ermordet (1736). Es gewann schier den Anschein, als wenn das Gesindel, welches sich die Uniform der Janitscharen zu verschaffen gewußt hatte, nur deshalb immer von Neuem den Thronwechsel betrieb, um das üblich gewordene Huldigungsgeschenk von dem neuen Herrscher einstreichen zu können. Der Großvezier Kabakulak hatte zwar einmal den Muth, ein ernstes Exempel zu statuiren, indem er binnen drei

Tagen 7000 Empörer über die Klinge springen ließ, allein das schaffte nur vorübergehend Ruhe.

Da ergriff 1789 das Scepter der Sultan Selim III., der sich die Reform des osmanischen Reiches zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Seine Stellung war eine ebenso schwierige als gefährliche. Einerseits bedrängten ihn die Russen, andererseits die Franzosen, im Innern gährte die Unzufriedenheit, und die unglaublichste Zuchtlosigkeit machte sich breit. Selim that, was er konnte. Er erkannte in den Janitscharen mit Recht die Wurzel alles Uebels und sann zunächst auf deren Ausrottung. Zu diesem Zwecke plante er eine völlige Umgestaltung des Heerwesens nach europäischem Muster und brachte diese auch in der Hauptsache zur Ausführung. Allein dadurch erbitterte er die zügellose Soldateska auf's Höchste. Am 28. Mai 1807 drangen die Janitscharen, 15,000 Mann stark, in die Vorstadt Pera, wiegelten auch das Volk in der Hauptstadt gegen den Herrscher auf und erzwangen seine Absetzung. Selim ward in einem Kiosk des Serails gefangen gesetzt, und als am 28. Juli 1808 sein Anhänger Mustapha Beiraktar behufs seiner Wiedereinsetzung in Konstantinopel eindrang, ermordete man ihn.

Erst dem ebenso klugen als entschlossenen Sultan Mahmud II., welcher von 1808 bis 1839 regierte, war es vorbehalten, sein Reich durch ein furchtbares Blutbad von diesem fressenden Krebsschaden zu befreien.

Es war im Juni 1826, als der genannte Herrscher eine große Musterung der Truppen vornahm. Dabei ließ er die Janitscharen wiederholt sehr anstrengende Uebungen

machen, die indeß nur zu deutlich zeigten, daß sie aller Gewandtheit und Ausdauer ermangelten. Seit langen Zeiten solcher anstrengenden Aufgaben völlig entwöhnt, fingen sie an, über die gestellten Anforderungen zu murren, und bald entstand ein förmlicher Tumult. Die Truppe zerstreute sich in die Straßen, ließ ihren Aerger an Jedem aus, der ihr in den Weg kam, und drang sogar in das Haus des Aga (Oberbefehlshaber), um diesen zu ermorden; derselbe war jedoch bereits geflohen, und so rächte man sich durch Zerstörung seines ganzen Hauses. Der Aufruhr wuchs von Stunde zu Stunde, große Volkshaufen verbanden sich mit der empörten Miliz, plünderten und zerstörten die Paläste, verwüsteten die öffentlichen Gebäude und beschimpften den Sultan und seine Minister. Mahmud II. schien auf dies Alles vorbereitet. Er weilte eben einige Meilen von Konstantinopel entfernt im Beschiktasch-Kiosk. Dort rief er auf die Kunde von dem, was in der Hauptstadt geschehen, einen Rath seiner angesehensten und treuesten Beamten zusammen und erklärte ihnen, daß er dem Unwesen der Janitscharen energisch zu steuern entschlossen sei. Darauf ließ er die heilige Fahne des Propheten aus der kaiserlichen Schatzkammer holen, was seit fünfzig Jahren nicht mehr geschehen war, und wodurch jeder Bekenner des Islam aufgerufen wird, die Waffen zu ergreifen. Der Sultan selbst folgte der Fahne mit seiner Umgebung, während er den Koran in der Hand trug und daraus vorlas. Oeffentliche Ausrufer verkündigten aller Orten den feierlichen Aufzug, und sogleich schlossen sich Tausende von bewaffneten Männern dem-

selben an. Der Mufti pflanzte hierauf die heilige Fahne auf der Kanzel der Moschee auf, und der Sultan sprach den Fluch über alle Diejenigen aus, die sich nicht in demüthiger Ergebenheit unter diesem heiligen Symbol vereinigten. Dann schickte er Boten an die Aufrührer und ließ ihnen Verzeihung entbieten, wenn sie ihren ungerechten Forderungen entsagen, ihr Vergehen bekennen und auf der Stelle zur Ruhe und Ordnung zurückkehren würden.

Allein mit Hohn und Verachtung wiesen die frechen Rebellen diese Anträge zurück, ermordeten sogar die Ueberbringer derselben und stellten die Gegenforderung, der Sultan möge sich jeder Neuerung im Heereswesen enthalten und ihnen gewisse mißliebige Offiziere ausliefern. Jetzt war die Geduld des Herrschers erschöpft. Mit einer Streitkraft von 60,000 Mann, auf deren Treue er rechnen konnte, rückte er gegen die Empörer aus. Sie wurden umringt und auf einem freien Platze eingeschlossen. In wenigen Minuten war ihr Schicksal entschieden. Unter furchtbarem Gemetzel wurden sie Mann für Mann niedergemacht. Ein Theil hatte die Flucht ergriffen und sich in die Kasernen zu retten gesucht; allein diese wurden hinter ihnen verrammelt und in Brand gesteckt, so daß sie Alle den Tod in den Flammen fanden. Ganze Haufen lagen unter der rauchenden Asche begraben. Ebenso thürmten sich die Leichen auf den Straßen auf. Während der beiden folgenden Tage blieben die Thore der Stadt geschlossen bis auf eines, durch welches die Landbevölkerung hereingelassen wurde, um sich das furchtbare Blutbad anzusehen.

Nachdem endlich Alles wieder ruhig geworden, erschien

der Sultan in einer ganz neuen Uniform, begab sich in Begleitung der Großwürdenträger in die Moschee und erklärte hier das Corps der Janitscharen für alle Zeiten aufgehoben. An ihre Stelle trat eine neue Armee, bestehend aus den dem Sultan treugeliebenen Topdschi (Kanoniere), Kumbaradschi (Bombardiere) und Bostandschi (Wächter der großherrlichen Gärten).

Man rechnet die Zahl der gefallenen Janitscharen auf 15,000, eine noch größere Zahl, gegen 20,000, wurde in die Verbannung geschickt. Mehrere Tage lang war eine große Menge Wagen damit beschäftigt, die Leichen aus der Stadt zu schaffen und dem Hafen sowie dem Bosporus zuzuführen. Man sah sie daselbst in Massen schwimmen und der Sturm trieb sie bisweilen an das Ufer. Selbst Schiffe wurden dadurch in ihrem Laufe gehindert.

Mahmud's Absicht aber war erreicht: die Pestbeule der Janitscharen war durch eine gewaltsame Operation aus dem Körper des türkischen Staates herausgeschnitten, und das Volk begann wieder aufzuathmen.

Mannigfaltiges.

Ein Brief Hogarth's. — Der berühmte englische Maler William Hogarth (gest. 1764) malte im Beginne seiner Künstlerlaufbahn, um seinen Unterhalt zu gewinnen, Porträts, eine Beschäftigung, die er aber bald aufgab, weil er es nicht über sich

gewinnen konnte, zu schmeicheln, und sein Hang zur Satire unwiderstehlich war. Einst ließ sich ein Edelmann von ungewöhnlicher Häßlichkeit bei ihm malen. Hogarth that es mit der größten Treue, und die treffende Aehnlichkeit des Porträts befriedigte den Künstler selbst und Alle, die es sahen. Nur dem Edelmanne gefiel sein getreues Konterfei gar nicht, es war eben nicht geschmeichelt; er dachte auch gar nicht daran, das Bild abholen noch bezahlen zu lassen. Der arme Künstler wartete einige Zeit vergeblich, endlich mahnte er den Edelmann. Aber dieser gedachte ihn mit Grobheiten und Schmähungen zu bezahlen, und verbot bei einem zweiten Versuche des Malers, sein Geld zu erlangen, demselben sein Haus. Darauf schrieb der Künstler folgenden originellen Mahn- und Drohbrief: „William Hogarth empfiehlt sich Lord Ch. gehorsamst; da Sie dem Anscheine nach das für Sie gefertigte Gemälde nicht nehmen wollen, so muß Sie Hogarth nochmals an die Bezahlung erinnern, weil er das Geld braucht. Wenn also Ihro Gnaden das Bild nicht in drei Tagen bei mir abholen lassen und die abgemachte Geldsumme dafür bezahlen, so wird es mit einem dazu gemalten Eselsschwanz und einigen anderen kleinen Attributen bei Herrn Hare, dem berühmten wilden Thiermann, ausgestellt werden. Hogarth hat diesem Manne vorläufig schon versprochen, ihm dasselbe als eine werthvolle neue Acquisition für das Publikum zum Ausstellen zu überlassen, falls es Ihro Gnaden nicht mögen." Am anderen Tage war das Bild gegen Bezahlung abgeholt und — wanderte sofort in's Feuer. J.

Voltaire und der Gehängte. — Als der berühmte Voltaire, dessen Eitelkeit mit den Jahren in's Gigantische gestiegen war, in der letzten Zeit seines Lebens noch einmal nach Paris kam, um sich daselbst im „Centrum der Welt" anbeten zu lassen, zeigten sich die Pariser zwar sehr beeifert, die Sehnsucht des selbstsüchtigen Greises zu erfüllen, blieben aber trotz

aller Bemühungen in wahrhaft sklavischen Huldigungen vielfach noch hinter den Forderungen des Unersättlichen zurück. Es war in der That schwer, wenn nicht unmöglich, den Dichter zu befriedigen; und derselbe gerieth schon in eine gewisse kalt-grimmige Stimmung, wenn einmal auch nur auf Minuten in seiner Gegenwart von etwas Anderem als von ihm selbst die Rede war. Zum Glück für seine Umgebung war Paris damals arm an Neuigkeiten, und so ging es eine Weile erträglich; aber da kam plötzlich ein armer Sünder dem berühmten Manne in die Quere, und nun erfuhr die bisher auf den Dichter konzentrirte Aufmerksamkeit eine entschiedene Ablenkung. Jener Unglückliche hatte einige sehr interessante Verbrechen begangen, eine sehr interessante Beichte abgelegt, und war endlich auf die interessanteste Weise gehängt worden; davon nun gar nicht reden, sich damit nicht beschäftigen zu sollen, war doch wahrlich zu viel verlangt von den Parisern, und so geschah es, daß einst bei einem glänzenden Diner zu Ehren Voltaire's der hingerichtete Frevler noch aus seinem Grabe heraus boshafterweise das Gespräch auf eine volle halbe Stunde auf sich und von dem eifersüchtigen Dichter abzog. Voltaire's galliges Gesicht verdüsterte sich von Minute zu Minute und nahm endlich eine so gefährliche Färbung an, daß eine junge spottlustige Dame, Mademoiselle de Riancourt, plötzlich die Hände erhob und warnend, in sehr hörbarem „Theaterflüstern" ihre Umgebung an ihre Pflicht erinnerte: „Um des Himmels willen, lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen, oder der Dichter stirbt uns vor Neid auf den Gehängten unter den Händen!" L. Z.

Ackerbautreibende Ameisen. — Von dem intelligenten Völkchen der Ameisen werden uns wahre Wunderdinge erzählt, nicht allein von ihren komplizirten wohleingerichteten Wohnungen, von ihren Straßen-, Tunnel- und Brückenbauten, sondern auch von ihrem wohlgeordneten Staate, ihren Kriegen und ihren

Soldaten, Arbeitern und Sklaven. Die merkwürdigsten aller Ameisen sind die ackerbautreibenden Ameisen, von denen uns aus Mexiko berichtet wird. Die großen braunen Insekten sammeln nicht nur Körner zu ihrem Bedarf, sondern säen auch solche aus und ernten sie nach der Reife ein, wobei sie, ebenso wie unsere Oekonomen, zweckentsprechende Anordnungen für die verschiedenen Jahreszeiten treffen. Außer anderen Beobachtern waren es namentlich Dr. Lincecum in Texas und seine Tochter, welche das wunderbare Treiben der Thiere zehn Jahre lang in der Umgebung ihrer Wohnung studirten und wahrnahmen, wie die fleißigen Thiere Getreide aussäeten und es landwirthschaftlicher Kultur unterwarfen. P. T.

Daubenton als Schäfer. — Unter der Schreckensherrschaft des Jahres 1793 war nicht nur die adelige Abkunft ein todeswürdiges Verbrechen, es genügte auch eine gewisse geistige Aristokratie, um vor den Revolutions-Ausschüssen verdächtig zu machen, und zahlreiche Gelehrte, Künstler, Dichter ꝛc. haben es mit dem Leben bezahlen müssen, daß sie ihre Umgebung geistig überragten. Hie und da regte sich dann wohl unter den wilden Sansculottenhaufen der Wunsch, irgend einen der verdächtigsten friedlichen Gelehrten zu retten und in seiner Stellung zu belassen, aber es bedurfte dann meist sehr seltsamer Mittel, um das erforderliche Zeugniß „sur le bon civisme“ (daß der Angeklagte ein guter Bürger sei) für denselben zu erlangen. Das war auch der Fall mit dem berühmten Naturforscher Daubenton, dem Freunde und Gehilfen Buffon's. Als Professor und Akademiker war er verdächtig, als Direktor des großen naturhistorischen Kabinets gleichfalls, und daraufhin ein sicherndes Zeugniß nicht zu erlangen. Da entsann sich ein kluger Kopf, ein ehemaliger Schüler Daubenton's, daß derselbe durch eine Schrift über Veredlung der Schafe sich Verdienste um Frankreich erworben habe, und nun wurde es leicht, dem „Schäfer Daubenton“

seine patriotische Gesinnung zu bezeugen und ihn in seiner Stellung zu belassen. L. Z.

Fossiles Elfenbein. — Ein sehr großer Theil des in der Kunstindustrie verarbeiteten Elfenbeins stammt aus der Aera vor der Eiszeit und besteht aus den Stoßzähnen des Mammuth, eines ausgestorbenen Dickhäuters, welcher vor unserer Epoche in jenen Gegenden sich aufhielt, die jetzt die nordasiatischen Steppen sind. In der Kälte der hereinbrechenden Eiszeit froren Tausende jener Thiere in den entstehenden Eisbergen ein, wo sie noch begraben liegen. Ein heißer Sommer enthüllt große Mengen der fossilen Knochen und Stoßzähne dieser Thiere, bisweilen sogar vollständige Körper, die sich nach Weltaltern noch so gut erhalten zeigen, wie sie es im Augenblicke ihres plötzlichen Todes waren. Die starken Wasser, welche durch das Schmelzen von Eis und Schnee während der wärmeren Monate entstehen, spülen diese Reliquien einer vorgeschichtlichen Zeit mit sich fort, bis sie angeschwemmt, gesammelt und zu Gegenständen verarbeitet werden, wie sie die Kultur des 19. Jahrhunderts verlangt. Indien, Ceylon und Afrika sind dadurch direkt betroffen, denn sie waren bis vor Kurzem die Elfenbeinlieferanten, und die Zufuhr von fossilem Elfenbein aus Sibirien bedeutet für diese heißen Länder eine Preiserniedrigung der Elfenbeinzähne, der kleinen Nachkommen jener Riesenthiere. Doch wird die bessere Qualität der indischen und afrikanischen Waare stets den Vorzug erhalten für Fabrikation von Gegenständen, die eine gute Farbe und gleichmäßiges Gefüge haben müssen. R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.